

RollingStone®

U2

**ÜBER 30
JAHRE
„JOSHUA
TREE“**

**SO
KAPUTT
WAR
MICHAEL
JACKSON**

**DAS ERSTE
INTERVIEW
MIT TOCHTER
PARIS**

**LAURA
MARLING**

**BESUCH BEI
ENGLANDS BESTER
SONGWRITERIN**

**JOSEF
HADER**

**ÜBER RECHTE
WÄHLER UND
GUTEN HUMOR**



**MAGNETIC
FIELDS**

—
**JOHN
PRINE**

—
**THE
JESUS
AND
MARY
CHAIN**

■
**MIT
CD
IM
HEFT**





INTRO präsentiert

AN EVENING WITH

SIGUR RÓS

09.10. BERLIN Tempodrom
12.10. HAMBURG Sporthalle
13.10. KÖLN Palladium
14.10. FRANKFURT/M. Jahrhunderthalle
[€ 40,- bis € 45,-]



MUSIKEXPRESS präsentiert

NICK CAVE & THE BAD SEEDS

07.10. FRANKFURT/M. Jahrhunderthalle [€ 54,- bis € 65,-]
09.10. HAMBURG Sporthalle [€ 52,- bis € 60,-]
12.10. DÜSSELDORF Mitsubishi Electric HALLE [€ 56,-]
22.10. BERLIN Max-Schmeling-Halle [€ 50,- bis € 60,-]
02.11. MÜNCHEN Zenith [€ 56,-]

TOURNEEN + KONZERTE MÄRZ – NOVEMBER 2017

BYTE FM, KULTURNEWS + FAZE MAGAZIN präsentieren

SHOBALEADER ONE

26.03. KÖLN Club Bahnhof Ehrenfeld
27.03. MÜNCHEN Strom
30.03. BERLIN Berghain
[€ 22,-]

BYTE FM, INTRO + MUSIKBLOG präsentieren

LOWLY

03.04. KÖLN Yuca
04.04. BERLIN Privatclub
05.04. HAMBURG Häkken
[€ 15,-]

VEVO + INTRO präsentieren

HER

12.4. BERLIN Prince Charles
[€ 16,-]

BYTE FM, KULTURNEWS + OX FANZINE präsentieren

BARRY ADAMSON

30.04. BERLIN Frannz Club
02.05. MÜNCHEN Kranhalle
03.05. KÖLN Blue Shell
04.05. HAMBURG Mojo Jazz Café
[€ 24,-]

BYTE FM, INTRO + PRO ASYL präsentieren

BOMBINO

02.05. BERLIN Heimathafen Neukölln
04.05. KÖLN Club Bahnhof Ehrenfeld
09.05. MÜNCHEN Strom
[€ 20,-]

INTRO präsentiert

SEU JORGE

The Life Aquatic / A Tribute To David Bowie
06.06. BERLIN Admiralspalast
[€ 45,- bis € 55,-]

DIE ANTWOORD

23.06. – 25.06. SCHEESSEL Hurricane Festival [€ 199,-]
23.06. – 25.06. NEUHAUSEN OB ECK Southside Festival [€ 219,-]

CAFÈ ROYAL präsentiert

ROBBIE WILLIAMS

Special Guest: ERASURE

28.06. DÜSSELDORF ESPRIT Arena [€ 74,- bis € 117,-]
11.07. HANNOVER HDI-Arena [€ 74,- bis € 117,-]
19.07. FRANKFURT/M. Commerzbank-Arena [€ 74,- bis € 117,-]
22.07. MÜNCHEN Olympiastadion [€ 64,- bis € 117,-]
25.07. BERLIN Waldbühne – Ausverkauft!
26.07. BERLIN Waldbühne – Ausverkauft!

Nur noch Restkarten verfügbar!

Der Verkauf der Tickets erfolgt ausschliesslich Online

KRAFTWERK 3-D

Special Guest: AIR

01.07. DÜSSELDORF Ehrenhof
[€ 50,-]

Tickets ebenfalls erhältlich an allen bekannten Vertragsvorverkaufsstellen.
Die angegebenen Ticketpreise gelten für den Vorverkauf zzgl. Gebühren.
Weitere Konzerte anderer Künstler in Vorbereitung.
Änderungen vorbehalten.

Infos unter www.mct-agentur.com und www.facebook.com/MCTAgenturGmbH
Veranstalter: MCT Agentur GmbH

TICKETS.DE



MCT

Im Land der Freien

Was unsere Titelgeschichte über Depeche Mode mit Donald Trump zu tun hat

WIE GEWALTIG DER KULTURBRUCH IST, DEN Donald Trump zu verantworten hat, zeigt sich an alltäglichen Absurditäten. Daran, dass Dave Gahan den ROLLING-STONE-Redakteur besorgt fragt, ob er Probleme bei der Einreise in die USA gehabt habe – wegen seines „persischen Namens“. Sassan Niasseri traf den Depeche-Mode-Sänger für unsere Titelgeschichte in einem Café in Manhattan, und die ersten Minuten des Gesprächs drehten sich um ein Thema: Trump. Gahan, selbst Engländer, lebt seit 20 Jahren in New York, er liebt das Kosmopolitische dieser Stadt, das er nun infrage gestellt sieht.

Ich weiß nicht, was der 45. US-Präsident bis zum Erscheinen dieses Heftes noch alles angerichtet haben wird. Heute, am Tag des Redaktionsschlusses, ist die Liste der Ungeheuerlichkeiten bereits sehr lang. Mit seinem Gruselkabinett im Rücken und einem goldenen Füller in der Hand unterzeichnet Trump fast täglich Dekrete, mit denen die Bürger- und Menschenrechte, kurz: die Freiheit im Land der Freien und der Heimat der Tapferen immer stärker eingeschränkt wird. Neben Monstrositäten wie dem Einreisestopp, dem Mauerbau und der Rückabwicklung von Obamacare gehen die vielen

kleinen Eingriffe in die Freiheit fast unter – die Streichung der staatlichen Fördermittel für Geisteswissenschaften, Klimaforschung und Familienplanung beispielsweise. Die USA rücken nicht einfach nur nach rechts – der Präsident und sein Gefolge scheinen das ihnen verhasste „System“ an sich zerstören zu wollen. Sie benehmen sich wie nationalrevolutionäre Bolschewiki, angeführt von einem empathiefreien, jähzornigen Narzissten, deren Schlachtruf „America first“ die Welt zu Recht in Angst und Schrecken versetzt.

Doch in den Institutionen und auf den Straßen organisiert sich Widerstand. Und abgesehen von Theresa May und Victor Orbán scheint sich Trump außerhalb der USA bisher kaum Freunde gemacht zu haben. Viel hängt davon ab, Marine Le Pen in Frankreich zu verhindern und die AfD in Deutschland zu bekämpfen.

„Wir müssen uns daran gewöhnen, dass in den nächsten vier Jahren unter Trump nichts Sinnvolles geschehen wird“, sagt Dave Gahan nüchtern. Unser Interview mit ihm ist übrigens das erste, das Depeche Mode zur Veröffentlichung ihres neuen Albums und der anstehenden Tournee gaben.

Viel Politik, aber blättern Sie weiter, dann kommt die Musik.

Thanks for listening!

Ihr Sebastian Zabel

GLASHAUS

TASSE KAFFEE: Mit zwölf Jahren besuchte ROLLING-STONE-Online-Chef *Sassan Niasseri* sein erstes Depeche-Mode-Konzert. 1988 trat die Band noch nicht im Stadion auf, sondern in der Oldenburger Weser-Ems-Halle. Die Musiker ließen ihn nicht mehr los, als Journalist hat er sie schon ein paar Mal getroffen. Vor dem Interview in New York wunderte er sich – ganz entgegen Dave Gahans Sorge – bei der Einreise in Trumps



Amerika über zuvorkommende Zollbeamte („How can I help you, Sir?“). Wie Teilnehmer eines Detektiv-Seminars wirkten indes die Schalterangestellten auf dem Flughafen in Berlin-Tegel: „Wo kommt ihr Name her? Aha. Und wer hat ihren Koffer gepackt?“ Am Ende saß er glücklich Dave Gahan bei einer Tasse Kaffee gegenüber. Worüber die beiden sich sich noch unterhielten, lesen Sie auf Seite 36.

WUNDE KNIE: Man kann nicht gerade behaupten, dass unsere Redaktion irre sportlich ist. Maik Brüggemeyer schaut gern Fußball, Arne Willander eher Tennis, und Sebastian Zabel schafft



es gelegentlich zum Schwimmen. Eine rühmliche Ausnahme ist *Klaus Kalaß*, unser Grafiker. Bereits zum fünften Mal nahm er am „Tough Guy“-Wettbewerb im britischen Wolverhampton teil. Dort musste er über schweres Geläuf rennen, durch Matsch und Betonröhren robben, über brennende Heuballen springen und in eiskaltem Wasser tauchen. Dreieinhalb

Stunden brauchte Klaus für den Parcours. Das Resultat: aufgeschürfte Beine, eine Magenverstimmung und eine Medaille.

NEU DABEI: Ihre erste selbstgekauften Platten waren „Burn-in“ von den Wailers und „The Score“ von den Fugees. Aktuell hört *Eva Dahlke* Kate Tempest, Alicia Keys, Solange, aber gern auch mal Patti Smith. Die Hamburgerin liebt New York, geht ständig ins Kino, liest blutrünstige Thriller und freut sich auf das Konzert der Beginner. Seit diesem Monat ist *Eva Dahlke* die neue Vermarktungschefin am Mehringdamm und kümmert sich um die Anzeigenkunden des ROLLING STONE.





Nach vier Jahren kehren Depeche Mode mit ihrem neuen Album „Spirit“ zurück.

MUSIKEXPRESS nimmt das zum Anlass, um die legendäre Band, die wir von Anfang an journalistisch begleitet haben, ganz besonders zu würdigen.

Der April-Ausgabe des MUSIKEXPRESS liegt eine exklusive Vinyl-7-Inch-Single von Depeche Mode bei.

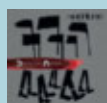
Auf der A-Seite findet sich „Where's The Revolution“ vom neuen Album „Spirit“, auf der B-Seite der Song „Should Be Higher“ vom Album „Delta Machine“ in einer Live-Version aus Berlin, die bisher auf Vinyl unveröffentlicht war.

Diese Single wird nur in der nächsten MUSIKEXPRESS-Ausgabe erhältlich sein.

AB DEM 16. MÄRZ AM KIOSK

oder direkt bestellen

musikexpress.de/shop



**SPIRIT - DAS NEUE STUDIO-ALBUM
VON DEPECHE MODE
AB 17. MÄRZ ERHÄLTlich**

RS269

ROCK & ROLL

- 9 Von Hurray For The Riff Raff bis Boss Hog**
Stories und Interviews: Yasmine Hamdan, Michael Chapman, Judith Holofernes, Matthias Schweighöfer, Guy Delisle, Valerie June u. a.
- 20 Jubiläum des Monats: „The Joshua Tree“**
Andy Greene spricht mit U2 über ihr Meisterwerk von 1987, das die Band in diesem Jahr erstmals komplett live spielen wird

FEATURES

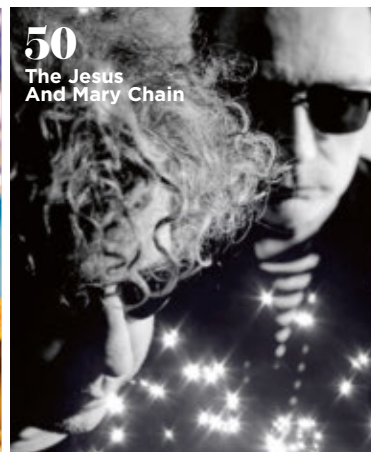
- 36 Depeche Mode: Revolution jetzt!**
Im exklusiven RS-Interview mit Sassan Niasseri in New York erklärt Dave Gahan, warum es auf dem neuen Depeche-Mode-Album um Drohnenkriege und Fake News geht, wie er mit David Bowie Elternabende besuchte – und wie sich das Leben im Trump-Amerika anfühlt
- 46 Laura Marling: Terror des Schönen**
Sie zitiert Rilke und versteht ihre Musik als Handwerk: Robert Rotifer trifft die wichtigste Songschreiberin ihrer Generation in London
- 50 Jesus And Mary Chain: Zurück zum Lärm**
Vor 30 Jahren verquickte die schottische Band den Pop der Shangri-Las mit Feedbacklärm. Markus Schneider spricht mit den Reid-Brüdern über Alkohol, Schlägereien, Kinder und das neue Album
- 54 The Magnetic Fields: 50 Jahre, 50 Songs**
Stephin Merritt hat mit seiner Band schon viele unkonventionelle Alben aufgenommen. Wie er auf die Idee kam, seine Memoiren in Form von 50 Liedern zu schreiben, erklärt er Maik Brüggemeyer
- 60 Paris Jackson: Mein Vater Michael Jackson**
Mit Brian Hiatt spricht die Tochter des King of Pop zum ersten Mal über den Teufelskreis aus Drogen und Selbstmordversuchen, der ihre Jugend zur Hölle machte. Und über den Tod ihres Vaters
- 66 John Prine: Comeback mit 70**
Patrick Doyle besucht den Mark Twain des amerikanischen Songs, der mit 70 Jahren ein unerwartetes Comeback erlebt
- 72 Josef Hader: Rausch mit Formzwang**
Der österreichische Kabarettist hat zum ersten Mal Regie geführt. Maik Brüggemeyer spricht mit Hader über die Doors und François Truffaut, über Rechts-Wähler und seinen lustigen Film „Wilde Maus“
- 76 RS-Legenden: Billy MacKenzie**
Arne Willanders Notizen zum kurzen Leben des Sängers der Associates – und dem wohl besten 80er-Jahre – einem erratischen, flamboyanten Adepten von Girlpop, Glam und Oper

REVIEWS

- 81 Neue Alben, Reissues & Konzerte**
Spoon: „Hot Thoughts“. Plus: Ed Sheeran, Christiane Rösinger, The Feelies, Temples, Sleaford Mods, Sinkane, Alejandro Escovedo, Son Volt, Dirty Projectors, George Jones, Gerry Rafferty, Cream, Lee Hazlewood, Einstürzende Neubauten, Green Day und mehr
- 106 Kino, DVDs & Bücher**
„Moonlight“, „Certain Women“, „I Want To Hold Your Hand“, „The Sea Of Trees“, Marlon James, Chris Kraus, Daniel Clowes und mehr



60
Paris
Jackson



50
The Jesus
And Mary Chain



54
The Magnetic Fields



72
Josef
Hader

DAS COVER Depeche Mode, fotografiert von Anton Corbijn, 2017

MAILBOX

BESCHWERDEN & LIEBESERKLÄRUNGEN



Debütalben 1

Als jemand, der den deutschen „Rolling Stone“ seit Jahrzehnten liest und insbesondere das Wirken von Arne Willander stets aufmerksam registriert, ist mir spätestens bei der Nummer 46 der 70 vermeintlich besten Debütalben aufgefallen, dass hier manipuliert bzw. postfaktische Realität produziert wurde. Ich bin sicher, dass Arne Willander Heinz Rudolf Kunzes Machwerk nicht nur rezensiert, sondern auch in die Liste geschmuggelt hat, weil es keinen zweiten Menschen auf dieser Welt gibt, der in dieser Hinsicht seine Meinung teilt. Als Außenstehender kann ich leider das Wie nicht beurteilen (ich vermute nächtliches Hinzufügen von Strichen), aber das Dass ist für mich verdichtete Realität. Falls die Redaktion das Zustandekommen der Ergebnisse also nochmals zu recherchieren gedenkt: Das gibt mal wieder Watergate – jede Wette!

Claudius Jehle

Debütalben 2

Vor einigen Ausgaben die besten Scheiben der Neunziger ohne ein Album von Pearl Jam und jetzt die besten Debütalben ohne „Ten“. Was kommt denn als Nächstes? Die 100 besten Sänger ohne Eddie Vedder? So geht das nicht! Ich werde das im Auge behalten. Heißt natürlich, dass ich auch weiterhin zum Zeitschriftenhändler am Bahnhof renne, um mir den neuesten RS zu holen.

Stephan Trenn

Debütalben 3

Schade, dass ich (fast) jedes Eurer „RS“-Sonderhefte bereits gekauft habe, da ich mir als „Schlaumeier“ beziehungsweise „Schlauschulze“ ziemlich sicher bin, dass nach Euren Regeln Billy Joels erstes Album, „Cold Spring Harbor“, nicht in der „RS“-Liste der besten 70 Debütalben auftauchen dürfte, hatte er doch vorher bereits mit den Hassles zwei Alben und als Mitglied von Attila eine LP veröffentlicht, die bestimmt in einer Liste der übelsten Plattencover aller Zeiten einen der Topplätze innehat.

Thomas Schulze

Debütalben 4

- 1.) Bei der Tindersticks-Platte handelt es sich um kein richtiges Debüt, sondern die Band hat in der gleichen bzw. in ähnlicher Besetzung bereits 1991 eine Platte unter dem Namen Asphalt Ribbons veröffentlicht („Old Horse“, 1991)
- 2.) Vorläufer von Joy Division waren Warsaw mit eigener Veröffentlichung (EP „An Ideal For Living“).
- 3.) Neu! waren nicht neu, sondern bereits vorher bei Kraftwerk aktiv.

Reinhard Stahn

Debütalben 5

Eine Liste der besten Debütalben, die Kate & Anna McGarrigle berücksichtigt, ist per se lobenswert. Zum Cover: Hatte Emma Stone nicht früher mal Sommersprossen?

doc-f, im RS-Forum

Debütalben 6

Viele Stile, Richtungen, dazu Musik, die zwischen 1956 und 2004 entstanden ist. Und gute Musik bleibt einfach gute Musik. Eine Liste, in der sich halt einiges Altbewährte wiederfindet. So what? Dass allerdings HRK in den Top 50 erscheint, impliziert für mich, dass die meisten Bands und Interpreten, die ich schätze, überhaupt keine Debütalben veröffentlicht haben. Die müssen alle direkt mit dem zweiten Album gestartet sein.

pipe-bowl, im RS-Forum

Gute Mischung

Alles in allem eine Ausgabe, die viele Artikel hat, die mich ansprechen, und einen guten Mix an für mich neuen Informationen beziehungsweise Künstlern und schon bekannten, aber gut beleuchteten Klassikern enthält.

j-w, im RS-Forum

Stones vs. Stone

Beim Kiosk im Supermarkt vor ein paar Tagen erklang eine sonore Stimme von hinten: „Hey, ich wusste gar nicht, dass du solche Zeitschriften kaufst!“ Ich: „Das ist der ‚Rolling Stone‘, und die Dame auf dem Titel ist Emma Stone.“ Antwort: „Die Stones kenne ich, aber Emma nicht. Hat die was mit denen zu tun?“ Ich: „Du solltest dringend dein Freizeitverhalten überdenken!“

biggli, im RS-Forum

Pop-Tagebuch

Ein Windspiel ist was komplett anderes als ein ‚wind instrument‘ – das meint nämlich einfach Blasinstrument. Ein Windspiel hängt man in den Wind. Das mit den Fagottisten hätte man auch nach kurzer Google-Recherche interessanter gestalten können, in Richtung J. S Bach bis John Grants „Jesus Hates Faggots“.

Michael Vonau

Korrekturen

Nicht zwei, sondern fünf nicht ganz „echte“ Debütalben haben sich in unsere Liste geschlichen: Billy Joel (machte zuvor Platten mit den Hassles und Attila), Tindersticks (Stuart Staples hatte mit der Vorläuferband Asphalt Ribbons zwei EPs und eine Mini-LP eingespielt), Neu! (Klaus Dinger und Michael Rother waren am ersten Kraftwerk-Album beteiligt), Led Zeppelin (Jimmy Page spielte auf dem letzten Album der Yardbirds, „Little Games“), Big Star (Alex Chilton nahm zuvor Platten mit den Box Tops auf). Und noch ein Fehler: „This Charming Man“ ist nur auf der US-Version des ersten Smiths-Albums enthalten. Danke, liebe Leser, für Eure Aufmerksamkeit!

Rolling Stone

KUNDEN- UND ABONNENTEN-SERVICE:

Abo-Service Rolling Stone, Postfach 10 03 31, 20002 Hamburg, Tel.: 040/465 60-5165 Fax: 040/3472 9517, E-Mail: abo@rollingstone.de Markenabo (Printabo mit digitalem Archiv-Zugang): jährlich 85,89€ inkl. MwSt & Zustellgebühr Printabo: jährlich 75,90€ inkl. MwSt & Zustellgebühr Digitaler Archiv-Zugang: 24,99€ inkl. MwSt. Schweiz: 158,49 CHF p.a., Österreich: 92,49 € p.a., Rest auf Anfrage

axel springer
mediahouse berlin

ROLLING STONE DEUTSCHLAND

erscheint monatlich in der Axel Springer Mediahouse Berlin GmbH Mehringdamm 33, 10961 Berlin Telefon: 030/3 08 81 88-0, Fax: -221 E-Mail: redaktion@rollingstone.de Leserbrief: post@rollingstone.de www.rollingstone.de

REDAKTION

Chefredakteur: Sebastian Zabel (v.i.S.d.P.)

Stv. Chefredakteur: Arne Willander

Art Direction: Walter Schönauer

Redaktion: Maik Brüggemeyer, Birgit Fuß (CvD), Fabian Peltch, Helena Düll (Volontärin)

Redaktionelle Mitarbeit: Max Götsche, René Reinholz (Schlussredaktion), Marc Vetter

Grafik: Klaus Kalaß

Bildredaktion: Friederike Gockeler

Online-Redaktion: Sassan Niasser (Lg.)

Redaktions-Assistenz: Sabine Neusser

Koordination CD-Beilagen: Arne Willander

Autoren: Wolfgang Doebeling, Hubert Meyer-Burckhardt, Benjamin von Stuckrad-Barre

Ständige Mitarbeiter: Jens Balzer, Andreas Banaski, Gunter Blank, Andreas Busche, Laura Ewert, Jörg Feyer, Stefan Franzen, Stephan Glietsch, Bernd Gockel, Philipp Haibach, Martin Hossbach, Friederike John, Daniel Kiecol, Rüdiger Knopf, Frank Lähmann, Dr. Alexander Müller, Ralf Niemczyk, Hans Peters, Eric Pfeil, Günther Reinhardt, Robert Rotifer, Frank Schäfer, Jörn Schlüter, Markus Schneider, Franz Schöler, Klaus von Seckendorff, Frank Thiedes, Jürgen Ziemer, Jenni Zylka

Mitarbeiter dieser Ausgabe: Verena Brandt, Andrew Catlin, Patrick Desbrosses, Patrick Doyle, Martin von den Driesch, Andy Greene, Cornelis Hähnel, Björn Hayer, Brian Hiatt, Jonas Holthaus, Thomas Hummitzsch, Jan Jekal, Valeria Kromm, Daniel Mackie, Gérard Otremba, Sylvia Prah, Tom Sheehan, Rüdiger Suchsland, Peter Travers, Naomi Webster-Grundl

VERLAG

Verlagsgeschäftsführung: Jan Bayer, Petra Kalb

Managing Director Marketing und Sales

Leitung Sales: Christian Müller

Disposition: Nadine Misdzioł (für Anzeigen verantwortlich)

Anzeigenverkaufsleitung

Bild- und Tonträger: Dirk Laubinger

Anzeigenkontakt: (Print & Online)

Telefon: 030/3 08 81 88-214, Fax: 030/3 08 81 88-223. Es gilt die

Anzeigen-Preisliste Nr. 24 vom 1.1.2017

Objektleitung: Volker Schadt

Abo-Service: Bernd Wierschin

Verlagskoordinator: Stefan Wilke

Objektvertriebsleitung: Benjamin Pfleger

Vertrieb: DPV Vertriebsservice GmbH, Süderstr. 77, 20097 Hamburg

Herstellung: Thomas Künne, Andy Dreyer

Litho: Imagepool, Berlin

Druck: Dierichs Druck & Media GmbH & Co. KG

Peter Reiting, Frankfurter Straße 168, 34121 Kassel

Geschäftsbereichsleitung Digital: Christian Schaefer

Gesamtleitung digitale Medien: Matthias Fricke

Für unverlangt eingesandtes Text- und Bildmaterial wird keine Haftung übernommen. Der Export der Zeitschrift ROLLING STONE DEUTSCHLAND und ihr Vertrieb im Ausland sind nur mit Genehmigung des Verlages zulässig. Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages oder infolge von Störungen des Arbeitsfriedens bestehen keine Ansprüche gegen den Verlag. ISSN 1612-9563

ROLLING STONE USA

Editor & Publisher: Jann S. Wenner

Managing Editor: Jason Fine

Deputy Managing Editor: Nathan Brackett

Assistant Managing Editor: Sean Woods

Senior Writers: David Fricke, Brian Hiatt, Peter Travers

Senior Editor: Christian Hoard

Design Director: Joseph Hutchinson

Creative Director: Jodi Peckman

Vice President: Timothy Walsh

Publisher: Michael Probus

Head of Digital: Gus Wenner

Editorial Operations Director: John Dragonetti

Licensing and Business Affairs: Maureen A. Lamberti

(Executive Director), Aimee L. Schechter (Director)

Copyright © 2017 by ROLLING STONE LLC. All rights reserved. Reproduction in whole or in part without permission is prohibited. The name ROLLING STONE and the logo thereof are registered trademarks of ROLLING STONE LLC, which trademarks have been licensed to AS Mediahouse Berlin GmbH.

AWA

WELT

JETZT MIT  **Spotify**

News + Musik im Paket: über 60% sparen!



**Inklusive
Spotify
Premium**

Vorteile für Premium-Nutzer:

- | 30 Millionen Songs und Playlists für jede Stimmung
- | jede Woche neue Singles und Alben
- | Neu: jetzt auch Hörbücher genießen
- | offline hören

Jetzt wird's laut:

WELTplus Premium + Spotify Premium mit Sparvorteil.

Neu: Sichern Sie sich WELTplus Premium mit den digitalen Produkten der WELT (WELT.de, Smartphone-App, Tablet-App), genießen Sie den werbefreien Musikgenuss mit Spotify Premium und sparen Sie über 60%!

Ab **12,99€** mtl.

Gleich bestellen unter www.welt.de/spotify

Kunst kann nicht modern sein. Kunst ist uralte.

Egon Schiele



BLAU

EIN KUNSTMAGAZIN

BLAU erscheint monatlich
in der WELT und im ausgewählten
Zeitschriftenhandel



DIE  WELT

POP AUS BEIRUT S. 18

Yasmine Hamdan erklärt Markus Schneider, wie sie ihre libanesische Herkunft mit ihrer französischen Wahlheimat verbindet

REISE NACH FÄRÖER S. 22

Songschreiberin **Judith Holofernes** spricht mit Max Gösche über Chaos, Frauenfiguren und die Tücken ihres neuen Soloalbums

RÜCKKEHR MIT KRACH S. 17

Warum **Boss Hog** nach langer Pause wieder ein Album mit Songs über Erotik und Elend aufgenommen haben, erfährt Sassan Niasseri

Rock & Roll

Nach vorn, Schwestern!

Vom Straßenpunk zur Stimme eines neuen hispanischen Selbstbewusstseins: Alynda Segarra hat mit ihrer Band HURRAY FOR THE RIFF RAFF das definitive Rock-Konzeptalbum für die Ära Trump geschrieben

Von Fabian Peltsch

ALYNDA SEGARRA BETRITT die Bühne wie eine Revolutionärin aus dem Bilderbuch: schwarzes Tanktop, schwarze Baskenmütze, dazu ein Gesicht, dem der angriffslustige Ausdruck angeboren scheint. Gleich wird sie die Faust in die Luft recken, schwarz behandschuht, und den Palästen dieser Welt den Krieg erklären. Meint man. Stattdessen lächelt die 29-Jährige schüchtern in den beengend kleinen, prall gefüllten Londoner Kellerclub und haut mit einer ruckartigen Bewegung das erste Riff von „Living In The City“ in die Saiten, mit dem auch das neue Album ihrer Band Hurray For The Riff Raff beginnt. Es ist das erste Konzert dieser Tour und das erste Mal, dass sie die neuen Lieder vor Publikum spielt. Und auch wenn die militanten Gesten in den folgenden anderthalb Stunden ausbleiben, macht Segarra dem Publikum doch unmissverständlich klar, dass ihr eine Menge auf der Seele brennt. „*The Navigator*“ ist zutiefst persönlich und gleichzeitig das politischste Album, das die Musikerin aus New Orleans je aufgenommen hat. „Es ist fast ein Theaterstück“, erzählt sie uns knapp zwei Stunden vor ihrem Auftritt im Club Sebright Arms. „Es gibt einen Epilog, zwei Akte – und dann ein großes Finale.“

Der Plot der „*Navigator*“-Saga, Kurzversion: Ein Immigrantinnenmädchen namens Navita kämpft in einer dystopischen Großstadt ums Überleben, gerät im von Rassismus und Klassenkampf geprägten Alltag jedoch immer wieder unter die Räder. Sie wünscht sich nichts sehnlicher, als „eines Tages aufzuwachen und nichts mehr wiederzuerkennen“. Eine geheimnisvolle alte Frau erfüllt ihr diesen Wunsch schließlich, aber auf die fiese alte Hexenart: Mit einem Fluch versetzt sie Navita in einen 50-jährigen Schlaf. Als die Heldin aufwacht, hat sich die Stadt noch weiter zum Schlechten entwickelt. „Alles ist bis zur Unbewohnbarkeit gentrifiziert. Die Menschen, die sie liebte, sind verschwunden oder in die Outskirts abgeschoben worden, auf eine trostlose, von Mauern umgebene Insel namens Rican Beach.“ Um den Kreislauf zu durchbrechen und ihre Familie wiederzufinden, muss Navita zum „Navigator“ werden, zum Steuermann der Entrechteten. Es ist eine sozialromantisch aufgeladene, „Der Zauberer von Oz“-artige Abenteuerreise, die ganz offensichtlich von Segarras eigener, von Scham und Zweifeln geprägter Biografie

KLEINE BÜHNE, GROSSE GESTEN
Alynda Segarra und Hurray For The Riff Raff



inspiriert ist. Die Songwriterin, die als Tochter puerto-ricanischer Eltern in der New Yorker Bronx aufwuchs, haderte jahrelang mit ihrer Herkunft. Ihr gesellschaftliches Umfeld gab ihr das Gefühl, dass niemand aus Puerto Rico jemals etwas Bedeutendes geleistet hat, erinnert sie sich. „Obwohl wir auf dem Papier zu den USA gehören, sind wir bis heute Bürger zweiter Klasse.“ Weil sich ihre Familie in den USA um Assimilation bemüht, lernt Segarra niemals Spanisch. Dafür entdeckt sie, ungefähr zur Zeit als George Bush jun. seine erste Amtszeit beginnt, den Punk. „Das Klima war politisch aufgeladen. Viele Punkbands untermalten ihre Konzerte mit Slideshows, es gab Protestveranstaltungen und Diskussionsrunden. Dann passierte 9/11, und wir hatten das Gefühl, dass sich die Welt unter diesem Typ langsam auf einen Abgrund zubewegt.“

Obwohl sich Segarra mit ihren bunten Dreadlocks, den Leopardendruck-Leggings und der mit Patches zugenähten Lederjacke den Punkpunks perfekt anpasst, fühlt sie sich auch dort nie ganz zugehörig. „Mir war bewusst, dass ich nicht weiß bin, andererseits fühlte ich mich als junger Punk in der puerto-ricanischen Community auch ziemlich fehl am Platz.“ Mit 17 legt sie einen Zettel auf den Küchentisch – „Es ist nicht eure Schuld“ – und verschwindet. „Ich war sehr idealistisch. Ich wollte die Welt mit eigenen Augen sehen. Meine Gedanken waren aber auch ganz pragmatisch: Ich wusste genau, dass ich in

einem normalen Arbeitsverhältnis niemals funktionieren würde. Ich musste mich also dringend nach alternativen Lebensweisen umsehen.“

Zwei Jahre lang lebt Segarra das Leben eines „Ramblin' Gal“, wie auch einer ihrer Songs heißt. Zusammen mit anderen jungen Ausreißern erkundet sie das Land, sie trampeln, springen auf Züge auf und schlafen unter freiem Himmel: „Steinbeck-style“, sagt sie und lacht. „Ich war ziemlich verwildert, als ich mit 19 in New Orleans ein neues Zuhause fand. Ich musste so vieles erst lernen: Wie mietet man ein Apartment? Wie bereitet man Essen zu, das nicht aus der Dose kommt?“ In der mythenumrankten Hafenstadt verdient sie ihr erstes eigenes Geld als Straßenmusikerin. Und entdeckt – dem Soundtrack des Coen-Brothers-Films „O Brother, Where Art Thou?“ sei Dank – ihre Liebe zu Bluegrass und Country. Als sie im Jahr 2011 das Projekt Hurray For The Riff Raff startet, verfolgt Segarra den Plan, den erdigen, traditionsreichen Sound von Woody Guthrie mit dem politischen Sendungsbewusstsein von Riot-Grrrl-Punkbands wie Bikini Kill zu verbinden. „Ich habe immer versucht, all die traditionellen, männlich besetzten Rollen – den Wanderer, den Tramp – mit Weiblichkeit aufzuladen. Eine Frau kann der Cowboy ihrer eigenen Geschichte sein“, sagt sie, schiebt aber gleich hinterher, dass die Reiseromantik für weibliche Landstreicher schneller an ihre Grenzen

LATIN X

PROUD AMERICA

Unter dem genderneutralen Begriff „LatinX“ bringt sich in den USA derzeit eine hispanische Subkultur gegen Donald Trump in Stellung. Eine ihrer wichtigsten Waffen ist die Musik

PRINCESS NOKIA

Queer, Afrolatina, androgyn und geeky: Destiny Frasqueri ist die große Hoffnung des Alternative HipHop. Ihre Musik soll „jung verheiratete Mädchen im Nahen Osten ebenso ansprechen wie homosexuelle Jungs in Ostasien“, so die 24-Jährige.

ELYSIA CRAMPTON

Die Familie der zwischen den Geschlechtern pendelnden Elektro-Produzentin entstammt dem indigenen Volk der Aymara. Zuletzt widmete Crampton der bolivianischen Volksheldin Bartolina Sisa die Multimediale Performance „Dissolution Of The Sovereign“.

HELADO NEGRO

Gerade als Donald Trump seine Präsidentschaftskandidatur bekannt gab, schenkte der Sohn ecuadorianischer Einwanderer der Gegenbewegung mit „Young, Latin & Proud“ eine selbstbewusste Hymne.

XENIA RUBINOS

Die Neosoul-Sängerin mit kubanischen Wurzeln singt darüber, was es bedeutet, „eine dunkelhäutige Frau im suburbanen Amerika zu sein“. Ihr zweites Album, „*Black Terry Cat*“, verbeugt sich vor der Jazzmusikerin und Bürgerrechtlerin Abbey Lincoln.



stößt. „Als Frau hast du immer angespannte Nerven, wenn du allein auf der Straße unterwegs bist. Du musst immer die Fäuste oben haben und darauf gefasst sein, dich im nächsten Moment aus einer unangenehmen Situation befreien zu müssen.“ Auf ihrem letzten Album, „*Small Town Heroes*“, deutete die Musikerin, die sich selbst als „queer“ bezeichnet, die klassische Mörderballade in eine feministische Forderung um. „Tell me what's a man with a rifle in his hand gonna do for a world that's so sick and sad?“, singt sie in „*The Body Electric*“ mit grimmiger Entschlossenheit. Sie widmete das Lied der 23-jährigen Inderin Jyoti Singh Pandey, die 2012 an den Folgen einer Massenvergewaltigung gestorben war. Wenig später rief sie den Body Electric Fund ins Leben, dessen Gelder Gewaltopfern und politisch Verfolgten zugute kamen.

Segarra begreift auch „*The Navigator*“ als politischen Aktivismus. Wie ihre Heldin Navita hat sie auf ihrem fünften Album zu sich selbst gefunden und endlich ihren Frieden mit der hispanischen Community gemacht, die sie unter Trump mehr denn je gefährdet sieht. „Als Teenager hatte ich das Gefühl, dass die Musik und die Kultur, die ich liebte, nicht von Puerto-Ricanern oder überhaupt von Latinos gemacht wurde. Heute weiß ich, dass es seit den 60er- und 70er-Jahren sehr wohl Poeten, Musiker und Aktivisten mit einem Background wie meinem gab, Leute wie die Nuyorican Poets oder die vielen Musiker (*Ray Barretto, Joe Bataan, Willie Colón - Red.*), die auf Fania Records veröffentlicht haben.“

Man hört dem von Paul Butler (Devendra Banhart, Michael Kiwanuka) produzierten Album Segarras neues Selbstverständnis als hispanische Künstlerin an. Zum ersten Mal mischt sie ihre rockige Americana mit Latin-Rhythmen, Tropicalia- und Salsa-Elementen. Auch hört man sie zum ersten Mal auf Spanisch singen. Das letzte Stück auf „*The Navigator*“ trägt den Titel „Pa'lante“, ein vom puerto-ricanischen Dichter Pedro Pietri geprägter kämpferischer Ausruf, der sich am besten mit „niemals aufgeben, nach vorn treten“ übersetzen lässt. „To all who had to hide I say Pa'lante! To all who lost their pride I say Pa'lante! To all who came before we say Pa'lante!“, erhebt Segarra die bebende Stimme. Es ist das große, bombastische Finale, in dem die zum Navigator gewordene Navita ihren Brüdern und Schwestern die Würde zurückgibt.

Gerade dieses Stück hatte sie vor dem Tourauftakt in London besonders nervös gemacht. „Ich habe Angst, dass sich der Titel und die Thematik nur schlecht in andere Kulturräume übersetzen lassen. Ich wusste ja erst selbst nicht genau, was ‚Pa'lante‘ bedeutet, ich spreche ja kaum Spanisch. Immerhin hatte ich aber von Anfang an ein tiefes Gefühl für seine Bedeutung.“

Als die letzten Takte des Songs beim Konzert verklungen sind, herrscht einen kurzen Moment Stille. „Wir mochten uns in einem dunklen Winkel der Hackney Road befinden“, schrieb der britische „Guardian“ am nächsten Morgen ungewohnt euphorisch in einer Konzertkritik. „Aber es war, als würden wir Zeugen, wie eine neue Anführerin des musikalischen Widerstands ihren Platz auf einer weit größeren Bühne einnahm.“ Die Zeit scheint reif für eine neue Superheldin. Und Segarra ist es auch.



ROLLINGSTONE.DE

LIVE DIE OSCARS

Am 26. Februar werden im Dolby Theatre in Los Angeles zum 89. Mal die Oscars verliehen. Als große Favoriten gehen in diesem Jahr „*La La Land*“ und „*Moonlight*“ ins Rennen. Wie jedes Jahr berichten wir am Tag der Verleihung ausführlich und live, nennen bereits im Vorfeld Favoriten und analysieren danach die Entscheidungen der Academy.



INTERVIEW

Gonzales und Cocker

Seit drei Jahren arbeiten Chilly Gonzales und Ex-Pulp-Sänger Jarvis Cocker an einem Liederzyklus über das Zimmer Nr. 29 im Hotel Chateau Marmont in Hollywood. Wir haben die beiden Musiker gefragt, was sie selbst bei einer Übernachtung in dem Zimmer erlebt haben.



TOUR

U2

Das Musikjahr 2017 steht eindeutig im Zeichen von U2: Die Iren feiern live und auch im Olympiastadion in Berlin das 30-jährige Jubiläum ihrer wohl bekanntesten Platte, „*The Joshua Tree*“. Bei uns gibt es noch einmal alle Fakten zu ihrem Meisterwerk – und natürlich alle Infos zu den bevorstehenden Auftritten.



FILM

Paul Verhoeven

Der Niederländer gilt seit „*Türkische Früchte*“ als einer der großen Provokateure des Kinos. In Hollywood drehte der Regisseur Filme wie „*RoboCop*“ und „*Basic Instinct*“. „*Elle*“ ist nun sein glorioses Comeback als Filmemacher. Wir blicken auf die Tops und Flops in Verhoevens Karriere.



ROLLING STONE auf dem iPad

Jetzt kostenfrei testen!

Ab sofort ist die ROLLINGSTONE-App auch für Android-Tablets im Google Play Store verfügbar. Die App erscheint immer einen Tag vor der Printausgabe und bietet den kompletten Heftinhalt, für das Tablet optimiert.

PLATTEN UND POLITIK, DOWNLOADS UND DVD - DISKUTIEREN SIE ONLINE:

forum.rollingstone.de

FOLGEN SIE UNS AUF



Nackte Existenz

Mickey Rourke backstage:
In seinen Bildern kommt
MARC HOM den großen
Unnahbaren ziemlich nah

FOTOSHOOTINGS EMPFAND ICH immer als einschüchternd, peinlich und enttäuschend“, schreibt Schauspielerin Anne Hathaway im Vorwort von Marc Homs Bildband „Profiles“ (Verlag teNeues, 248 Seiten, 79,90 Euro). „Mit Marc war es immer anders. Er drängte nicht, er hielt sich zurück. Je länger das Fotoshooting dauerte, desto mehr entspannte und öffnete ich mich.“

Der in New York lebende Fotograf Marc Hom ist berühmt für seine Porträtaufnahmen, die den Starglamour in all seiner Überlebensgröße einfangen, gleichzeitig aber immer eine wahrhaftige, menschliche Ebene darin entdecken. Als der gebürtige Däne den Schauspieler Mickey Rourke hinter den Kulissen der Filmfestspiele in Cannes fotografierte, war dieser gerade auf Interviewtour für Tarsem Singhs „Krieg der Götter“. Rourke spielt darin einen machthungrigen König, der sich an den Göttern für den Tod seiner Familie rächt. Nur mit Unterhose und Arbeiterstiefeln in der Garderobe thronend sieht Rourke hier selbst wie ein gefallener König aus. Die Muskeln gestählt, das gereifte Gesicht vom Botox in Form gespannt, wirkt der damals 57-Jährige unkaputtbar und verwundbar zugleich. Neben ihm richtet sich seine Freundin die Frisur und ertappt aus dem Spiegel heraus den Blick des Betrachters. Eine intime Inszenierung, für die Rourke Hom zuliebe sogar die schützende Sonnenbrille auf der Stirn behalten hat.

Ab dem 6. April zeigt die Münchner Galerie Immagis ausgewählte Werke des Porträt- und Modefotografen. Neben Rourkes Charakterstudie finden sich weitere eindringliche Nahaufnahmen von Stars wie Sienna Miller, David Beckham, Glenn Close, Liv Tyler, Roman Polanski und Quentin Tarantino. Die Fotos entstanden zum Teil als Auftragsarbeiten für Zeitschriften, zum Teil bei privaten Shootings. Einen Unterschied zwischen beiden kann man dabei nie ausmachen. Im Gegenteil, in Homs Bildern wirken selbst die Unnahbaren unter ihnen vertraut.

FP

FOTO: MICKEY ROURKE AND GIRLFRID CANNES FILM FESTIVAL 2011 / COPYRIGHT AND COURTESY: MARC HOM



BIN ICH SCHÖN?
Mickey Rourke mit
Freundin in Cannes, 2011





HINTERLÄSST
SPUREN
Michael Chapman

Der Letzte seiner Art

Der Brite **Michael Chapman** liebt die Musik Amerikas – nun wird er endlich zurückgeliebt

VOR MEHR ALS 60 JAHREN entdeckte der junge Michael Chapman Amerika. Und zwar über die Wellen des Soldatensenders AFN, der seinen Sitz in Berlin-Dahlem hatte. „Auf einmal konnte ich Hank Williams, Muddy Waters und Big Bill Broonzy hören“, erinnert sich der heute 76-Jährige. „Und Charlie Parker! John Coltrane! Das war meine Musik! Da hat sich meine lebenslange Liebe zu amerikanischer Musik entwickelt, denn das klang alles so viel besser als das Zeug, das wir im britischen Radio vorgesetzt bekamen.“ Es juckte ihm in den Fingern. Er wollte diese Musik auch selbst spielen können. Am besten auf der Gitarre, denn das war das einzige Instrument, das das Arbeiterklassenkind aus Leeds sich irgendwie leisten konnte. Der Haken: Der einzige Gitarrenlehrer in der Stadt hatte sich auf Flamenco spezialisiert, was für einen Jungen aus dem Norden Eng-

lands keine Option ist, und so musste er sich alles selbst beibringen und die Songs aus dem Radio lernen. „Ich hatte natürlich keine Ahnung, ob da ein oder zwei Gitarristen spielten. Ich habe immer versucht, alles gleichzeitig zu spielen. Das ist der Grund für meinen seltsamen Stil, den ich immer noch pflege.“

Chapman wird gern mit dem britischen Folk-Revival der Sechziger assoziiert, mit anderen Songs schreibenden Gitarrenvirtuosen wie Bert Jansch, John Martyn oder Richard Thompson, aber das sei ein Missverständnis. „Ich bin nie ein Folksänger gewesen“, sagt er. „Ich wollte akustische Gitarre spielen, und dazu musste das Publikum leise sein und zuhören, und das war eben nur in Folk-Clubs der Fall.“ Sein erstes Album, „*Rainmaker*“, erschien dann 1969 neben Platten von Deep Purple und Pink Floyd auf dem Harvest-Label und war da durch vereinzelte Einsätze von schwerer Orgel und der elektrischen Gitarre von Clem Clempson (Humble Pie, Colosseum) nicht mal ganz fehl am Platz. Auch David Bowie hörte bei Chapmans zweitem und bekanntestem Album, „*Fully Qualified Survivor*“ von 1970, wohl hauptsächlich auf die elektrische Verstärkung und engagierte den jungen Gitarristen Mick Ron-

son für seine Spiders From Mars. „*Wrecked Again*“ von 1971 war Chapmans Versuch, ein explizit amerikanisch klingendes Album zu machen – seinem Label gefiel das gar nicht, und man warf ihn raus.

Fast ein halbes Jahrhundert später hat er wieder ein amerikanisches Album gemacht. Dieses Mal direkt vor Ort. Dass dieser Traum in Erfüllung gegangen ist, liegt vor allem daran, dass seine Liebe zu Amerika seit einiger Zeit erwidert wird. Ein Fan aus den USA hatte ihn Ende der Neunziger bei einem Konzert in London gefragt, warum er nicht mal in New York spiele, und ihm dann tatsächlich eine Tour entlang der Ostküste gebucht. Beim Konzert in Amherst/Massachusetts waren Sonic Youth im Publikum. Thurston Moore wurde zu einem prominenten Promoter des Chapmanschen Werkes und inspirierte ihn zu experimentelleren Aufnahmen, die teilweise auf seinem Label Ecstatic Peace! erschienen. Chapman wurde zum Helden des US-Underground, tourte ein- bis zweimal im Jahr durch die USA und schloss viele Freundschaften. Vor vier Jahren bekam er einen Anruf von Jason Meagher, Mitglied des New Yorker Musikkollektivs No-Neck Blues Band, der ein neues Studio gebaut

hatte. „Er fragte: ‚Kannst du ein paar Freunde zusammentrommeln und rüberkommen, um auszutesten, ob alles funktioniert?‘“, erinnert sich Chapman. „Also habe ich Steve Gunn, Jimmy SeiTang, einen Pedal-Steel-Spieler namens Marc Orleans und Nathan Bowles, der Schlagzeug und Banjo beherrscht, mitgenommen, und nach zwei Tagen im Studio hatten wir eine richtig gute Band.“ Und diese Band begleitet ihn auch – erweitert um den Gitarristen James Elkington und die alte Weggefährtin Bridget St John – auf „50“, seinem also ersten wirklich amerikanischen Album.

„Ein Haufen guter Freunde, die zufällig auch noch gute Musiker sind, sitzen zusammen in einem Raum und haben Spaß“, beschreibt Chapman die Stimmung bei den Aufnahmen. Die Atmosphäre der Songs – drei davon schrieb er nach einer längeren Schreibblockade kurz vor den Aufnahmen, die anderen stammen von früheren, in den USA nie erschienenen Alben – ist allerdings ziemlich finster, geradezu apokalyptisch. „Die Leute sagen immer: Leonard Cohen und du schreiben die miesepetrigsten Songs der Welt. Was mich nun wohl zum alleinigen miesepetrigsten Songwriter der Welt macht.“

MAIK BRÜGGEMEYER

„Ich schreibe die miesepetrigsten Songs der Welt“

Die Playlist

WELCHE SONGS
DIE REDAKTION IN
DIESEM MONAT
GERN HÖRT

1. Gorillaz „Hallelujah Money“

Zeiten politischer Umwälzung haben die Popkultur schon immer befeuert, und so steht dieser Monat ganz im Zeichen kämpferischer Anti-Trump-Songs. Pünktlich zu dessen Amtseinführung haben die Gorillaz ihren ersten neuen Track seit sechs Jahren ins Netz gestellt. Das von Gastsänger Benjamin Clementine dämonisch hochgeköchelte „Hallelujah Money“ klingt jedoch eher apokalyptisch als aufrührerisch.



2. Angel Olsen „Fly On Your Wall“

Bis zum 1. April stellen Künstler wie The Mountain Goats, Bonnie „Prince“ Billy und Angel Olsen täglich ein neues Lied für den digitalen Anti-Trump-Sampler „Our First 100 Days“ zur Verfügung. Die Songs sind auf bandcamp.com zu beziehen, die Erlöse gehen an Klimaschutz-, Frauenrechts- und Flüchtlingshilfe-Organisationen.



3. Ray Davies & The Jayhawks „Poetry“

Auf seinem mit der Countryrock-Band The Jayhawks eingespielten Album „Americana“ setzt sich der Ex-Kinks-Sänger intensiv mit Amerika auseinander. Auf der ersten Single fremdelt der Brite mit der US-Konsumkultur: „And every shop window goods are designed to please/ Oh, but I ask/ Where is the poetry?“

4. Aimee Mann „Goose Snow Cone“

Da sie sich eh schon für den größten Trauerkloß der Popmusik hält, hat Aimee Mann mit „Mental Illness“ das „traurigste, langsamste“ Album ihrer Karriere aufgenommen. Dieses Stück ist ein von Glöckchen und Cello begleitetes Winterlied – rührend, andächtig und, ja, auch ziemlich traurig.



5. Slowdive „Star Roving“

Für ihren ersten neuen Song seit 22 Jahren haben die britischen Shoegaze-Pioniere ihre Stärken gebündelt: Poppige Melodie trifft auf verträumte Flimmergitarren. Es leben die 90er!



6. Arcade Fire & Mavis Staples „I Give You Power“

Ihren neuen Song verstehen die Kanadier als demonstrative Solidaritätsbekundung gegen Trump. So richtig zündet der knarzige Industrialpop aber erst durch die erhobene Faust von Souldiva Mavis Staples: „Watch me, I gotta be free!“

7. Iggy Pop & Danger Mouse „Gold“

Für den Soundtrack des Schatzsucherfilms „Gold“ haben Iggy Pop und Produzent Danger Mouse dieses atmosphärische Stück komponiert, das sich auch gut in einem Tarantino-Film machen würde. Iggys Stimme klingt nach Lee Hazlewood, die sirrenden Streicher evozieren Tex-Mex-Flair und Wüstenromantik.



Raum und Klang

Wie erzielt man mit der Heimanlage einen besseren Klang? Wohin gehören die Boxen? Ein Qualitäts-Update ist keine Hexerei. Manchmal hilft es schon, mit einfachen Hilfsmitteln die Raumakustik zu verbessern. Wir haben das Teststudio von Teufel in Berlin besucht und Tipps von Soundspezialist Andreas Dausend bekommen

Von Ralf Niemczyk

STEREODREIECK

Im Stereomodus sollten beide

Lautsprecher mit dem Hörer ein gleichseitiges Dreieck bilden. Der Abstand von der Hörposition zum linken Lautsprecher sollte mit dem zum rechten identisch sein. Den optimalen Hörabstand erreicht man, wenn das Stereodreieck eine Art goldene Mitte bildet – weder zu groß noch zu klein. Ausgehend vom kleinen Dreieck ermittelt man die beste Position, indem man die Lautsprecher schrittweise vom Hörer wegrückt. Der ideale Hörabstand ist erreicht, wo die Mittenwahrnehmung gerade noch optimal ist.

UMFELD

Gute Stereoqualität benötigt ein ähnliches akustisches Umfeld der Lautsprecher. Steht ein Lautsprecher direkt neben dem Fenster und der andere an der Tür, wird der Sound entsprechend diffus und unrund. Wenn die Seitenwände nebenan leer sind, empfiehlt sich ein Schaumstoffabsorber direkt neben den Lautsprechern, wo die ersten Schallreflexionen hinstrahlen.

AN-/EINWINKELN

Stehen die Boxen besser parallel zur Wand oder schräg im Winkel? Da kommt es auf das eigene Gehör an, denn viele Lautsprecher strahlen außerhalb der 90-Grad-Achse in Mitten und Höhen weniger Schall ab. Man muss also ausprobieren, wie Klangfarbe und Raumempfinden bei unterschiedlichen Aufstellwinkeln wirken.

Wer die Höhen als zu schrill empfindet, sollte die Lautsprecher von der Hörposition wegdrehen. Eine Bewegung nach außen in Richtung Parallelposition verstärkt den räumlichen Eindruck. Eine Drehung nach innen führt zu einer besseren Ortung der Soundquelle – allerdings auf Kosten des räumlichen Klangerlebnisses.

ABSTRAHLUNG

Unebene Oberflächen lassen den Schall mehrfach reflektieren (Diffusion), was beim Hören weniger irritierend wirkt als ein direktes, punktuell Echo einer glatten Wand.

Deshalb sollten Bücherregale eine ungerade Abschlusskante haben. So entsteht ein vermischtes Schallfeld. Eine komplett unverkleidete Wand wird durch ein dämpfendes Gegenüber ausgeglichen, etwa durch ein Regal, schwere Vorhänge oder poröse Wandelemente. Ein großer flauschiger Teppich zwischen Lautsprechern und Hörerposition wiederum dämpft lästige Reflexionen, auch von kahlen Decken.

HALL

Glatte, harte Oberflächen wie Fensterscheiben, Parkett oder Steinböden verstärken den Hall.

Durch Händeklatschen lässt sich das „Schwingen“ des Echos im Raum – die Nachhallzeit – ermitteln. Minimalistische Designerräume mit vielen Freiflächen sind schwieriger zu bespielen. Teppiche, Vorhänge oder Stoffbahnen dagegen verringern den Hall bestimmter Frequenzen. Das gilt auch für die Reflexionen zwischen Boden und Decke. In harten Fällen helfen nur Schaumstoffabsorber hinter Bildern oder Deckenverkleidungen.

STEREODREIECK

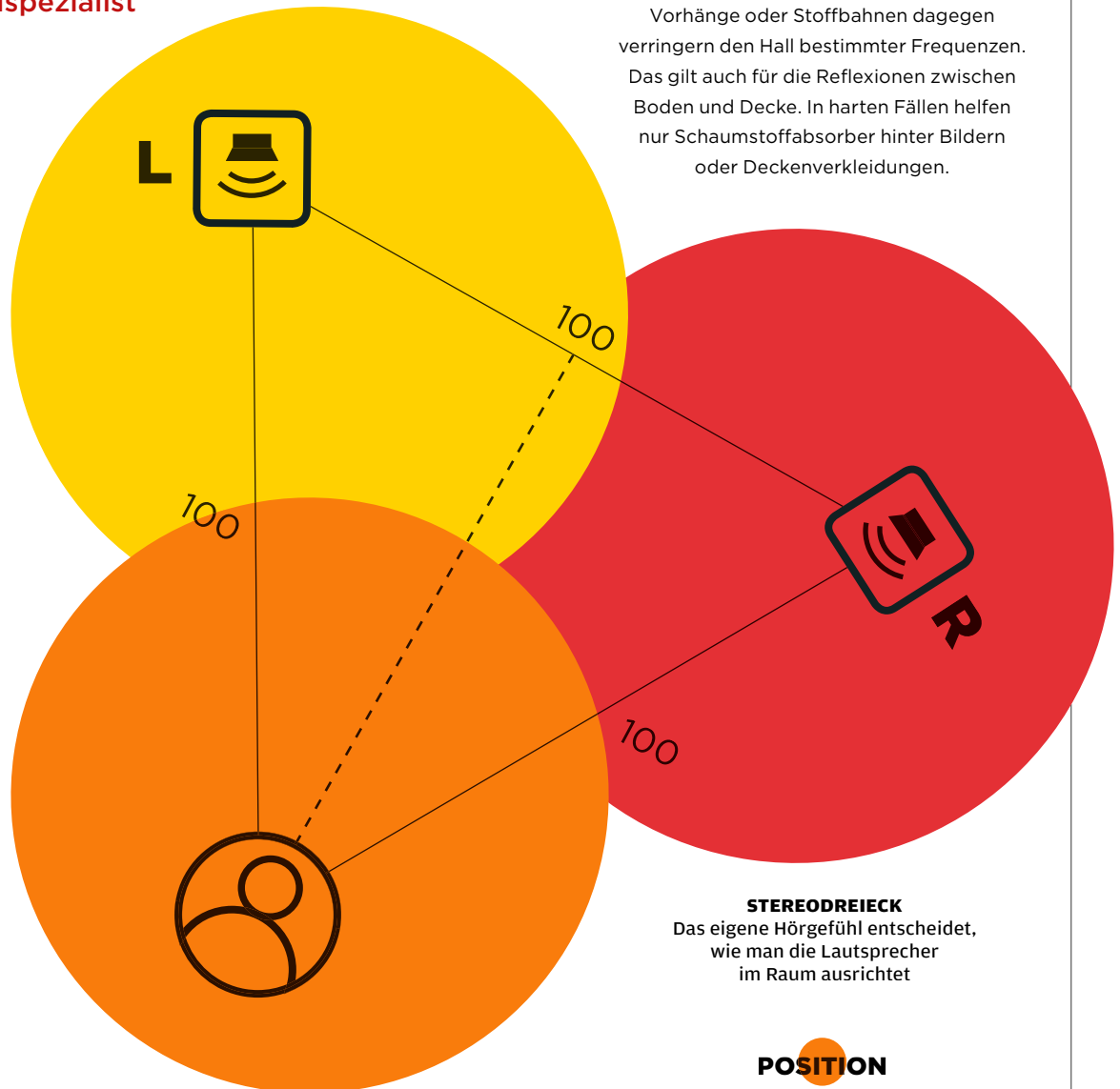
Das eigene Hörgefühl entscheidet, wie man die Lautsprecher im Raum ausrichtet

POSITION

Lautsprecher haben gern Luft.

Am besten stehen sie auf Spikes oder Gummifüßen frei im Raum. Ein Standort im Regal neben Büchern oder Schallplatten wirkt nicht klangfreundlich – dafür gibt es Regallautsprecher. Die Nähe zur Wand beeinträchtigt tiefe Bassfrequenzen – es dröhnt.

Viele Lautsprecherstrahlen durch Bassreflexöffnungen nach hinten ab. Deshalb: abrücken und die Rückwand mit Schallschluckern dämmen. Boxen in Eckposition stehen eher ungünstig. Wenn nicht zu vermeiden, frei aufstellen und ringsum rund einen Meter Platz lassen. Im rechteckigen Zimmer die Lautsprecher von der langen auf die lange Seite strahlen lassen.





HAPPY WEEKEND
Cristina Martinez und
Jon Spencer beim
ROLLING STONE WEEKENDER

Old School für das Jetzt

Attraktion, Erotik, Elend: Bei Boss Hog geht es noch immer um Krach, Sex und Credibility

WENN PIN-UP-BILDER Männerfantasien bedienen, dann gab es im Jahr 2000 viel Kopfkino: Das letzte Boss-Hog-Album für die kommenden 17 Jahre erschien, und Sängerin Cristina Martinez posierte auf dem beiliegenden Poster im Leopardenbikini. Sie sah aus wie die New-York-City-Version von Betty Page. Das „Whiteout“-Poster hing dann vor allem in den WG's antisexistischer „Indie“-Freunde ...

Es gehört zur Kunst von Boss Hog, dem Quintett um Martinez und ihren Ehemann, Jon Spencer, mit Garagenrock billige, plakative Sug-

gestion anzubieten – und dann doch eine Band zu sein, in der es immer um Geschlechterkämpfe geht. Martinez singt über deren Gewinner und Verlierer, ist selbst die Triumphantin, die Köder auswirft. Und auch die neuen Boss-Hog-Songs tragen Titel wie „Disgrace“ und „Devious Motherfucker“.

Natürlich ist die 44-jährige Sängerin keine feministische Theoretikerin, aber sie fühlt sich Künstlerinnen wie Kim Gordon und Carrie Brownstein, verbunden – von denen sie sich in Gestus und Sprache jedoch klar unterscheidet. Im neuen Jahrtausend war es still um Martinez geworden, denn sie zog ihren Sohn groß. „Für mich war die Auszeit als Mutter eine Selbstverständlichkeit. Mir fehlt das jetzt schon“, erzählt sie, und dass sie keinen Grund dafür sehe, sich dafür rechtfertigen zu müssen. Bei Männern stelle man die eher schwierige Vereinbarkeit von Job und Kindern selten in ein negatives Licht: „Und liegt

dieser Diskussion nicht eine sexistische Fragestellung zugrunde?“

„Brood X“ heißt das erst vierte Album der seit 1989 aktiven Boss Hog. Der Name verweist auf die Plattenpause und die 17 Jahre währende Bruterei seit „Whiteout“. Sie entspricht der Entwicklungsdauer von Zikaden, bevor sie aus dem Boden schlüpfen. „Die Insekten brechen hervor, machen kurz ihre heftigen, lauten, aber schönen Geräusche, dann sind sie auch schon wieder weg“, erklärt Martinez. Auf die Musik übertragen: Die Platte klingt wie ein Noise-Überfall, weniger nach dem New Yorker Indie-Dancefloor wie der Vorgänger. Was soll's – der kommerzielle Durchbruch gelang ihnen sowieso nicht.

Die neue Platte schließt eher an ihre ersten beiden Alben aus den frühen 90ern an: Fuzz-Gitarre, Verzerrer auf 11 gedreht, in „Nymph Beat“ ertönt das Stromwimmern der „Star Wars“-Laserschwerter über synthetisch erzeugten Trompetenfanfaren.

Das Instrumental ist vielleicht ihr überraschendstes neues Stück. „Jon und ich lieben Science-Fiction. Auf dem Album sind viele Samples versteckt, das ist wie Ostereiersuchen.“ Und natürlich sind es die Kinder, die Kreativität freisetzen. „Als Erzählerin habe ich mich weiterentwickelt“, behauptet Martinez. „All die Jahre ‚Harry Potter‘ vorzulesen, das muss sich ja einfach bezahlt machen!“

Außerdem hören wir inszenierten Zoff zwischen ihr und Spencer, zwei Großkünstlern des Call-and-Response. Es gibt „Ouch!“- und „Shoot!“-Einwürfe, und in „Rodeo Chica“ bringen sie das Geschlechtermissverhältnis auf den Punkt. Beide reimen gleichzeitig, er ruft „Quick!“, sie „Bitch!“. Die ewigen Elizabeth Taylor und Richard Burton des Underground. Denn die Welt hat sich für Boss Hog in den vergangenen bald 30 Jahren nicht gedreht, und das ist gut so. Denn noch immer dreht sich alles nur um Sex, und das geht herrlich mit primitivem Beat. „Attraktion, Erotik, Elend“, fasst Martinez zusammen. „Davon handelt Rock'n'Roll.“

Als sich die Band 1989 in New York gründete, hatte Jon Spencer bereits einen Namen als Gründer der heute legendären Krachkünstler Pussy Galore. Er formte seine damals neue Band, Blues Explosion – und kam mit Martinez schnell überein, dass man mit dem dritten Projekt, Boss Hog, doch möglichst viele Gigs nackt über die Bühne bringen sollte. Bis heute betonen alle Fans, die das Glück hatten, einem solchen Auftritt beizuwohnen, dass sie nur Aufmerksamkeit für die Inhalte der Songs, nicht die Art der Darbietung, im Sinn gehabt hätten. Schon klar! Wer sich heute das Marketing der Band ansieht, etwa auf Facebook, entdeckt anachronistisches Guerillazeugs: liebevoll montierte Fanzines, zerrupfte Aushänge, „Bride Of Frankenstein“-Flyer – als hätten diese Plakate einst im Punkclub CBGB gehangen. Dabei sind sie hundert Prozent digital, also fürs Netz gemacht. Old-school für das Jetzt.

„Ich war immer extrovertiert“, sagt Martinez. „Aber mit Social Media, der Selbstdarstellung auf Instagram konnte ich nie etwas anfangen. Leuten dabei zusehen, wie sie Waffeln essen? Come on! Was ich zu sagen habe, passiert auf der Bühne.“

Oder davor: Während des Auftritts von Boss Hog beim jüngsten ROLLING-STONE-Weekender ließ Martinez sich durchs Publikum tragen. Natürlich auf Händen – aber sie lag dabei auf einer Matratze: Anfasen ist nicht. **SASSAN NIASSERI**

Wir sind verschieden

In ihren Songs
versöhnt **Yasmine
Hamdan** Orient und
Okzident, Tradition
und Moderne

DER MODERNSTE SONG kommt zum Schluss: Man hört Bratz-Synthies wie Schiffssirenen, melismatisch leiernde Streicher aus dem Schauerkabinett, verfremdete Stimmen, die in arabischen Zungen klagen, dazu einen verschleppten, stolpernden Beat, während Yasmine Hamdans neues Album, „*Al Jamilat*“, zu Ende geht. „Ta3ala“ heißt das Schlusstück, wobei die 3 im Titel kein Druckfehler ist, sondern ein kehlig-rauchiger arabischer Buchstabe. Dafür stammt der Beat nicht aus dem Labor eines hippen Produzenten, sondern aus der Wüstenregion des Persischen Golfs. Und das Arabisch des Textes – nun ja, es ist erfunden.

Fröhlich erzählt Hamdan von ihrer Faszination für die Wüstenbeats, wie sie die traditionellen Muster am Computer ein bisschen hin- und herbearbeitet hat, wie sie den Streichern indische, chinesische, arabische Töne beibrachte und wie sie sich die Sprache um eine paar Originalworte herum ausdachte: „Ich hatte keine Lust auf einen Text“, sagt die gebürtige Libanesin. „Es sollten sich einfach die Stimmen prince-mäßig in harmonischen Layern bewegen. Vor allem sollte der Titel einfach keine eindeutige Identität bekommen.“ Unscharfe Identitätslagen schaffen: So könnte man vermutlich das Anliegen des Albums und wohl auch Hamdans Ästhetik im Ganzen verstehen – sie reflektiert ihre Erfahrung von Exil, Zerstörung, Entwurzelung.

„*Al Jamilat*“ – das heißt „Die schönen Frauen“ und ist ein Gedicht des palästinensischen Dichters Mahmoud Darwish – ist Hamdans zweites Soloalbum nach „*Ya Nass*“ von 2012. Aber schon Ende der Neunziger wurde sie mit ihrem musikalischen Partner Zeid Hamdan (nicht verwandt) als Soap Kills zur Vorreiterin und zum Star eines jungen, elektronisch getönten libanesischen – und arabischen – Untergrunds. Dabei war sie erst kurz zuvor nach Beirut zurückgekom-

men. Ihre Familie hatte den Libanon kurz nach ihrer Geburt 1976, kaum ein Jahr nach Beginn des Bürgerkriegs, verlassen. Ihre Kindheit verbrachte sie in Griechenland und den Arabischen Emiraten, „im ständigen Gefühl, zugleich drinnen und draußen zu sein, nirgendwo ganz dazuzugehören“.

So ging es ihr auch, als die Familie nach Beirut zurückkehrte. „Beirut war wie Berlin nach dem Krieg: ultraheavy, Zerstörung überall,

und die Gesellschaft war sehr dysfunktional“, erinnert sie sich. „Wobei ich zu der privilegierten Gruppe gehörte, die auf internationale Schulen gehen konnte und Zugang zu Kultur hatte. Die Musik hat mich vermutlich vor der Drogen-sucht gerettet – Drogen waren überall. Andererseits wollte ich es mir mit der Musik auch nicht bequem machen, und so habe ich die arabische Musiktradition sozusagen respektvoll angegriffen.“

JETZT FRANZÖSIN
Yasmine Hamdan



Seit zehn Jahren lebt Yasmine Hamdan in Paris, wo sie 2009 mit dem Ex-Madonna-Produzenten Mirwais als Y.A.S. das hochgelobte „*Arabology*“ veröffentlichte und drei Jahre später, unterstützt von Marc Collin, dem Mann hinter dem New-Wave-Bossa-nova von Nouvelle Vague, „*Ya Nass*“. Gegenüber ihren Konzerten – zum Beispiel als sie 2013 mit Jim Jarmusch auf Tournee ging, der ihre Musik für „*Only Lovers Left Alive*“ verwendete – wirkt das Album, als hätte man die Fremdheit in Schach halten wollen. Das hat sie nun aufgeholt. „*Al Jamilat*“ klingt elektronischer, forscher, näher am Live-Eindruck, übrigens auch mit der Unterstützung von Sonic-Youth-Drummer Steve Shelley, der hier trommelt und bei der Studiosuche half. „Dieses Album ist im engeren Sinne produziert (von Luke Smith, den man von Depeche Mode oder Lily Allen kennt, und Leo Abrahams, der mit Eno gearbeitet hat – Red.), und daher vermittelt der Sound trotz vieler Instrumente diese elektronische Anmutung.“

Erstmals hat sie auch die Texte übersetzt, in denen es um Liebe, Sex, aber auch um Erinnerungen an Zerstörung und Krieg geht. Der arabische Gesang hat ihre anhaltende Verehrung im arabischen Raum begründet, denn sie versteht ihn auch politisch: „Ein universeller Sound, der nicht nur so eine postkoloniale Frage nach unserer arabischen Identität stellt. Wir sind nämlich verschieden.“ Ähnlich spiegelt ihr experimentelles Verhältnis zu den strengen musikalischen Regeln „mein gesamtes Leben, als Künstlerin, als Frau, die aus dieser Region kommt“.

Umgekehrt fügt sie damit der Tradition der West-Clubs eine rätselhaft coole, schwermütige, aber hochmoderne und doch arabisch eloquente Version hinzu. Was heute natürlich über die Musik hinausweist: „Ich bin gerade Französin geworden, das ist gut“, seufzt sie. „Das Reisen war oft kompliziert. Aber es gibt in jeder Gesellschaft Arschlöcher und Kriminelle, man kann nicht viele Millionen Menschen auf einige Tausend reduzieren. Es gibt großartige Leute – und Typen wie Le Pen oder Trump“, sagt sie lächelnd. „Unsere Verantwortung in dieser kapitalistischen, globalistischen, schrecklichen Welt ist es, nicht alles in einen Topf zu werfen und stattdessen zu differenzieren und zu informieren. Und uns nicht der Vulgarität zu ergeben.“

MARKUS SCHNEIDER

1. Brent Cash „*I'm Looking Up*“

Die schwelgerischen, auf Streicher gebetteten Wolkenkuckucksheime des Songschreibers aus Athens/Georgia stehen in der Tradition von Leichtigkeitmeistern des Seventies-Softpop wie Paul Williams und Gilbert O'Sullivan. So vollkommen berücksichtigende Arrangements wie das von „I'm Looking Up“ findet man heute nur noch sehr, sehr selten.

2. Tift Merritt „*Love Soldiers On*“

Merritt hat nicht die genialischen Konzepte, die krassen Stilbrüche, und doch ist sie eine der besten US-Songschreiberinnen, eine, die ihre Americana von Album zu Album behutsam weiterentwickelt. Ihr neuestes enthält schmerzliche und zugleich heilsame Liebeslieder wie dieses.

3. Michael Chapman „*Sometimes You Just Drive*“

Bis ins hohe Alter beständig gute Alben zu machen (und das auch noch in regelmäßigen Abständen) ist nur wenigen Musikern vergönnt. Der britische Folk-Erneuerer hat sich seine Experimentierfreude und die Lust an schlechter Laune erhalten – und feiert seine 50 Jahre währende, nun ja, Karriere mit dem neuen Album „50“.

4. Laura Marling „*Soothing*“

Der an Vorbilder wie Chrissie Hynde gemahnende Ton ihres letzten Albums, „*Short Movie*“, ist verschwunden. Stattdessen zelebriert Marling auf „*Semper Femina*“ eine ungleich zärtlichere Form der Emanzipation. „*Soothing*“ lockt mit somnambulen Streichern und betörender Gesangsharmonie.

5. The Dears „*You Can't Get Born Again*“

Die von Folk und dem Alternative Rock der Achtziger inspirierten Stücke der kanadischen Band entfalten ihre Schönheit so gemächlich, dass sich nie genau bestimmen lässt, worin ihre eigentliche Faszination liegt. Es könnten die Duettgesänge von Natalia Yanchak und Murray Lightburn sein.

6. Boss Hog „*Ground Control*“

Dass es bis zum Erscheinen ihres neuen Albums, „*Brood X*“, eine sehr lange Geburt war, weiß die Band um Cristina Martinez und Jon Spencer selbst. Die 17 Jahre Albumpause hört man ihrem lasziv-lustvollen Garage-Blues-Punk jedoch überhaupt nicht an.

7. The Jesus And Mary Chain „*Amputation*“

Noch ein unwahrscheinliches, aber nicht minder sehnsüchtig erwartetes Comeback: Die schottischen Noisepop-Pioniere schicken ihre Gitarren wieder gen Kosmos. Und den Stimmen von Jim und William Reid scheint die Zeit nichts anhaben zu können.

8. Jesca Hoop „*Lost Sky*“

Die fein zisierten Akustikstücke der kalifornischen Songschreiberin, die zuletzt mit Sam Beam (Iron & Wine) ein hübsches Album aufgenommen hat, gestatten sich keinerlei Pathos und sind doch von ausgesuchter Kunstfertigkeit.

Leichtes Spiel

Brent Cash und Laura Marling entdecken eine neue Unbeschwertheit, Boss Hog und The Jesus And Mary Chain überzeugen mit gelungenen Comeback-Platten, und Folk-Großmeister Michael Chapman feiert 50 Jahre Eigensinn

„Die Welt ist nicht mehr dieselbe“

Sie gehen mit „The Joshua Tree“ auf Tournee – zugleich arbeiten U2 an ihrem neuen Album

IM VERGANGENEN SOMMER SAHEN SICH U2 VOR EINE FOLGENSCHWERE Entscheidung gestellt. Sie hatten gerade ihre „Innocence + Experience“-Tour frühzeitig beendet, um am nächsten Album arbeiten zu können. „Songs Of Experience“ war fast komplett, als ihnen klar wurde: Die deprimierenden Meldungen der letzten Monate – vom „Brexit“ bis zum Aufstieg von Donald Trump – konnten auf dem neuen Album noch keinen Niederschlag finden. „Wir erkannten“, sagt Gitarrist The Edge, „dass wir das Material erst mal auf Eis legen mussten, um innerlich Abstand zu gewinnen. Die Welt ist heute nicht mehr dieselbe wie vor einem Jahr. Wir brauchten Zeit, um unseren Standort in dieser Welt neu zu definieren.“

Die Band fasste den Entschluss, lieber wieder auf Tour zu gehen und das 30-jährige Jubiläum von „The Joshua Tree“ zu feiern, jenem Album, das ihnen mit Hits wie „Where The Streets Have No Name“ und „With Or Without You“ den Weg auf den Pop-Olymp geebnet hatte. „The Joshua Tree“, von amerikanischem Blues und Rock zumindest atmosphärisch beeinflusst, war auch das erste U2-Album, das Position gegen die Reagan-Regierung bezog. „Bullet The Blue Sky“ etwa thematisierte das imperialistische Säbelrasseln in Mittelamerika, während „Mothers Of The Disappeared“ die Gräueltaten der chilenischen Junta beklagte – aber auch das unsägliche Schweigen der westlichen Welt. „Das waren dunkle, deprimierende Jahre“, sagt The Edge. „Und man wird das Gefühl nicht los, dass wir heute in einer ähnlich dunklen Phase gelandet sind. Wir hatten uns nie darum bemüht, unsere eigene Vergangenheit zu

feiern, weil wir grundsätzlich lieber nach vorn schauen. Aber in diesem Fall hatten wir den Eindruck, dass „The Joshua Tree“ ein besonderes Album ist, das genau zu diesem besonderen Moment passt.“

„Das Album hat fast schon opernhafte Züge“, ergänzt Bono in einem Interview, das auf der U2-Website veröffentlicht wurde. „Ich habe einige dieser Songs schon an vielen Abenden gesungen, aber noch nie alle am Stück ... Ich bin sicher, dass es eine magische Nacht wird.“

Die Tournee wird im Mai im kanadischen Vancouver ihre Premiere feiern, um dann über die USA ihren Weg nach Europa (am 12. Juli in Berlin) zu finden. Bereits am ersten Tag wurden in Nordamerika eine Million Tickets verkauft und Zusatzkonzerte

anberaumt. Gebucht ist auch der erste U2-Auftritt bei einem der großen US-Festivals: Beim Bonnaroo in Tennessee werden sie erstmals mit Acts wie The Weeknd und Chance The Rapper auf der Bühne stehen, die ein weitaus jüngerer Publikum ansprechen als sie. „Wir haben in frühen Jahren auf einer Menge Festivals gespielt“, erinnert sich The Edge. „Und ich habe sehr positive Erinnerungen daran. Festivals haben immer diesen gladiatorischen Charakter – was einen aber auch zwingt, das Beste zu geben.“

Auf der Tour werden U2 erstmals ein komplettes Album vorstellen, ein Konzept, das sich in den vergangenen Jahren zunehmender Beliebtheit erfreut. Als Bruce Springsteen 2016 mit „The River“ auf Tour ging, war das die erfolgreichste Tournee des Jahres – sie brachte 268 Millionen Dollar ein. Wobei sich U2 nicht sklavisch an die Vorlage halten wollen: „Wir werden nicht unbedingt mit „Where The Streets Have No Name“ anfangen, auch wenn es der erste Song des Albums ist“, sagt The Edge. „Wir werden andere Songs finden müssen, die organisch zu diesem besonderen Moment hinführen.“ „Es kann gut sein, dass wir eine Gruppe mit ähnlichen Songs (von anderen Alben) zusammenstellen werden“, wirft Bassist Adam Clayton ein. „Wir werden so lange experimentieren, bis sich das Puzzle letztlich zusammenfügt.“

Fans werden Gelegenheit haben, erstmals wieder Songs wie „Exit“ oder „Trip Through Your Wires“ zu hören, die seit den Achtzigern nie mehr gespielt wurden. „Red Hill Mining Town“ – eine bewegende Ballade über einen Streik der britischen Bergarbeiter 1984, ursprünglich auch als erste Single-Auskopplung des Albums vorgesehen – wurde noch nie auf der Bühne vorgestellt. „Wir machten immer einen weiten Bogen um das Stück, weil das getragene Tempo nicht gerade für die Konzertbühne prädestiniert ist“, so Clayton. „Ich denke, dass wir inzwischen gelernt haben, auch diese Hürde zu nehmen.“

THE JOSHUA TREE



1. Mit der Veröffentlichung des Albums wurde dieser „Baum“ weltberühmt. Dabei ist der „Tree“ gar kein Baum, sondern ein Palmliliengewächs.

2. Fast alle Landschaften und Pflanzen, darunter die – mittlerweile durch Vandalismus ramponierte – Palmlilie, befinden sich nicht im Joshua-Tree-Nationalpark, sondern in der Mojave-Wüste sowie im Death Valley. Am dortigen Zabriskie Point machte der Fotograf Anton Corbijn auch die Aufnahme von den atemberaubenden Hügelketten für das Cover.

3. 20 Mio. Exemplare des von Brian Eno und Daniel Lanois produzierten Albums wurden verkauft. Und es ruinierte das amerikanische Indielabel SST, auf dem Platten von u. a. Sonic Youth und Hüsker Dü erschienen. Die Band Negativland verwendete 1991 ein Sample aus „I Still Haven't Found ...“. Bono verklagte sie – 70.000 Dollar Schadensersatz waren zu viel für SST. **SN**

Mehr U2-Facts unter rollingstone.de



Willie Williams, der als „Concert Director“ seit 1982 für das Bühnendesign zuständig ist, betont, dass die Produktion sparsamer ausfallen wird als bei ihren letzten großen Stadionauftritten in den Jahren 2009 bis 2011. (Die gigantische Bühnenarchitektur, die sich an einem Raumschiff orientierte, sollte als eine der ambitioniertesten Produktionen in die Geschichte der Popmusik eingehen.) „Die Entscheidung, auf „The Joshua Tree“ zurückzugreifen, beantwortete auf einen Schlag die Frage, wie man die letzte Tournee noch überbieten könnte“, so Williams. „Denn das war die Mutter aller Stadiontourneen.“

Williams orientiert sich stattdessen an der spartanischen Bühnenpräsentation von 1987, baut zugleich auch neue Elemente ein, etwa eine zweite Bühne in Form eines Baums.

FOTO: ANTON CORBIN, LEX VAN ROSSEN/MAI/REDFERNS/GETTY IMAGES / ÜBERSETZUNG: BERND GÖCKEL



IRISCHER COWBOY
Bono 1987 bei der „Joshua Tree“-Tournee in den USA

„Die Erwartungen an das Visuelle sind heute natürlich gnadenlos höher als noch vor 30 Jahren“, sagt er. „Was uns aber nicht davon abhalten wird, uns ganz gezielt vor dem Stil der damaligen Zeit zu verneigen.“

Allen Beteiligten ist bewusst, dass die Band ins Kreuzfeuer der Kritik geraten wird, weil man mit dem nostalgischen Ausflug doch bloß ungeeignete Kasse machen wolle. Allein das Wort reicht aus, um Clayton laut aufstöhnen zu lassen. „Nostalgie ist so ziemlich das Letzte, was uns interessiert“, sagt er. Für ihn thematisiere die Tour „eher den Ausgangspunkt der Entwicklung, die wir in den 30 Jahren danach durchlaufen haben“. Durch den Rückgriff auf die eigene Vergangenheit bekämen U2 nun auch die Chance, endlich ein problematisches Kapitel ihrer Bandgeschichte abzuschließen. „Die ur-

springliche ‚Joshua Tree‘-Tour hätte eigentlich eine ausnehmend positive Erfahrung sein sollen“, sagt er. „War sie aber nicht. Wir standen unter dem immensen Druck, die Songs auf die Bühne bringen zu müssen, obwohl wir gerade den Sprung von der Halle ins Stadion machten. Ich für meinen Teil habe jedenfalls überhaupt keine angenehmen Erinnerungen an diese Tournee.“

Wenn die „Joshua Tree“-Tour im August zu Ende geht, möchte die Band an ihrem auf Eis gelegten Album „Songs Of Experience“ weiterarbeiten, um anschließend die „Innocence + Experience“-Tournee fortzusetzen. Das Projekt, das bislang nur in Nordamerika und Europa gastierte, legt den Schwerpunkt auf neue Songs und eine revolutionäre Videoleinwand, mit der die Band interagiert. „Wir haben das Gefühl,

dass diese Tournee noch lange nicht an ihr natürliches Ende gekommen ist“, glaubt The Edge. „Das ist jedenfalls der aktuelle Stand der Dinge. Wobei natürlich nie auszuschließen ist, dass sich die Situation noch einmal ändern wird.“

Nach dem enttäuschenden Echo auf das bislang letzte U2-Album, „Songs Of Innocence“ von 2014 (das nicht zuletzt deshalb scharf kritisiert wurde, weil iPhone-Besitzer unaufgefordert eine nicht löschbare Kopie erhielten), sucht die Band noch immer nach ihrem Platz in der modernen Popkultur. „Irgendwie schwimmen wir derzeit gegen den Strom“, räumt Clayton ein, er ist aber zuversichtlich, auch die gerade angesagten Trends und Moden zu überleben. Die Band weist darauf hin, dass ihr Ausflug ins Reich der Nostalgie zeitlich begrenzt sei und

schon bald wieder von neuer Musik abgelöst werde. „Wir alle sind der Meinung, dass ‚Songs Of Experience‘ möglichst noch vor dem Jahresende veröffentlicht werden sollte“, sagt Adam Clayton. „Die Erfahrung, zwischenzeitlich auf die ‚Joshua Tree‘-Tour zu gehen, wird aber mit Sicherheit auch einen Einfluss auf das endgültige Resultat haben.“

Eine der Herausforderungen wird darin bestehen, diesmal einen optimalen und weniger umstrittenen Vertriebsweg für das kommende Album zu finden. Doch The Edge hat bereits einen Plan: „Bono und ich werden uns in jedes Haus schleichen und den Leuten eine CD unters Kopfkissen schieben“, sagt er und lacht. „Nur dumm, dass diese Idee bisher bei den anderen Bandmitgliedern wenig Anklang gefunden hat.“

ANDY GREENE

ES MUSS JA NICHT GLEICH EIN Vorbild sein. Ein Mensch, dem man abnimmt, dass er immer noch Spaß hat, würde ja schon vollkommen genügen. Und dieser Mensch wäre im besten Fall eine Frau und 20 Jahre älter als Judith Holofernes, also um die 60, und frei von Starallüren und Altershochnäsigkeit. Denn danach sucht die in Berlin-Kreuzberg lebende Songschreiberin und Ex-Wir-sind-Helden-Sängerin. Im Inland ist sie bisher nur bei Wolfgang Niedeken (zugegeben: keine Frau) fündig geworden. Ansonsten fallen ihr nur US-Künstlerinnen ein, von Dolly Parton über Patti Smith bis Cyndi Lauper: Frauen, die ihre Karriere zwar selbst gestalten, aber nicht zur „Kontrolletti-Zombie-Bitch“ mutiert sind, wie Holofernes meint. Und tatsächlich scheinen Dolly, Patti und Cyndi in gewisser Weise die musikalischen Fixsterne ihres neuen, zweiten Soloalbums, *„Ich bin das Chaos“*, zu sein.

Wieso ist es so schwer, im Musikgeschäft uneitel zu bleiben?

Ich habe dazu eine Theorie: weil unser Beruf zwar schön ist, aber auch schwierig fürs Herz und fürs Ego. Ich habe das Gefühl, dass vor allem Frauen sich für die absolute Kontrolle entscheiden, nach dem Motto: Wenn ich das schon mache, dann zu meinen Bedingungen, ich möchte nur von einer bestimmten Seite fotografiert werden, ich habe meine Stylistin dabei, und dann brauche ich noch die weißen Dahlien und das mondbeschienene Wasser.“

Die Songs Ihres neuen Albums haben Sie mit dem färöischen Musiker Teitur Lassen geschrieben. Wie war die Arbeit mit ihm?

Wir waren eine Woche lang auf den Färöern. Wie Teitur lebt, ist unwirklich: ein skandinavischer Songwriting-Porno. Er wohnt in einem kleinen Holzhäuschen an einer Klippe. Man guckt aus dem Fenster, und um einen herum nur zerklüftete grüne Mondlandschaft und Schafe. Es machte ein bisschen high, weil es gar nicht dunkel wurde. Wir hatten unglaublich viel Energie. Wir haben sieben Tage lang von zehn Uhr morgens bis zwei Uhr nachts gearbeitet. Teitur funktioniert ähnlich wie ich. Wir können beide manisch arbeiten.

Wie haben Sie sich kennengelernt?

Ich hab sein „Catherine The Waitress“ bei meinen Konzerten als „Jonathan der Kellner“ gecouvert. Ich wollte den erst mal nur auf Tour testen. Doch dann hat sein Manager das Video auf YouTube gesehen und uns verkuppelt.

Eines der neuen Stücke, „Die Leiden der jungen Lisa“, spiegelt das Selbstmitleid junger Großstädter wider. Ist das etwas, das Sie in Ihrer Umgebung erleben und das Sie nervt?

Q&A



Judith Holofernes

Die Berliner Songschreiberin über weibliche Vorbilder, die zerstörerische Kraft des Chaos und eine Reise nach Färöer, wo Teile ihres neuen Soloalbums entstanden

VON MAX GÖSCHE

Ich habe den Song über eine bestimmte Freundin geschrieben, dann aber irgendwann gedacht: Das bin auf einem gewissen Level auch ich selbst. Also ich beschwere mich nicht ständig, aber auch ich habe Themen, um die ich jahrelang kreise. Zum Beispiel ob ich weiter Platten machen will. Man macht sich ja auch sehr verletzlich.

Fällt Ihnen das Songschreiben schwer?

Es braucht immer eine innere Dringlichkeit. Das ist oft das, was jungen Bands fehlt. Alles, was sich nicht von allein aufdrängt, woran man noch bastelt, weil man glaubt, dass es noch einen C-Teil bräuchte, kannst du meiner Meinung nach in die Tonne treten.

Welche Vorbilder hatten Sie bei diesem Album?

Bei „Lisa“ und „So weit gekommen“ haben wir über Marvin Gaye gesprochen. Bei „Analogpunk“ haben wir über 90er-Jahre-Girlbands gesprochen. Das sollte schon rocken, aber nicht testosteronig, nicht breitbeinig. Und dann landet man bei den Breeders oder Elastica. Für „Ich bin das Chaos“ war Cyndi Lauper die Referenz. Es gibt von ihr diesen Song „All Through The Night“, und man denkt sich nur: Eat this, Helene! Ich wollte so ein abseitiges Frauenrock-Eighties-Ding.

Gehört für Sie das Zitieren anderer Künstler zu einem guten Song dazu?

Ja, das war auch bei Wir sind Helden schon die Frage, ob man das hinkriegt, aus verschiedenen Referenzen was Homogenes zu machen. Wir waren auch damals schon zitierwütig. Auf der einen Seite macht das natürlich Spaß, auf der anderen muss man aufpassen, dass es nicht so noveltymäßig wird.

Produziert hat Ihr Ehemann und Ex-Helden-Drummer Pola Roy. Haben Sie das mit Ihren Kindern gut unter einen Hut bekommen?

Seit Pola und ich nicht mehr in derselben Band sind, ist alles machbarer geworden. Vorher war das ein großes Problem: beide auf der Bühne, beide im Studio, beide nicht abkömmlich. Das ist illusorisch.

Der Titelsong, „Ich bin das Chaos“, ist ja auch eine Art Eingeständnis, dass man nicht immer alles so geregelt kriegt, wie man es gern hätte.

Ich finde Chaos einfach spannend: dass wir alle Angst davor haben, uns aber auch dazu hingezogen fühlen. Chaos als kaum zu bändigende Kraft in meinem Leben ist aber noch mal etwas anderes. Ich kann gut aufräumen, aber ich kann nicht gut *nicht* zuerst Chaos machen. Als Kind war ich ganz schön weltentfremdet. Ich war selten da: Ranzen im Schulbus vergessen, mit einem Schuh aus dem Ferienlager gekommen. Meine Mutter ist immer ziemlich baff, dass ich mein Leben, zum Beispiel das Reisen mit meinen Kindern, so gut organisiert kriege.

Trommler-Enigma

Auf der Suche nach Johnny Avila, der bei Jonathan Richmans Modern Lovers spielte

VON ERIC PFEIL

DAS SCHÖNE AN JONATHAN-Richman-Alben ist: Jedes, das man ersteht, ist sein bestes. Gestern stieß ich in einem Plattenladen endlich auf „Modern Lovers 88“, zu der ich seither ununterbrochen durch die Wohnung tanze. Ich möchte das Tanzen kurz unterbrechen, denn es soll die Begleitband auf dieser Platte gewürdigt werden. Mit den ursprünglichen Modern Lovers der Siebziger haben die beiden hier wirkenden Herren herzlich wenig zu tun. An der zweiten Gitarre ist Brennan Totten zu hören, am Schlagzeug sitzt ein gewisser Johnny Avila. Wie immer bei Richman hört sich die Band an, als könnte man sie in die Hosentasche stecken. Ganz toll!

Wer das Pop-Tagebuch schon länger liest, weiß, dass hier Musiker ins Rampenlicht gerzert werden, die unbesungen im Schatten ihrer prominenteren Kollegen stehen. Ihr Chronist hat nämlich ein Herz für die vielen wackeren, von der Pop-Geschichte an den Katzentisch verbannten Bassisten, Schlagzeuger und Keyboarder, die nur selten in Thekengesprächen bejubelt werden. Und so war es mein Plan, in diesem Eintrag den Modern-Lovers-Trommler Johnny Avila zu bejubeln. Vor allem natürlich, weil sein unauffälliges, songdienliches Spiel auf diesem Album eine angemessene Würdigung verdient. Ein bisschen aber auch, weil Johnny Avilas Foto auf der Rückseite der Platte (Schnurrbart, 80er-Jahre-Landjugend-Haarschnitt, schlitzohriges Lächeln) nahelegt, dass es sich bei ihm um eine sympathische, interessante Figur handelt.

Doch o weh: Es gibt keinerlei Informationen über den Mann. Zu behaupten, Avilas Spur verliere sich im digitalen Nirgendwo, wäre indes übertrieben, da er außer dieser Platte überhaupt keine Spuren hinterlassen zu haben scheint. Dafür bekommt man im Netz kübelweise Infos über einen anderen Johnny Avila um die Ohren gehauen. Jener Avila wirkte lange Jahre als Bassist der Novelty-Band Oingo Boingo, ist auch heute noch musikalisch sehr aktiv und verwendet darüber hinaus offenkundig viel Zeit auf eine elaborierte Internetpräsenz. Oingo

Boingo waren ganz schrecklich: Man stelle sich vor, die Erste Allgemeine Verunsicherung und Level 42 wären aus Kostengründen zu einer Band zusammengelegt worden, dann erhält man etwa einen Eindruck vom Schaffen der Gruppe (nichts gegen die EAV, nur so am Rande). Man kann sich aber auch einfach das Gegenteil von Jonathan Richman & The Modern Lovers vorstellen. Selbst der ehemalige Sänger der Band und heutige Filmkomponist Danny Elfman („Batman“) erinnert sich nur unter argem Grimassieren an seine Jahre in der Band. Das mag auch damit zu tun haben, dass Elfman nicht nur am Gesang wirkte, sondern auch ein Balafon bearbeitete, ein westafrikanisches Xylofon mit ausgehöhlten Flaschenkürbissen als Klangkörpern. Ach, die Achtziger!

Searching for Johnny Avila ... Wohin mag es den schnauzbärtigen Trommler verschlagen haben? Leitet er vielleicht ein kleines Rasenmäher-Fachgeschäft? Ist er gar in der Lokalpolitik gelandet? Bedient er im engsten Freundeskreis immer noch Hi-Hat und Snare Drum? Trägt er noch Schnauzbart? Lohnt es sich, eine schon vorab preisgekrönte Dokumentation zu drehen, in der die mit schrulligen Gestalten gepflasterte, am Ende ergebnislose Suche nach dem Trommler-Enigma geschildert wird? Ich hoffe inständig, dass Avila wohlauf ist.

Eine Dokumentation über den Verbleib des kurzzeitigen Modern-Lovers-Gitarristen Brennan Totten hingegen muss nicht gedreht werden. Totten ist immer noch als Gitarrist tätig, allerdings tritt er offenbar ausschließlich in Nono's Restaurant auf, einem Gastronomiebetrieb in Wisconsin, in dem zur Saison auch ein Oktoberfest-Menü angeboten wird („Kassler, Sauerbraten, Knack Wurst – \$17.95“).

Und Jonathan Richman? Den sollte ganz dringend mal wieder jemand für eine Deutschlandtour buchen.



Der Autor fahndet weiterhin nach Helden der 80er-Jahre: Was wurde aus Bruce ٩ Bongo, aus Haysi Fantayzee und A Flock Of Seagulls?

musikmesse

5.–8. 4. 2017

Frankfurt am Main

Tickets und Infos:
musikmesse.com



It's my tune.

Vier Tage Musik.
Massig Events.
Ganz Frankfurt.

Im April 2017 wird Frankfurt zur Hauptstadt der Musik: **Instrumente zum Ausprobieren** und **Festivalatmosphäre** auf dem Messegelände und in der ganzen Stadt. Dazu bringt das **Musikmesse Festival** internationale **Top-Acts live** auf die **Center Stage** und massig Events und Konzerte an unterschiedlichste Locations.

Erleben Sie die Musikmesse 2017 in ihrer ganzen Fülle mit Highlights und Neuheiten, Workshops, Know-how und Ausstellern aus aller Welt.

BILDER & NEWS AUS DONALD TRUMPS AMERIKA

WHOOPI
GOLDBERG



SCARLETT
JOHANSSON



BARBRA
STREISAND



AMY
SCHUMER



MILEY
CYRUS



ANGEL
OLSEN



ADAM
GREEN



ALICIA
KEYS



JAKE
GYLLENHAAL



HAIM



CHARLIZE
THERON



FOTOS: ANDREW TOTH/WIREIMAGE/GETTY IMAGES; NOAM GALAI/WIREIMAGE/GETTY IMAGES; EMMA MCINTYRE/GETTY IMAGES; INSTAGRAM (3); VALERIE MACON/AF/GETTY IMAGES; NOAM GALAI/WIREIMAGE; PAUL MORIGI/WIREIMAGE; NOAM GALAI/WIREIMAGE; ARAYA DIAZ/GETTY IMAGES



MADONNA

Fight the power

Seit den Protesten gegen den Vietnamkrieg sind in den USA nicht mehr so viele Menschen auf die Straße gegangen wie in diesen Tagen. Allein beim Women's March am 21. Januar in Washington/D.C. belief sich die Teilnehmerzahl auf über 500.000. Was als via Facebook geposteter Aufruf begann, hatte sich unter dem Eindruck von Trumps Amtseinführung schnell zu einer landesweiten Protestbewegung entwickelt. Von L.A. bis New York demonstrierten die unterschiedlichsten Menschen vereint für Frauen- und Menschenrechte, Gleichheit und soziale Gerechtigkeit. Bürgerrechtlerinnen, Schauspielerinnen und Musikerinnen nutzten die Gelegenheit, um gegen die neue Regierung Front zu machen. „Die Revolution beginnt jetzt!“, verkündete Madonna kampfeslustig und in Kampfstiefeln. „Unser Potenzial ist grenzenlos. Wir werden uns erheben“, versprach Alicia Keys.



CHER



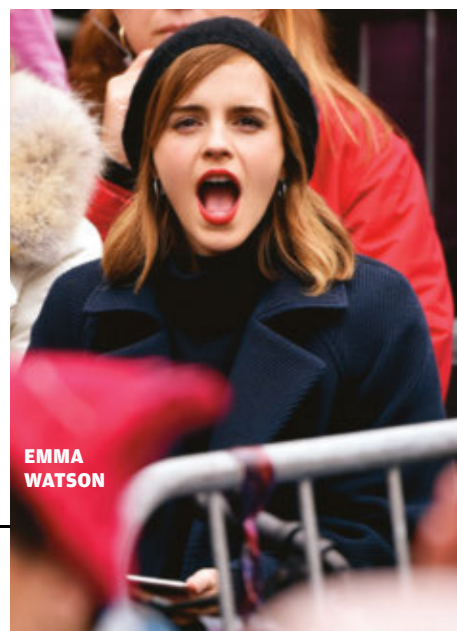
KATY PERRY



JULIA HOLTER



THE EDGE



EMMA WATSON



JANELLE MONÁE

FOTOS: KEVIN MAZUR/WIRE IMAGE/GETTY IMAGES (2); NOAM GALA/WIRE IMAGE; INSTAGRAM; KEVIN MAZUR/WIRE IMAGE; THEO WARGO/GETTY IMAGES; EMMA MCINTYRE/GETTY IMAGES; OLIVER CONTRERAS/FOR THE WASHINGTON POST VIA GETTY IMAGES

BLUES, BEBOP UND HÄRTERE TÖNE

Lucas Gregorowicz mit seiner Lieblingsplatte. Er hört neben Rock auch Bebop und Bluesalben des Chess-Labels. Den Traum von der Band lässt er ab und an aufleben. Ab dem 23. März ist er neben Moritz Bleibtreu und Mavie Hörbiger in „Lammbock“, der Fortsetzung der Kifferkomödie „Lammbock“, zu sehen

Spaß im Bett

Der Schauspieler
Lucas Gregorowicz
finanzierte seine Platten
über Blutspenden

Foto von Patrick Desbrosses

KLAR KANN ICH MICH ERINNERN! Im Herbst 1994 bei ELPI in Bochum habe ich sie gekauft. Für die 27,99 Mark bin ich damals extra zur Blutspende gegangen. Ich hatte die Schule abgebrochen, war gerade 18 und wollte Musik machen. Eine krasse Phase für mich. Nirvana war zwar nicht so mein Ding, aber Kurt Cobains Tod in jenem April fügte sich in die allgemein aufgewühlte Stimmung. Und dann kam „Vitalogy“. Viel kryptischer und rauher ist als die Vorgänger „Ten“ oder „vs“. Allein dieses aufwendige Cover in Form eines medizinischen Buches. Da bekam man was für sein Blutgeld! In die Innenhülle konnte man sich regelrecht versenken.

„All that's sacred comes from youth“ heißt es in „Not For You“, das wirkte bei aller Düsternis wie eine Art Heilsbotschaft für mich. Unsere eigene Band hat damals experimentiert, mein Bruder war der Schlagzeuger. Ich bin dann nach London und wollte internationale Erfahrung, während der Proberaum an der Ruhr blieb. Pearl Jam oder auch Queens Of The Stone Age haben mich stets begleitet, als ich nach meiner Rückkehr über Leander Hausmann und Jürgen Kruse, der ebenfalls eine legendäre Plattensammlung hatte, über Umwege zum Bochumer Schauspielhaus kam. Musik ist bis heute eine Art Lebensfackel geblieben. Auch wenn jeder Vergleich zwischen Musikmachen und Schauspielerei hinkt, bleibt die Band für mich immer das Ideal, nach dem ich auch als Schauspieler suche. Bei der Arbeit mit Fatih Akin zum Beispiel oder im bewährten „Lammbock“-Team kommt es dem schon sehr nah. Und was für ein Glück, eine Band zu lieben, die es immer noch gibt!

Aufgezeichnet von Ralf Niemczyk



FOTO: PATRICK DESBROSSES

POLITIK & ALLTAG

Natürlich Trump

Man kann ihn nicht weglächeln. Man kann nicht mal mehr *über* ihn lächeln. Und geizig ist er auch

VON JENNI ZYLKA

WIE GERN WÜRDTE ICH ÜBER etwas anderes schreiben! Etwa über die Oscarverleihung am 26. Februar, über die Sinnhaftig- oder -losigkeit der 14 Nominierungen für „La La Land“, wo man zwei tollen Schauspielern dabei zuguckt, wie sie schlecht singen und tanzen, und jede Sekunde Gene Kellys oder Ginger Rogers' vorwurfsvolle Gesichter herbeiseht, deren Ausdruck allein die Verhältnisse ins rechte Licht rücken würde. Oder über die Rekrutenserie auf YouTube, die die hierarchisch-stumpfe Struktur der Bundeswehr mit typischen YouTuber-Sperenzchen aufzulockern versucht, als ob es lustiger wäre, gleichgeschaltet zu denken und zu handeln, wenn man es wackelig mit dem Handy filmt und frech zusammenschneidet. Oder über die Notwendigkeit, Handwerks-Berufsbilder wieder schick zu finden, weil die neuen „IMM“- (Irgendwas mit Medien-) Berufe einfach überlaufen sind und man daher lieber hübsche Ausbildungen wie die zum Posamentenhersteller oder Luftballonkünstler beleuchten sollte (beim letzten, extrem ballonaffinen Flaming-Lips-Konzert wäre ich sehr scharf auf die Visitenkarte des „Balloon Artist of the Stars“-Menschen gewesen.)

Aber nein. Unser Thema ist Trump, der Typ mit der Fasanenfrise, der Irre mit dem Atomknopf. Trump beschäftigt uns – man kann ihn nicht weglächeln. Man kann nicht mal mehr *über* ihn lächeln, obwohl er neben der gruseligen Tagespolitik weiterhin jede Menge Breitseiten bietet: Trump lässt seine Frau bei der Inauguration am Auto verhungern, während er – „Trump First!“ – schon die Treppen zur Begrüßung des Präsidentenpaares hinaufmarschiert (Obama wartete in der gleichen Situation chevaleresk auf Michelle). Trump macht Lügenpressevorwürfe, hält Belgien für eine Stadt und Putin für einen duften Typ.

Ansonsten will Trumps Sprecher Madonna wegen „Linksfaschismus“ verhaften lassen, weil sie ihrem Unmut beim Women's March in Washington Luft machte und den Gag brachte, sie habe darüber nachgedacht, das Weiße Haus in die Luft zu sprengen – was zwar nicht der innovativste Witz ist, aber in einer Tradition von regierungskriti-

schen Aussagen durch Künstler steht. Und dass Trump denkt, Madonna könne plötzlich eine linke Zecke mit Agit-Agenda werden, spricht dafür, dass er noch nicht den aktuellen, auf Tatsachen basierenden Film über Elvis' Besuch bei Nixon gesehen hat: Er, Elvis, würde gern undercover für die Regierung arbeiten, deutete der King damals an. Aber Nixon winkte ab, weil ihm klar war, dass man Elvis genauso schwer als Geheimagenten würde unterbringen können wie Madonna als Terroristin.

Bei allen immer wieder auffällig-gruseligen Gemeinsamkeiten zwischen Nixon und Trump: der Liebe zum Binnenmarkt, dem Pesten gegen die NATO in Form von höheren Zahlungsforderungen für die Verteidigung an die Bündnispartner, der Importsteuer – in Bezug auf die Tauglichkeit von Prominenten als Politaktivisten war Nixon immerhin realistischer als Trump. Trump ist kein bisschen realistisch. Er ist schaurig. Vor Monaten erzählte Graydon Carter, der Chefredakteur der „Vanity Fair“, in einem Editorial von seiner langjährigen Fehde mit Trump. Carter hatte in den Achtzigern für das satirische „Spy“-Magazin gearbeitet, in dem Trump regelmäßig als Witzfigur berücksichtigt wurde. Man habe, schrieb Carter, damals Verrechnungsschecks über 1,11 Dollar an 58 der reichsten Menschen des Landes geschickt, mit dem ausgedachten Absender National Refund Clearinghouse. Diejenigen, die den Scheck einlösten (was mit persönlicher Anwesenheit bei der Bank und Unterschrift verbunden war), bekamen einen weiteren Scheck über 64 Cent zugeschickt. Und diejenigen, die auch diesen einlösten, erhielten einen über 13 Cent. Nur zwei Männer ließen sich den Reichtum auszahlen: Der Waffenhändler Adnan Khashoggi, der auch den philippinischen Diktator Marcos belieferte und bei der Iran-Contra-Affäre mitmischte. Und jetzt ratet mal, wer der andere war.



Unsere Kolumnistin musste bei dem Gedanken an das Thema dieser Kolumne laut seufzen. Aber es hilft ja nichts.

JAKE GYLLENHAAL REBECCA FERGUSON RYAN REYNOLDS



SEI VORSICHTIG,
WONACH
DU SUCHST

LIFE

AB 23. MÄRZ
IM KINO

#LifeFilm
www.life-derfilm.de



COLUMBIA PICTURES
a Sony Company

SONY PICTURES RELEASING DASH

©2017 Columbia TriStar Marketing Group, Inc. All Rights Reserved.

Bloß keine Beutel, bitte!

Auch jenseits des grassierenden Matcha-Hypes gibt es gute Gründe für ein Tässchen Tee

Von Gunter Blank

FRÜHER EINMAL WAR TEE SO ZIEMLICH DAS UNHIPSTE Getränk der Welt. Zu Hippiezeiten trafen sich Studenten in sogenannten Teestuben und frönten bei Assam und Darjeeling dem kreativen Nichtstun oder dem Plänen der Weltrevolution. Das hat sich grundlegend geändert. Matcha, das unglaublich teure Teepulver aus Japan, gilt Trendbürgern heute als das Hipste und Gesundeste. Jeder Junior Art Director, der sich ein Schälchen Matcha Latte mit Sojamilch aufschlägt, darf sich als Samurai der veganen Revolution fühlen. Längst hat der Trend den Mainstream ergriffen, Matcha bekommt man nun auch im Drogeriemarkt – oder als Luxusshampoo mit Kopfhautentgiftungsgarantie.

Endet also die jahrtausendealte Kultur des Teetrinkens in Schickimicki-Verblödung? Zum Glück nicht, glaubt Christoph Peters. Der Autor und Japanliebhaber hat sich in 35 Jahren passionierten Teetrinkens ein nahezu enzyklopädisches Wissen über alle möglichen Arten des Teegenusses angeeignet, an dem er nun die Welt teilhaben lässt („Diese wunderbare Bitterkeit. Ein Leben mit Tee“, Arche Verlag, 15 Euro). „Offen gestanden kann ich mir nicht vorstellen, wie die Matcha-Zubereitung im Barbetrieb funktionieren soll“, erklärt er apodiktisch. „Der Matcha, den es dort gibt, muss schon sehr gesund sein, dass jemand sich das antut. Anders als beim Wein schmeckt Matcha unterhalb der Grand-Cru-Klasse einfach scheußlich.“ Tatsächlich kann man im Fachhandel für ein 20-Gramm-Döschen, das Peters' Ansprüchen genügt, locker 40 Euro hinblättern. Aber Peters verwendet das aus Gyokuro-Blättern gewonnene High-End-Produkt nur, wenn er konzentriert bis in die Haarspitzen einen Chanoyou, eine japanische Teezeremonie, inszeniert, an deren perfekter Durchführung er immer noch feilt.

Jenseits dieses Perfektionsdrangs ist der erfolgreiche Romanier auch ein ganz pragmatischer Teetrinker, der den Konzentrationschub zu schätzen weiß, den eine Tasse schlichten grünen Tees vermittelt. Immerhin ist das Teetrinken aus ebendiesem Grund entstanden: Der Legende zufolge fielen dem indisch-tamilischen Prinzen Bodhidharma (um 440–528), der als Begründer sowohl des Zenbuddhismus als auch des Shaolin-Kung-Fu gilt, bei seinen Meditationen immer wieder die Augen zu. Schließlich riss er sich aus Zorn die Augenlider ab und schleuderte sie zu Boden. Daraus wuchsen über Nacht die ersten beiden Teesträucher, wie man an der lidförmigen Gestalt der wachhaltenden Blätter auch heute noch unschwer erkennen kann. In Wirklichkeit wird Tee in China seit 4.500 Jahren kultiviert und in einer Qualität produziert, die dem japanischen ebenbürtig ist. Die Japaner allerdings verstehen sich durch die Herausbildung der religiös-philosophisch geprägten Teezeremonie seit Jahrhunderten als Gralshüter der Teekultur. „Tee – das ist der Weg des Kampfes ohne Schwert“, verkündet Kei Kumais Film „Der Tod eines Teemeisters“ über den legendären Sen no Rikyu, der dem Ritual im 16. Jahrhundert seine heutige Form gab.

Vom Kämpfen und von Schwertern verstehen allerdings auch die Schotten etwas. Und so nimmt es nicht wunder, dass der derzeit angeblich beste Tee der Welt aus Schottland kommt. Im rauen Hochland nördlich von Aberdeen baut die kleine Wee Tea Company einen „Smoked White Tea“ an, der mit schlappen 350 Euro je 100 Gramm zu Buche schlägt. Eine kleine Retourkutsche vielleicht, denn der angeblich beste und ebenso sündhaft teure Whisky kommt – aus Japan.



TEATIME
Paul McCartney
und John Lennon

TEA FOR THE TILLERMAN

Wir wissen nicht, was Teestuben-Elvis Cat Stevens einst dem Steuermann empfahl – Christoph Peters empfiehlt für alltägliche und feierliche Gelegenheiten die folgenden Sorten

DER TEE

Mein Tee für alle Lebenslagen ist der blumig und harmonisch schmeckende **Kukicha Ikkyu no Sato**. Seine belebende, konzentrationsfördernde Wirkung hält lange an. Er zählt zu den Karigane, das heißt, er besteht aus den Stängeln und Blättern der erstklassigen Gyokuru. Bezugsquelle: Maiko (maiko.ne.jp/german/shopping/karigane.htm) 100 g ca. 11 Euro. Wer mal etwas ganz anderes probieren möchte, dem empfehle ich den chinesischen **Pai Hao Yin Zhen** („Weiße Silbernadeln“). Bei diesem Tee werden nur die ungeöffneten Knospen gepflückt, das ergibt einen milden, zarten, lang anhaltenden Geschmack. Bezugsquelle: Benjowski (shop. www.benjowskitea.de), 100 g ca. 30 Euro.



DIE KANNE

Peters rät zu Keramikkanen; unglasierte Tokoname-Kannen (ab 30 Euro) sind am besten. Dazu ein passendes Metallsieb für den Tee. Das Wasser darf nicht kochen (70–85 Grad), der Tee nicht lange ziehen (meist 1–2 Minuten).

Späte Gelassenheit

Viel Geduld und Soul-Power: Valerie June weiß, worauf es ankommt

GEGEN DEN LAUF DER ZEIT ANZUKÄMPFEN hat wenig Sinn, auch wenn es in der Natur des Menschen liegt, wie Valerie June zu berichten weiß. Als ihr letztes Album, „Pushin’ Against A Stone“, 2013 erschien, war sie bereits über 30. Der Erfolg kam für sie nach all den Anstrengungen zuvor zwar überraschend, aber sie war vorbereitet. Oder, wie sie es selbst formuliert: „Das Tempo war wirklich zu verkräften.“ Für manche Künstler komme das alles sehr viel früher, wenn man den Verlockungen und dem Druck der Öffentlichkeit noch nicht so gut standhalten könne wie in ihrem Alter. Der Beweis für ihre Reife: „Ich wollte bei „Pushin’ Against A Stone“ keinen großen Platten-deal, weil ich noch nicht wusste, ob mir das Berühmtsein gefallen würde. Ich dachte, wenn ich einen Vertrag für Amerika und Europa unterschreibe, kann ich, wenn es nicht funktioniert, immer noch nach Australien auswandern.“

Funktioniert hat es. Und zwar so gut, dass die Sängerin und Songschreiberin aus Tennessee rund um die Welt tourte, bei den Rolling Stones, Norah und Sharon Jones im Vorprogramm spielte und von Michelle Obama ins Weiße Haus eingeladen wurde. Über die Stones sagt sie: „Sie haben Bilder ihrer Blues-Vorbilder wie Robert Johnson und Charley Patton auf den großen Videoscreens gezeigt und ihnen so Tribut gezollt. Sie haben mir bestätigt, dass man eine eigene künstlerische Sprache finden kann, wenn man seine musikalischen Wurzeln verinnerlicht hat.“

Über Norah Jones sagt sie: „Trotz ihres Ruhms ist sie ist der normalste Mensch, den man sich überhaupt nur vorstellen kann.“ Über die im November 2016 an Krebs verstorbene Soul-Sängerin Sharon Jones sagt sie nach tiefem Durchatmen: „Ich habe viel von ihr gelernt.“ Zum Beispiel über den unbedingten Durchhaltewillen: „Von dem Tag an, an dem sie sich entschieden hatte, die Musik als Vollzeitjob zu betreiben, hat sie immer alles gegeben. Sie sagte: ‚So will ich leben. Ich will jede Nacht auf die Bühne gehen!‘ Ich denke, die Musik hat Sharon so lange am Leben erhalten.“ Und über die ehemalige First Lady, die ein Programm für mehr Kultur und Kunst an Schulen organisierte, an dem June mitwirkte, sagt sie: „Die beiden Men-

schen, die mich am meisten inspirieren, sind Michelle Obama und Oprah Winfrey.“ Darunter macht June es nicht.

Jetzt veröffentlicht sie ein weiteres Album, mit dem vielsagenden Titel „The Order Of Time“. Die verschlungenen, unergründlichen Pfade der Zeit sind einfach ihr Ding. Sie liefern auch den Grund dafür, weshalb der Großteil der „neuen“ Songs schon seit über zehn Jahren darauf wartete, endlich aufgenommen zu werden. Das sei der Vorteil, wenn ein richtiger Vertrag mit einer Plattenfirma so lange auf sich warten lasse, meint sie. Einige der neueren Stücke schrieb sie in ihrer Wahlheimat Brooklyn. An ihrem Leben dort liebe sie vor allem, dass man die Möglichkeit habe, Kreative aus aller Welt kennenzulernen. Wobei sie jedoch zu viel unterwegs sei, um genau sagen zu können,

wie sich New York auf ihre Musik auswirkt. Aha.

Während ihr bei manchen Stücken von „Pushin’ Against A Stone“ noch Dan Auerbach als Songwriting-Partner zur Seite stand, hatte sie diesmal den Anspruch, sämtliche Songs aus eigener Feder beizutragen, bevor sie mit ihrer Band und Produzent Matt Marinelli ein abgelegenes Studio in der Gemeinde Guilford im US-Bundesstaat Vermont bezog. Marinelli habe ganze Wagenladungen alte Technik angekarrt. Und tatsächlich verströmt „The Order Of Time“ eine analoge Vitalität, die den Songs zwischen Soul, Folk, Bluegrass und Country zuträglich ist. Ohne die Hektik der großstädtischen Gegenwart entstand ein Album, dessen Sound an glorreiche Motown-Aufnahmen erinnert – anders als die Songs. Aber June scheint ihre Mitte gefunden zu haben, sie erzählt unbeeinträchtigt von ihrem Credo: „Wenn ich einen Plan oder einen Traum habe, dann will ich ihn auch so schnell es geht umsetzen. Meine Reise hat mich jedoch gelehrt, geduldig zu sein.“

Möglicherweise ist June zu ausgeglichen, um eine große Platte zu machen. Ganz sicher ahmt sie gesanglich zu sehr einige ihrer Idole nach, von Ann Peebles bis Aretha Franklin – und tappt damit in die Retrofalle, die für so viele Musiker im Soul-Bereich zugleich kommerziellen Segen und künstlerischen Fluch bedeutet. Ihre Weisheiten haben etwas Bitter-Larmoyantes, das June selbst nicht zu registrieren scheint: „Älterwerden heißt, sich weniger gegen den Lauf der Dinge zu wehren.“ Trotzdem wirkt die Maxime, die Zeit nicht zurückdrehen zu wollen, sondern ihr mit offenem Herzen zu folgen, inmitten des Pop-Imperativs vom lebenslänglich Infantilen heilsam. **MAX GÖSCHE**



RETRO DELUXE
Valerie June

BETH HART
FIRE ON THE FLOOR



12.05. LEIPZIG	18.05. HANNOVER	24.05. WUPPERTAL
14.05. BERLIN	20.05. BADEN-BADEN	26.05. MANNHEIM
16.05. HAMBURG	22.05. OFFENBACH	29.05. MÜNCHEN

KOSVERKAUF

the mavericks



30.03. KÖLN, GLORIA

PAUL CARRACK



21.04. NEURUPPIN
22.04. LEIPZIG
24.04. HAMBURG
25.04. KÖLN

SONG TAGE
DIE ZEHNTEN.

JOY DENALANE · WANDA · SCHNIPO SCHRANKE
TOM SCHILLING & THE JAZZ KIDS
BODO WARTKE · HEINZ RUDOLF KUNZE
CLUB DER TOTEN DICHTER FEAT. PETER LOHMEYER
SARAH LESCH · CHRISTIAN KJELLVANDER U.V.M.

17. MÄRZ – 06. MAI 2017
www.songtage-gera.de

Die gezeichnete Zeit

Der kanadische Comicautor **Guy Delisle** hat sich für sein Meisterstück vom eigenen Leben gelöst

DAS URTEIL FIEL SCHONUNGSLos aus. Als sich Guy Delisle bei seiner Tochter Alice erkundigte, wie ihr sein neuer Comic gefiel, kannte sie keine Gnade. Langatmig habe sie ihn gefunden, erinnert sich der Frankokanadier, und irgendwie repetitiv. Kinder können grausam sein!

Zum ersten Mal taucht die heute Zehnjährige in Delisles viertem autobiografischen Reisetagebuch, „Aufzeichnungen aus Jerusalem“, auf. Richtig kennenlernen konnte man das quirlige Mädchen aber erst in den „Ratgebern für schlechte Väter“, in denen der Comiczeichner höchst amüsante Anekdoten aus seinem Dasein als häusliches Familienoberhaupt versammelt. Da stellt sie gemeinsam mit ihrem drei Jahre älteren Bruder Louis die einst geordnete Welt ihres Vaters auf den Kopf, schaut mit Begeisterung die Animationsfilme von Hayao Miyazaki und wird ungehalten, wenn Delisle die abendliche „Harry Potter“-Lektüre verdirbt, weil er meint, sie mit einer kleinen Lektion in Grammatik verbinden zu können.

Wer meint, ihr Kommentar sei eine Retourkutsche für die Gemeinheiten des Vaters, täuscht sich. Sie meint das mit der Langeweile schon ernst. Denn gemessen an den actiongeladenen Mangas, die sie mit Leidenschaft verschlingt, ist Delisles neues Buch, „Geisel“, tatsächlich eher handlungsarm. Das langsame Verrinnen der Zeit ist die Hauptattraktion in dieser auf 400 Seiten erzählten Geschichte über die elf Tage, die der humanitäre Helfer Christoph André 1997 in der Gefangenschaft tschetschenischer Rebellen verbrachte.

Doch das Album ist ein Meilenstein in der Comicbibliografie des in Frankreich lebenden Zeichners. Nach vier tagebuchartigen Chroniken, in denen er von seinen skurrilbefremdlichen Erlebnissen in China, Nordkorea, Birma und Israel erzählt, und fünf Alben, in denen

Am Nachmittag werde ich in die Küche gebracht. Ich betrete sie zum ersten Mal.



Ich setze mich, und Thénardier macht ein Foto.



Sie besprechen etwas, ehe sie mich wieder in das Zimmer bringen.



Sie geben mir ein Hemd.



er seine wunderlich-komischen Erfahrungen als ständig lernender Vater offenlegt, verlässt er mit diesem Werk erstmals seine eigene Biografie. Ein großer Schritt, wie er selbst sagt, denn „eine Geschichte von einer anderen Person zu erzählen ändert natürlich alles: die Perspektive, die Sprache und den selbstbewussten Umgang mit den Ereignissen. Ich habe viele Gespräche mit Christoph aufgenommen, um genügend Informationen für meine Zeichnungen zu haben.“

Von Andrés Geschichte erfuhr er zuerst aus der Zeitung. Dann verabredete sich der Comiczeichner mit dem Entwicklungshelfer zu einem Frühstück und überhäufte ihn mit Fragen. „Es war ganz leicht, mit ihm ins Gespräch zu kommen, er war nicht verschlossen oder peinlich be-

rührt. Er fühlte sich nicht wie ein Opfer seiner Geschichte, das machte die Begegnung einfach.“

Dieses erste Treffen ist viele Jahre her. Unzählige Male fing Delisle mit dem Zeichnen an, und genauso oft stellte er es wieder ein. Er schob das Projekt so lange hinaus, bis er nach vielen Versuchen die richtige Herangehensweise und den richtigen Rhythmus fand. Der selbstbewusste und entschlossene Eindruck, den der humanitäre Helfer während der Gespräche beim Zeichner hinterließ, findet sich auch bei seinem Comic-Al-

ter-Ego wieder. Nach einem kurzen Moment der Panik, sein letztes Stündlein könnte geschlagen haben, fängt sich der Entwicklungshelfer wieder und nimmt sein Schicksal mit der Würde an, die man im Moment der Freiheitsberaubung aufbringen kann. Mit Zigarette im Mund sitzt er, die Arme auf den Rücken gebunden, vor seinen Entführern und beobachtet sie gleichermaßen fasziniert wie verwundert. Da weiß er noch nicht, dass er die nächsten 111 Tage in ihrer Gewalt sein wird.

Kurz kommen bei der Lektüre Zweifel auf, ob Delisles Herangehensweise dieser Geschichte gewachsen ist. Denn die Beschreibung von Christoph Andrés surrealem Alltag in Gefangenschaft erinnert anfangs immer wieder an die (selbst-)ironischen Beobachtungen, die Delisles Reisetagebücher auszeichnen. Ein Zufall? Keineswegs: „Ich wollte zeigen, was es bedeutet, wenn ein Mensch seiner Freiheit beraubt wird. Denn das sich dabei einstellende Gefühl, ausgeliefert und hilflos zu sein, kann man auch verspüren, wenn man reist und sich in fremde Länder begibt. Wenn man vom Vertrauten zu weit weg ist, so dass man sich nicht mehr frei fühlt und sich nach einem Zuhause zurücksehnt.“

Schon nach wenigen Seiten übernehmen Stil und Rhythmus die Regie. Plötzlich wird nahezu physisch nachvollziehbar, wie zermürbend das Warten und die Ungewissheit sind. „Im Comic kann man den Leser spüren lassen, wie unterschied-

lich schnell oder langsam die Zeit vergeht und wie sich die Zeiteinheiten verändern.“ Durch die epische Länge des Comics und seinen repetitiven Charakter wird deutlich, was es heißt, nicht mehr Herr seiner selbst zu sein. „Als Geisel gefangen gehalten zu werden ist schlimmer, als im Gefängnis zu sitzen, denn im Gefängnis kennst du wenigstens den Grund, warum du einsitzt – als Geisel nicht unbedingt.“

THOMAS HUMMITZSCH

GUY DELISLE



Der 1966 im kanadischen Quebec geborene Delisle arbeitete zunächst für ein Animationsstudio in Asien. Seine Erlebnisse dort verarbeitete er in journalistischen Graphic Novels. Er lebt im französischen Montpellier.



ALTER MEISTER
F. W. Bernstein

Reim auf Morgenlatte

Zehn Jahre mussten wir auf neue Lyrik des großen komischen Dichters F. W. Bernstein warten

IN SEINER BÜRGERLICHEN ALIAS-Existenz als Fritz Weigle ist der sympathisch-soignierte Herr mit dem papierweißen Schnauz bis zur Pensionierung 1999 ein knallharter Kunstpauker. Zunächst an diversen Schulen, schließlich andert-halb Dekaden an der HdK Berlin als Professor für Karikatur und Bildgeschichte. In seinem wahren Leben als Satiriker, komischer Zeichner und Lyriker F. W. Bernstein revolutioniert er zusammen mit Gernhardt, Waechter, Traxler, Henscheid

und den anderen quasi im Vorbeigehen die komische deutsche Literatur, indem er im großen Stil, das heißt formbewusst und mit einigem Kunstwillen, das Niveau senkt. „Kafka liebt die Sprache und/ Hat dazu auch allen Grund“: So geht „Dichterliebe“, eines der berühmtesten Stücke Bernsteins.

Wir haben uns verabredet, um über „Frische Gedichte“ (*Kunstmännchen*, 18 Euro) zu sprechen, seinen ersten reinen Lyrikband seit immerhin zehn Jahren. „Ihr sucht Verse von schnatternder Wucht?/ Ihr findet sie hier/ Alle von mir!“ Nichts am Bernstein-Ton hat sich verändert. Er hat den Verlockungen des Betriebs stets getrotzt, ein ganz normaler Schriftsteller, ein „Ernstler“ zu werden und schließlich doch noch die großen Preise abzugreifen. Er winkt ab. „Ich weiß nicht, ob wir den Ehr-

geiz haben sollten, da auch noch mitzumischen, bei den Hohepriestern. Nee, nee, wir haben Möglichkeiten, aufzutreten, wir haben Möglichkeiten, zu veröffentlichen, und wir kommen gut an. Die hohe Literatur soll mal schön ernsthaft bleiben.“ Unsterblichkeit gebe es ohnehin nur in der Musik. „Jetzt muss ich mal ein bisschen angeben“, entschuldigt der 79-Jährige sich sofort und erzählt, dass ihn der Jazzgitarrist Volker Kriegel mal in einem Song verewigt habe, „Postcard For F.W. Amber“. „Mein Nachruhm ist also gesichert.“

Und so kann er beruhigt mit Kinderreimen spielen, infantile Scherze treiben, herumalbern und in immer wieder neuen Anläufen an berückend komischen, aber eben auch anmutigen Nonsensversen bosseln, die unterm Strich so sinnlos gar

nicht sind. Immerhin die Prioritäten sind gesetzt. „Erst kommt der Reim, dann der Sinn“, zitiert er die Punkband Cockbirds, um dann beizupflichten: „Auch die Hühner werfen Schatten/ Wenn sie in der Sonne stehn/ Sinnvorräte, die wir hatten/ Schwinden, schmelzen und vergehn/ Vergeuden wir den Restsinn, dann/ Fängt sinnfreies Leben an/ Der letzte Sinn – da geht er hin/ Sinnverlust ist Lustgewinn.“

So ganz ernst meint er aber auch das nicht. „Ich hab hier, weil es sich schön reimt, mal so getan, als sei der Sinn völlig unnötig. Das stimmt natürlich nicht. Es gibt ein Kunstgewerbe des Nonsens, wo auch die Sprache unverständlich wird – das sollte es auch nicht sein“, gibt er zu bedenken. Aber der semantische Kehraus als Voraussetzung für wirkliche Schönheit, dieser Gedanke taucht immer mal wieder bei ihm auf. „Weg mit dem Bedeutungsschmutz!/ Ich zähl die Wörterchen und putz/ Die Lichter des Gedichts./ Sonst wird das nichts.“ Man darf das aber auch nicht als Anarchoästhetik missverstehen, formal sind seine Gedichte sehr traditionell. Nicht zuletzt der „Reim kann bleim“. Auch deshalb, weil der ihm als Suchmaschine für blühendsten Aberwitz stets gute Dienste erwiesen hat.

Man könnte das – und kann es noch – als Ideologiekritik lesen. Als literarische Abrüstung. Als Versuch, dem deutschen Überlegenheitspopanz, der sich in Sprache und Literatur immer schon mit vollen Backen zeigte, wieder und wieder die Luft rauszulassen, das Kunstgeblähe, Geniegetue, den deutschen Tiefsinn zu entlarven und schließlich auch die ehrwürdigen, ehrfurchtgebietenden Institutionen auf ein realistisches Maß zusammenstutzen. Bernstein setzt damit einmal mehr den Witz als Instrument der Aufklärung ins Recht. So gesehen ist der vermeintliche Nonsens tatsächlich gar keiner, sondern hat unterm Strich doch wieder einen tieferen Sinn.

Und während er die Übergrößen kalkuliert einlaufen lässt, präsentiert er das Alltäglich-Banale gern mit gravitätischer Geste. Alles kann bei ihm Gedicht werden, „die Theorie der Badematte,/ Börsensturz, die Morgenlatte“. „Ja, weil das nun mal 97 Prozent unseres Lebens ausmacht. Das fehlt immer dann, wenn ein Dichter was ganz Bedeutendes sagen will, was ganz Wichtiges, und dabei nicht mikiert, dass dies bereits das Wichtigste ist. Wenn man mit den großen geistigen Bewegungen anfängt, ist es schon langweilig.“ Kann ihm nicht passieren.

FRANK SCHÄFER



IM FOKUS
Schweighöfer
am Set

Auto macht bum!

Matthias Schweighöfer dreht eine Amazon-Serie: Ein Set-Besuch bei „You Are Wanted“

DAS ERSTE, WAS MIR GESAGT wird: Handyklingeln bedeutet „Champagner für alle“. Es sind über hundert Leute am Set. Ich schalte mein Handy aus. Wir sind in der Tiefgarage des Berliner Olympiastadions. Der Drehort dient als Double für den Eingangsbereich des Bundesnachrichtendienstes. Matthias Schweighöfer sitzt auf einem Klappstuhl, trägt Kopfhörer und schaut auf einen kleinen Monitor, der die gerade gedrehte Szene abspielt. Er scheint hochkonzentriert; er nickt bedächtig, als stünde er kurz vor der Lösung eines Logikproblems. Der Schauspieler Tom Beck kommt hinzu, fragt die Last-Minute-Maskenbildnerin nach einer Zigarette und lässt sich in einen soeben für ihn aufgeklappten Klappstuhl fallen.

Schweighöfer dreht die erste deutsche Serie für den Streamingdienst von Amazon: einen Hacker-Thriller,

der am 17. März startet. Er spielt auch selbst die Hauptrolle, neben ihm agieren Alexandra Maria Lara und Karoline Herfurth.

Ein kleiner Junge sitzt beinebamelnd neben Schweighöfer. Er ist das Double für den Jungen, der dessen Sohn spielt. Weil Kinder nur drei Stunden am Tag arbeiten dürfen, wird für Einstellungen, in denen der Sohn nicht eindeutig zu erkennen ist, ein Double verwendet. Jetzt spielt das Double mit Schauspielcoach Gisela Karten und wartet darauf, seinen Hinterkopf in die Kamera zu halten.

Schweighöfer ist nicht nur Hauptdarsteller und Regisseur in Personalunion, sondern auch animateur. Er hält die Leute bei Laune. Er klatscht in Zeitlupe in die Hände und grollt dabei ein tiefes „Hul!“, in immer kürzeren Intervallen, wie die Isländer es bei der Fußball-EM etabliert haben. Alle machen mit. Am Ende wird jubelt. Dann wird gedreht. Die Handlung der sechsteiligen Serie kulminiert in dieser Szene.

Danach erst einmal Motivwechsel. Am Nachmittag, wenn der richtige Sohn am Set eingetroffen ist, wird das Team noch einmal in die Tiefgarage zurückkehren, um dieselbe Szene in anderen Einstellungen zu

drehen. Jetzt werden erst einmal Maskenwagen geschoben, Kabel zusammengerollt und Klappstühle zusammengeklappt. Umzug zur Stellprobe für die nächste Szene.

Auf der kleinen Straße, die zur VIP-Vorfahrt der Tiefgarage führt, bereitet Schweighöfer gerade mit dem Stunt-Coach und den Stunt-Doubles die Actionszene vor, die gleich gedreht werden soll. Schweighöfer muss seinen Widersacher nach einer kurzen Verfolgungsjagd aus dessen Auto zerren, dann folgen ein zunächst verbaler und schließlich ein zutiefst nonverbaler Schlagabtausch. Gemeinsam choreografieren Schweighöfer und die Stunt-Leute den Kampf, sie überlegen sich Bewegungsabfolgen und schmeißen sich probeweise auf die auf dem Asphalt ausliegenden Gummimatten.

Schweighöfer spricht alles durch, macht alles vor. Es ist wie früher: Mit Daumen und ausgestrecktem Zeigefinger formt er eine Pistole, er demonstriert ins Ziel treffende Kinnhaken mit „Bäm-bäm!“-Laute. Zwischendurch übernehmen die Stunt-Leute und zeigen, wie sie sich den Kampfverlauf vorgestellt haben. Sie machen ihre Choreografie einmal vor, eine schnelle Abfolge vieler Bewegungen, nicht leicht zu durch-

dringen, und Schweighöfer schaut geplättet in die Runde und sagt: „Wird noch ein anstrengender Tag heute“ – dann lacht er das schrille, ansteckende Schweighöfer-Lachen. Er hat sich eine kindliche Begeisterung für das Erschaffen erhalten. Dass er ein derartiges Großprojekt als Regisseur und Hauptdarsteller stemmt, zeugt von beachtlicher Ambition und Kondition – dass er dabei gut gelaunt und umgänglich bleibt, ist erstaunlich.

Die Stellprobe ist vorbei, Kameras werden herangekarrt. Seine Tochter läuft zu ihm – die echte Tochter, keine Serientochter –, er beugt sich zu ihr hinunter und erklärt die Szene. „Das Auto macht bum!, weil da die Bombe drin ist“, sagt er. Sie fühlt sich wohl auf Filmsets, sie wächst mit ihnen auf. „Wie der Papa!“, sagt er. Seine Eltern seien ja auch beide Schauspieler. „Hast du schon Hunger?“, fragt er sie, während ihm Haarspray in die vom Kämpfen unordentlich gewordenen Haare gesprüht wird. „Es gibt Schnitzel, so in einer halben Stunde.“

Dann wird gedreht, zuerst mit den Stunt-Doubles. Alexandra Maria Lara ist am Set eingetroffen. Sie hält sich einen kleinen Schminkspiegel vor das Gesicht und zieht noch einmal ihren Lippenstift nach. Wenn die Kamera nicht läuft, wuseln Assistenten herum und bieten den Schauspielern Kaffee, Zigaretten und Klappstühle an. Schweighöfer und seine Tochter rufen sich Kuckuckrufe zu. Dann wird die Szene – kurze Verfolgungsjagd, Aus-dem-Auto-Zerren und Prügelei – mit den Schauspielern statt mit den Stunt-Doubles gedreht, aber auch sofort wieder abgebrochen. Schweighöfer musste nämlich lachen. Also noch einmal. Aber vorher: Mittag.

Der Drehort ist jetzt plötzlich menschenleer. Als ich mich an das Ende der langen Schlange vor dem Catering-Wagen stelle, verstehe ich wieso. Auf der Rasenfläche vor dem Olympiastadion sind kleine Bierzelte und -bänke aufgebaut. Es gibt Schnitzel vom Kalb, Kartoffelsalat, Pommes, Brokkoli-Blumenkohl mit Sauce Hollandaise und grünen Salat. Alexandra Maria Lara und Tom Beck sitzen zusammen und essen Schnitzel.

Schweighöfer kommt aus seinem Wohnwagen – er hat als Erster Essen bekommen, ist als Erster fertig – und reicht das benutzte Besteck über die Theke. „War sehr lecker“, sagt er. Nur die Schauspieler haben eigene Wohnwagen. An den Türen stehen aber nicht ihre Namen. Da stehen die Namen der Serienfiguren, die sie spielen.

JAN JEKAL

FERNSEH-FREUND

Quereinsteiger

Die ARD-Dokumentation „Schlagerland“ zeigt ein Idyll der bizarren Uneigentlichkeit

VON ARNE WILLANDER

EIN 72-JÄHRIGER MANN SINGT einen 40 Jahre alten Schlager. Der Mann ist Jürgen Drews, der Schlager ist „Ein Bett im Kornfeld“. Drews tritt in der Berliner Waldbühne bei einem Schlagerfestival auf. Das Playback bumpert, Drews macht seine Nummer. Er muss noch zur Eröffnung der Spargelsaison nach Beelitz. Vorher war er bei einer Schlagersause im Ruhrgebiet und sollte vor Mobiltoiletten für Fotos posieren. Zu der reschen Promoterin sagt er, was er immer sagt: „Du siehst ja richtig hübsch aus!“ Was er nicht immer sagt: „Was hast du mit Toiletten zu tun?“

Drews spricht oft in der dritten Person von sich, er beantwortet Fragen, die andere an ihn stellen könnten, aber gar nicht stellen. Er sitzt im Auto und beantwortet so eine Frage: „Weil ich bekloppt bin.“ Er müsste sich nicht alles an einem Tag antun. Aber das Büro hat gefragt. Er hätte Nein sagen können. Ramona ist zu Hause geblieben. „Fall nicht vom Pferd“, sagte er zum Abschied. „Fall du nicht von der Bühne“, sagte sie. Darin ist mehr Zärtlichkeit als in jedem Schlagertext.

Die Dokumentation „Schlagerland“ hat die üblichen Schuldigen besucht: Roland Kaiser, der das sozial engagierte Lied vermisst, das er selbst auch nicht schreibt und singt. Udo Jürgens' „Ein ehrenwertes Haus“ sei der letzte Song dieser Art gewesen. Man sieht Udo Jürgens, wie er „Ein ehrenwertes Haus“ singt, es war 1974. Roland Kaiser singt „Dich zu lieben“ unter einer Autobahnbrücke. Kristina Bach erzählt noch einmal, wie ihr „Atemlos durch die Nacht“ einfel, wie sie den Hook hatte und dass sie eine Hook-Fetischistin sei. Ralph Siegel erzählt noch einmal, wie schwer das alles ist und dass man sich an hundert seiner Schlager erinnert. Der Plattenmann Jörg Hellwig von Electrola sagt über Helene Fischer: „Da kann auch kein HipHop-Fan sagen: Die ist hässlich.“

Hellwig hat eine neue Flamme, sie heißt Franziska Wiese, sie singt, spielt Geige und ist lieblich onduliert. Bei einer Branchenpräsentation geigt sie als Silhouette hinter

einem Vorhang. Bei der anschließenden Party geht Franziska auf Jürgen Drews zu, der als etwas teigiger Langhaarlöwe mit großem Schal herumsteht. „Woher kennen wir uns?“, fragt er die junge Frau, die er nicht kennt. Sie kennt ja ihn. Dann sagt Drews: „Hübsch bist du ja.“ Warum machst du Schlager?, fragt er dann. Ich verstehe die Frage nicht, sagt Franziska. Na, er wollte es nur mal wissen. Er sei ja Quereinsteiger gewesen. Das sagt er immer: Er wollte nie Schlager singen, er hatte Berührungsängste, er mochte „Ein Bett im Kornfeld“ nicht. Jetzt umarmt er alles. Er möchte Franziska Wiese umarmen. Drews sagt etwas, das wie „The odder appearance“ stimmt jedenfalls „klingt“.

Franziska Wiese wurde in Florian Silberseis Show eingeladen, aber dann wurde sie wieder ausgeladen. Zu verpöft. Die Locken mussten weg. Ein Mann namens Michael Jürgen, der die Sendung produziert, sagt, dass Schlager sichtbar gemacht werden muss. Die *outer appearance* stimmte bei Franziska nicht. Nun wurde sie wieder eingeladen, sie trägt die Haare glatt, sie hat eine Choreografie mit Geige geübt. Aus dem Off heißt es: „Er mochte das Produkt, aber er wollte eine andere Verpackung.“ Jetzt ist Franziska sichtbar. Sie hat nicht zu viel Schminke aufgetragen, sie trägt eine Art Nachthemd, sie ist von Nebel umwabert, wahrscheinlich ist sie barfuß, aber das sieht man nicht, denn ihre Füße sind im Nebel. Sie singt „Ich bin frei“, sie geigt im Kreis, ihre Managerin hat Tränen in den Augen. Der Florian kommt, er hat seine Quetschkommode mitgebracht, er droht, dass sie noch einen Zacken zulegen.

In der Stadtverwaltung von Spremberg konnte Franziska den Menschen wenig Freude bereiten. Sie hofft, dass sie ihnen jetzt ein bisschen Freude machen kann.



Der Autor mochte das Produkt nicht, aber er mochte die Verpackung, und das, was drinnen ist, gefiel ihm eigentlich auch ganz gut.

KONZERTBÜRO SCHONEBERG

Strand Of Oaks

25.02.17 Berlin, Privatclub

Lambchop

28.02.17 Leipzig, Felsenkeller
01.03.17 Mannheim, Capitol

Alpines

02.03.17 Hamburg, Häkken
03.03.17 B, Kantine am Berghain
04.03.17 München, Milla

Tycho

03.03.17 HH, Uebel & Gefährlich
05.03.17 Leipzig, UT Connwitz
07.03.17 Berlin, Astra

Courtney Marie Andrews

08.03.17 K, Wohngemeinschaft

Oddisee & Good Compny

13.03.17 München, Ampere
14.03.17 Erfurt, Franz Mehlhose
15.03.17 Berlin, Gretchen
16.03.17 Hamburg, Mojo
17.03.17 Köln, Gloria
18.03.17 Stuttgart, Wizemann
19.03.17 Frankfurt, Zoom

BirdPen

20.03.17 München, Ampere
23.03.17 Haldern, Pop Bar
24.03.17 Weinheim, Café Central
25.03.17 Schorndorf, Manufaktur
26.03.17 Köln, Artheater
29.03.17 Berlin, Privatclub
30.03.17 Hamburg, Molotow
02.04.17 Leipzig, Naumanns

Charlie Cunningham

24.03.17 Neustadt, Schloss
25.03.17 Dortmund, Konzerthaus
26.03.17 Hamburg, Kampnagel
27.03.17 B, Kammermusiksaal
29.03.17 MS, Jugendkirche efata(!)
30.03.17 Köln, Kulturkirche
01.04.17 F, Heilig-Geist-Kirche
02.04.17 Mannheim, Atlantis
03.04.17 M, Carl-Orff-Saal
09.04.17 Stuttgart, Theaterhaus

Lucy Spraggan

27.03.17 Berlin, Grüner Salon

DePresno

27.03.17 Hamburg, Häkken
28.03.17 Berlin, Musik & Frieden
30.03.17 München, Milla
31.03.17 Köln, Yuca

Rhiannon Giddens

29.03.17 Köln, Gloria

Alex Vargas

08.04.17 Berlin, Gretchen
09.04.17 Hamburg, Mojo Club
10.04.17 Köln, Gloria
11.04.17 München, Technikum

Japandroids

19.04.17 HH, Uebel & Gefährlich
20.04.17 Köln, Gebäude 9
22.04.17 B, Columbia Theater
23.04.17 Frankfurt, Zoom

Esben And The Witch

19.04.17 Münster, Gleis 22
22.04.17 Köln, Artheater
23.04.17 Wiesbaden, Schlachthof
24.04.17 München, Milla
25.04.17 Nürnberg, Club Stereo
26.04.17 Berlin, Bi Nu
27.04.17 Hamburg, Molotow

The New Pornographers

11.05.17 Berlin, Lido

San Fermin

25.05.17 Berlin, Grüner Salon

The Kills

07.06.17 Leipzig, Täubchenthal

Interpol

16.08.17 München, Muffathalle

Jason Isbell

07.11.17 HH, Uebel & Gefährlich
08.11.17 B, Columbia Theater



Gregory Alan Isakov
+ Leif Vollebakk
11.03.17 Hamburg
12.03.17 Berlin
19.03.17 München
20.03.17 Köln



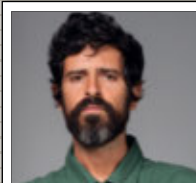
Moddi

27.03.17 Dresden
28.03.17 Erlangen
29.03.17 Frankfurt
30.03.17 Köln



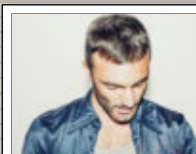
Hurray For The Riff Raff

29.03.17 Hamburg
30.03.17 Berlin
31.03.17 München
02.04.17 Münster



Devendra Banhart

04.04.17 München
05.04.17 Berlin



Talisco

10.04.17 München
11.04.17 Frankfurt
12.04.17 Berlin
13.04.17 Hamburg



Jens Lekman

17.04.17 Hamburg
18.04.17 Berlin
19.04.17 Köln
28.04.17 München



Dinosaur Jr.

06.06.17 Stuttgart
07.06.17 Wiesbaden
12.06.17 Hamburg
13.06.17 Bochum

Tickets & Infos: www.schoneberg.de

SICHERN SIE SICH ALLE VORTEILE, RABATTE UND EXKLUSIVEN EXTRAS!

1-JAHRES-ABO



VORTEILE

- ★ **12 AUSGABEN** – nur 11 bezahlen
- ★ **1 GESCHENK** Ihrer Wahl (Nur solange der Vorrat reicht)
- ★ **MIT CD** in jedem Heft
- ★ Keine Zustellgebühr, jederzeit kündbar
- ★ Keine Ausgabe verpassen
- ★ Das Archiv: Blättern Sie in allen digitalisierten ROLLING-STONE-Ausgaben (seit 1994) rollingstone.de/das-archiv

EXKLUSIVE EXTRAS

- ★ **8% RABATT** bei jedem Einkauf auf jpc.de/rollingstone

Leidenschaft für Musik
- ★ **15€ RABATT** auf das „ROLLING STONE Weekender“- Festival-Ticket: rollingstone-weekender.de

- ★ Weitere Vorzugs-Angebote auf ROLLING-STONE-Produkte rollingstone.de/shop

12 Ausgaben mit Heft-CD für 86,90€
(statt 94,80€ bei Einzelkauf)
+ 1 Jahr Zugang auf rollingstone.de/das-archiv für 9,99€
(statt 24,90€ bei Einzelkauf)
+ 1 Geschenk Ihrer Wahl.
Preise für Österreich & Schweiz abweichend.

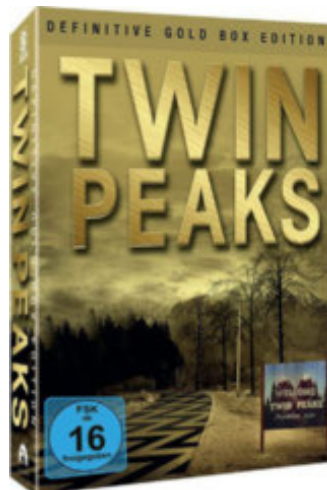
ROLLINGSTONE.DE/ABO
TEL. 040 - 468605165
ABO@ROLLINGSTONE.DE

DIE PRÄMIEN DES MONATS

DEPECHE MODE: „SPIRIT“

2 LPs, 180g, Black Vinyl

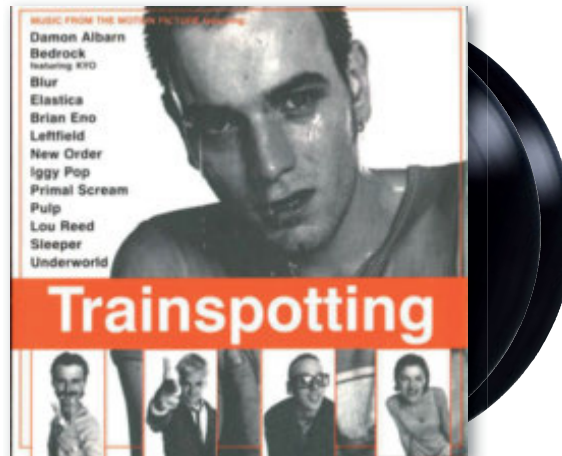
Das neue Album:
ein Plädoyer für die
Freiheit, eine elegische
Rückbesinnung



TWIN PEAKS: SEASON 1 & 2

10 DVDs, Definitive
Gold Box Edition

Alles über frischen Kirschkuchen,
Hirschgeweihe, Rätselzwerge und
Laura Palmer: das Gesamtwerk



TRAINSPOTTING - DER KULT-SOUNDTRACK WIEDER AUF VINYL

2 LPs, 180g,
20th Anniversary, Black Vinyl

Tempo, Soul und Irrsinn: der eklektische
Soundtrack zu dem berühmtesten
britischen Film der 90er-Jahre



EILON PAZ: DUST & GROOVES - PLATTEN- SAMMLER UND IHRE HEILIGTÜMER

Buch, 416 Seiten

Die Wonnen und Abgründe des Schall-
plattensammelns: eine Foto-Anthologie der
skurrilsten privaten Vinyl-Archive der Welt

**ODER EIN
20-EURO-
GUTSCHEIN**



Diese und weitere Prämien finden sie auch auf rollingstone.de/abo

3 NEIN TRUMP



MOTORPSYCHOS

Martin Gore,
Andrew Fletcher
und Dave Gahan
posieren mit
Motorrädern



**SÄNGER UND
SCHREIBER**

Dave Gahan bei den
Fotosessions mit
Anton Corbijn in
New York





**Synthiepop war gestern.
Die Welt hat sich verändert.
DEPECHE MODE sind
ernster und politischer als
je zuvor. Auf ihrem neuen
Album verhandeln sie
Drohnenkriege, Fake News
und soziale Ungerechtigkeit.**

**Ein Gespräch in einem
Café in New York, während
draußen auf den Straßen
Menschen gegen Trump
demonstrieren**

Von SASSAN NIASSERI

Fotos von ANTON CORBIJN

Früher aß hier Ernest Hemingway, später Robert Mapplethorpe und Patti Smith. „Den habe ich schon lange nicht mehr gesehen“, sagt Gahan und deutet auf das eingerahmte Foto an einer Wand. Das Bild zeigt den ehemaligen Besitzer, Mario Flotta sen., der das italienische Café mehr als 40 Jahre lang führte, bevor er es schließlich an neue Eigentümer verkaufte.

Gahan bestellt Kaffee.

„Acht Jahre lang bemühte Obama sich um Annäherung an Länder des Nahen Ostens“, sagt er dann unvermittelt. „Und Trump wischt das alles mit einem Mal weg. Aber die Erde wird auch weiter existieren, wenn es uns alle nicht mehr gibt.“

„Ich könnte mir vorstellen, dass noch einiges über ihn ans Tageslicht kommt“, führt der Sänger aus und faltet die Hände. „Es würde mich auch nicht wundern, wenn schließlich ein Amtsenthebungsverfahren angestrengt wird. *Some business is gonna rear its ugly head*, irgendein Geschäft, das gegen die Verfassung verstößt. Gott sei Dank haben wir Gerichte, die einige von Trumps Dekreten und Gesetzen aufheben können. Wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen, dass in den nächsten vier Jahren unter

angriffs. „We can track it all on satellite/ Watch men dying in real time/ We’re feeling nothing inside.“ Im Refrain konstatiert Gahan, dass die Zivilisation in ihrer Entwicklung rückwärtsschreite, bis sie irgendwann an ihrer „Höhlenmenschenmentalität“ zugrunde gehe. „Zählen wir eigentlich noch die Opfer?“, fragt der Sänger.

„Going Backwards“ ist vielleicht genau der Schock, den wir brauchen. Der Song, der diesem Über-uns-nur-der-Himmel-Gefühl der Vorgängeralben „*Sounds Of The Universe*“ (2009) und „*Delta Machine*“ (2013) ein Ende setzt. Nie waren Depeche Mode politischer als heute, im 38. Jahr ihres Bestehens. „Wir sind darauf vorbereitet“, sagt Gahan, „dass Fans und Kritiker uns dieses Mal sehr viele Fragen stellen.“

Seit Depeche Mode den Status als niedliche Synthiepopband Anfang der 80er-Jahre aufgaben, pflegt die Band ein düster-melancholisches Image, versteht sie ihre Songs gern auch als Botschaften – manchmal ironisch gebrochen, oft aber auch in einem feierlichen Ernst. Und je größer Depeche Mode wurden, desto größer wurde auch ihr Bewusstsein für das stetig wachsende Publikum, das ihre Botschaften begierig aufnahm. „*Music*

„WIR MÜSSEN UNS AN DEN GEDANKEN GEWÖHNEN, DASS IN DEN NÄCHSTEN VIER JAHREN UNTER TRUMP NICHTS SINNVOLLES GESCHEHEN WIRD“

diesem Präsidenten nichts Sinnvolles geschehen wird.“ Seine Band, nimmt Gahan die Antwort auf die von ihm erwartete Nachfrage vorweg, könne auf dieses Chaos keine Antworten anbieten. Nur ein paar neue Ideen.

„We are the bigots“, mit dieser Zeile eröffnet Dave Gahan das neue Depeche-Mode-Album, „*Spirit*“. „Going Backwards“ heißt der harsche Song, er erzählt die Geschichte eines Drohnen-

For The Masses“ hieß 1987 ein Album, mit dem sie ihren Superstarstatus vorempfanden, den sie ein Jahr später, nach ihrer großen Welttournee, erreichten. Mit „*Sounds Of The Universe*“ steckten sich die vier Briten 2009 ein noch höheres Ziel, sie schichteten einen dröhnenden Retro-Synthie-Sound über den anderen, bis man glaubte, gleich hebe ein nur aus Klängen bestehender Satellit zur Erkundung des Alls ab. Depeche Mode

och im Stehen, er hat das Café eben erst betreten, fragt Dave Gahan: „Hätte ich mir Sorgen um Sie machen sollen?“ Er lächelt. „Ihr Name klingt persisch“, erklärt der Sänger von Depeche Mode, dann nimmt er Platz. „Ich hatte meinen Manager vor diesem Termin gefragt: Lässt man ihn denn überhaupt noch in dieses Land?“

Willkommen in Trumps Amerika. Musiker machen sich Gedanken über das Einreiserecht von Journalisten, die mit ihnen sprechen wollen. In New York, Dave Gahans Wahlheimat. Am Tag zuvor fand unweit seiner Wohnung im Stadtteil Greenwich Village eine Demonstration statt. Tausende Menschen protestierten, wie überall in Amerika, gegen Donald Trump und sein Anti-Einreise-Dekret. Staatsangehörige aus sieben nahöstlichen und afrikanischen, muslimisch geprägten Ländern dürfen bis auf Weiteres nicht mehr in die USA. Gahan muss lachen, aber er lacht wie jemand, der schlicht fassungslos ist. „Ich habe diese Stadt dafür geliebt, dass sie so kosmopolitisch ist wie keine andere.“ Und nun habe man einen Präsidenten, der Menschen aus anderen Ländern pauschal verurteilt. Gahan betont jede Silbe: „Trump bezeichnet sich wirklich noch als NEW-YORK-KER?“

Seit gut 20 Jahren lebt Gahan in Manhattan. Das Caffè Dante liegt in Laufweite seiner Wohnung, es ist voll, die Kaffeemaschine zischt, niemand beachtet den britischen Popstar und den deutschen Reporter mit dem persischen Namen.

10 – WIE GUT SIND SIE
09 – WIRKLICH?
08 – DEPECHE MODES
07 – KREATIVITÄTS-
06 – KURVE, GEMESSEN
05 – ANHAND DER
04 – QUALITÄT IHRER
03 – ALBEN
02 –
01 –

1980
Erste Besetzung:
Dave Gahan,
Martin Gore, Vince
Clarke und
Andy Fletcher

80



5.10.1981
Debütalbum
„*Speak & Spell*“,
mit „Just Can’t
Get Enough“
als erstem
Top-Ten-Hit

81

2.11.1981
Songwriter
Clarke geht, Gore
übernimmt das
Schreiben, Alan
Wilder steigt ein



5 FACTS, DIE NICHT JEDER KENNT

hatten abgehoben. Sie spielten in Deutschlands größten Stadien.

Der Satellit hat das All inzwischen verlassen und ist auf der Erde gelandet. Hier ist es weniger weihvoll.

Dave Gahan beugt sich über seine Kaffeetasse. Briten, so sei ihm aufgefallen, würden in New York wieder stärker wahrgenommen. Zumindest sprächen ihn Taxifahrer auf den Brexit an, und er müsse sich erklären – „dabei hatte ich erst zu Weihnachten diese Diskussionen, als ich bei meiner Familie in England war. Fast alle meine Leute hatten für den Ausstieg Großbritanniens aus der EU gestimmt. Unglaublich!“ Die Welt, sagt Gahan, werde immer kleiner, nicht größer, alle klammerten sich an ihren vermeintlichen Nationalstolz, dem eben gerade nicht Stolz zugrunde liege, sondern Angst.

Angst ist ein Leitthema des neuen Albums. In „Eternal“ erzählt Martin Gore, Instrumentalist, erster Songschreiber und zweiter Sänger der Band, vom Ende der Welt, von „schwarzen Wolken“ und radioaktiver Strahlung. Ein Song wie aus dem Kalten Krieg, Zeilen, wie man sie von Depeche Mode zuletzt in den 80er-Jahren gehört hat. Was hat es denn eigentlich mit dem „Spirit“ des Plattentitels auf sich, welcher Geist wird da beschworen? „We failed/ It's shameful/ Our standards are sinking/ Our spirit has gone“, singt Gore. „Genau deshalb“, sagt Gahan und hebt zu einer kurzen semiphilosophischen Abschweifung an, „fragen wir euch: Wo ist euer Spirit hin?“ Jeder könne sich zwar mit einem bestimmten Gefühl, einem „Spirit“, identifizieren und sich über die Liebe zu Kunst, Musik, Film einer Gemeinschaft zugehörig fühlen. „Doch die Seele, ihr Inhalt, ist nicht greifbar. Und das macht uns allen Angst.“

Eine politische Band waren Depeche Mode nie, und man darf von ihrem Sänger keine scharfen politischen Analysen erwarten. Aber die Politik und wie sie die Welt verändert, beschäftigt ihn mehr denn je. „The Worst Crime“ verhandelt die Desinformation durch Fake News und Hetze in sozialen Netzwerken. Eine freie, unabhängige Presse werde immer wichtiger, sagt Gahan. „Ich gehe auf die Bühne und unterhalte die Leute, meine Texte dürfen reine Fantasy sein. Aber Sie“, er zeigt auf mich, „Sie müssen die Wahrheit schreiben!“



NEUE DEUTSCHE KUNST

Zwei der frühen Singlecover, „The Meaning of Love“ und „See You“, stammen von Moritz Reichelt. Der heute 61-jährige Maler war auch Begründer der Düsseldorfer Prä-NDW-Band Der Plan und des Plattenlabels Ata Tak.

GOLDENER HANDSCHLAG

Bis vor fünf Jahren erschienen alle Depeche-Mode-Alben auf Daniel Millers Indielabel Mute. Zwischen den Musikern und ihrem Förderer soll es nie einen Vertrag, sondern nur einen Handschlag gegeben haben. Miller war die Band 1980 im Vorprogramm von Fad Gadget aufgefallen.

GROSSER UNBEKANNTER

Fans rätseln über den Beitrag Andrew Fletchers zur Musik von Depeche Mode. Sicher ist, dass der Ausruf „Crucified!“ in „Enjoy The Silence“ von ihm stammt. Und er spielte Bass auf „Playing The Angel“. Für die mit ihm befreundete Band Client gründete er das Label Toast Hawaii.

FALSCHER SÄNGER

Der Regisseur des Videos zu „Get The Balance Right!“ dachte 1983, Neuzugang Alan Wilder wäre der Sänger der Band, und ließ den gut aussehenden Keyboarder während des Drehs die Zeilen lippensynchron singen. Gahan traute sich nicht, auf den Zuordnungsfehler hinzuweisen.

KOMISCHES KÜRZEL

VCMG: Hinter diesem Initialenkürzel verbergen sich Vince Clarke und Martin Gore. 2012 veröffentlichten die beiden ihr Minimal-Techno-Album „VCMG“, es war die erste Zusammenarbeit der beiden Depeche-Mode-Gründer seit 31 Jahren.

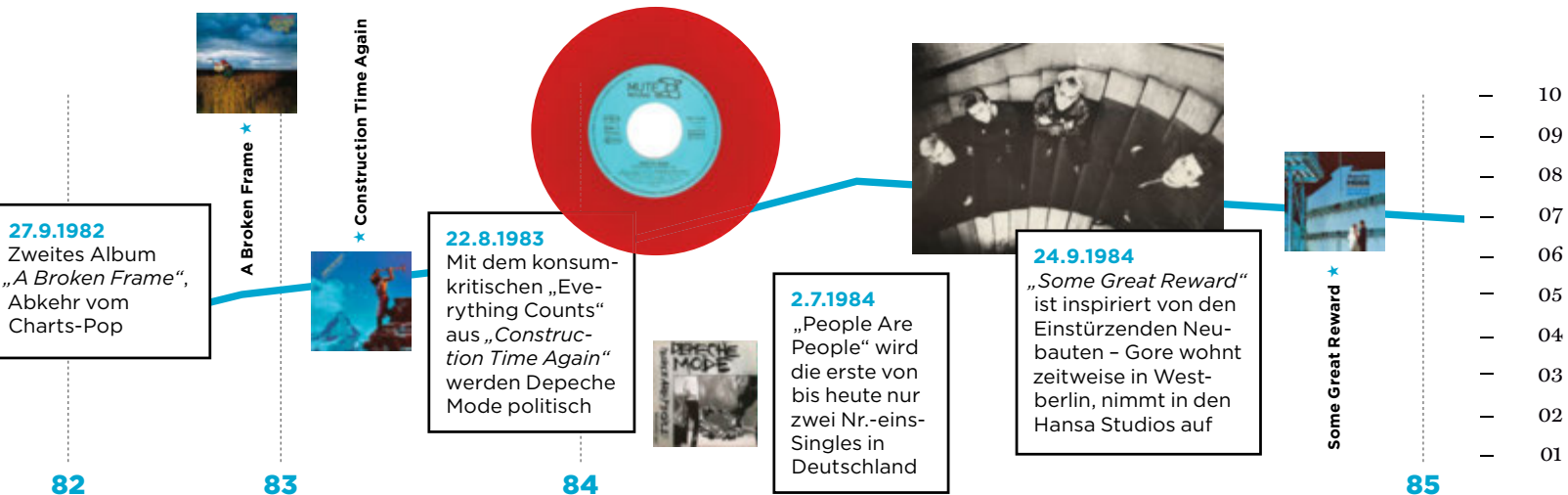
„Where's The Revolution“, die Vorabsingle zu „Spirit“, verblüfft zunächst mit einem Titel, der auf das Fragezeichen verzichtet – als wäre alles schon längst verloren. Aber das Stück endet mit einem hoffnungsvollen Mantra, das fast wie eine bürgerrechtsbewegte Parole von Curtis Mayfield klingt: „There's a train coming/ Get on board.“ „Revolution!“, sagt Gahan, dieses Mal mit Ausrufezeichen, sodass der Kaffee in seiner Tasse sanfte Wellen schlägt. „Love and peace. Das wollte schon John Lennon.“

Das sagt er ohne Lachen.

Hierzulande kommt keiner, der sich für Depeche Mode interessiert, an der zur Anekdote gereiften Beurteilung des Poptheoretikers Dierich Diederichsen vorbei, der die vier aus Basilidon 1981 in der Zeitschrift „Sounds“ als „simple Vorstadtkids“ mit „zwei nicht sonderlich aufregenden Singles“ beschrieb. Sein Fazit: Sind bald weg vom Fenster. Aus heutiger Sicht eine lustige Fehldiagnose. Tatsächlich aber boten Depeche Mode in ihren Schulterpolsterjackets und ihren aufgetuppten Haaren zur Zeit ihres Debütalbums, „Speak & Spell“, wirklich nicht mehr als netten Synthiespaß, weit entfernt von den großen Popwerken, die andere Künstler zur gleichen Zeit schufen: Kraftwerk mit „Computerwelt“, The Human League mit „Dare“, Grace Jones mit „Nightclubbing“, Japan mit „Tin Drum“ oder Prince, der auf „Controversy“ mit lediglich einem Drumcomputer komplexe Arrangements erschuf – selbst der halbstarke Gary Numan war weiter.

Erst mit dem Abgang des Gründungsmitglieds Vince Clarke, der dann mit Yazoo den überzeugenderen Synthipop machte, und dem dritten Depeche-Mode-Album, „Construction Time Again“ (1983), nutzte Songwriter Martin Gore sein Talent, süchtig machende Melodien mit harter Rhythmik und einer Botschaft zu verknüpfen. „Everything Counts“ war Kapitalismuskritik zum Tanzen: „The grabbing hands/ Grab all they can/ All for themselves.“ Zeilen, die heute aktueller klingen denn je. Zumindest scheinen sie aufgeladen mit aktueller Dringlichkeit, sodass die Band den Song bei der anstehenden „Global Spirit“-Tour spielen wird, zum ersten Mal seit zwölf Jahren. „Martin fand die Idee zunächst nicht so gut“, erzählt Gahan. „Aber ich bestand darauf, diesen Klassiker auszugraben.“ Vielleicht

FOTOS: CC 2.0/HENRIK MARKER, HANSA STUDIO



auch weil „Everything Counts“ einen Bogen zu „Poorman“ vom aktuellen Album schlägt, das von Verarmung und Obdachlosigkeit handelt: „Companies get the grapes/ Keeping almost everything for themselves.“

„Everything Counts“ markiert einen Wendepunkt in der Geschichte der Band. In Deutschland wurden Depeche Mode damals immer größer, in England nahm das Interesse eher ab. Die vormals niedlichen Elektropopper entwickelten sich zu Stars und ihr Sänger endlich zu einem Performer. „Like Mick Jagger fronting Kraftwerk“, urteilte das „Q“-Magazin; in Osteuropa gibt es bis heute „Dancing Dave“-Wettbewerbe. Auch seine drei Kollegen Gore, Andrew Fletcher und Alan Wilder taten hinter ihren Maschinen alles, um aufzufallen. Ihre Rhythmen wurden vielschichtiger und wuchtiger zugleich, die drei Keyboarder nutzten gern auch mal Metallrohre, Fahrradreifen und Wellbleche.

1984 veröffentlichten Depeche Mode „People Are People“, ihren ersten Nummer-eins-Hit in Deutschland. Das Video zeigte Aufnahmen eines Kriegsschiffs, die ARD nutzte das Stück als Titelmelodie für die Übertragungen der Olympischen Sommerspiele. Die Botschaft war denkbar einfach: Alle Menschen sind gleich. Vielleicht steht „People Are People“ auch deshalb seit nunmehr 30 Jahren bei Martin Gore auf der schwarzen Liste. Und auch bei der kommenden Tour wird es wohl nicht zur Aufführung gebracht, wie Gahan verrät.

Dafür kann sich die Band bis heute mit einem anderen ihrer Klassiker identifizieren: dem im selben Jahr veröffentlichten „Master And Servant“, als sie Ketten, Leder und Bondage entdeckte. Martin Gore ging seinerzeit in Frauenkleidern auf die Bühne. Was nicht jedem gefiel – manche Kritiker unterstellten ihm billige Provokation, geistlose Kostümierung, Schwulenexploitation: Der ist ja gar nicht schwul, der tut nur so! Die 80er-Jahre konnten verdammt spießig sein. Denn Gores Aufzug war keine „Charleys Tante“-Albernheit, es war ein Rollenspiel, eine Erkundung. Und die dauert bis heute an. Martin Gore, mittlerweile 55, schreibt noch immer Texte, die sich mit der Adoleszenz und dem Finden der sexuellen Identität befassen. Damals sang er: „Her

first boy, his first girl/ Makes a change/ In a world full of nothing.“ Heute singt er: „The sun and the moon and the stars in the sky are laughing.“ Kein anderer 55-Jähriger kann die Gefühlswelt Heranwachsender besser in Synthiepopzeilen bringen: Die ganze Welt lacht dich aus!

Und Gore ist es auch, der jenen zum Synonym für Depeche Mode gewordenen „Synthiepop“ immer wieder entscheidend weitet. Da wird aus Hähnen tropfendes Wasser zum Rhythmus („Nothing“), da klingt das tonlose Luftgeräusch eines Akkordeons wie lustvolles Stöhnen („I Want You Now“), oder die Bandmitglieder trampeln auf Koffern herum, woraus ihr berühmtester Beat entstand, nämlich der von „Personal Jesus“. Ergänzt durch hymnenhafte Refrains war der Weg an die Spitze der Charts quasi vorgezeichnet. Mit den Alben „Violator“ (1990) und dem Nachfolger, „Songs Of Faith And Devotion“ (1993), hatten Depeche Mode dann tatsächlich alles erreicht, was man als richtig große Band so erreichen kann: Nummer eins überall in Europa und auch in den USA, Tourneen, die durch Stadien führten und aufgrund der Nachfrage über ein Jahr dauerten.

lerweile in Los Angeles lebte, trug Vollbart, lange Haare und sah sich als eine Art Straßenprediger. Sie schlüpfen in eine neue Rolle: Rockband. Sie reagierten auf Grunge, was vor allem Gahan Anfang der 90er-Jahre faszinierte.

Und wie das im Rock’n’Roll so ist, ließ der Absturz nicht lange auf sich warten. Er geschah während ihrer Welttournee 1994. In Santiago de Chile hatte Gahan, kurz bevor er auf die Bühne ging, von Kurt Cobains Selbstmord erfahren. „Ich war angepisst“, kommentierte Gahan damals. „Weil Kurt mir zuvorkam“. Stattdessen erlitt er einen Herzinfarkt. Gore hatte Alkoholprobleme, Andrew Fletcher verabschiedete sich nach Nervenzusammenbrüchen vorzeitig von der Konzertreise – „Fletch“, der zumindest auf Fotos stets derjenige gewesen war, der am häufigsten lachte, wirkte fortan wie versteinert. Alan Wilder verließ die Band für immer.

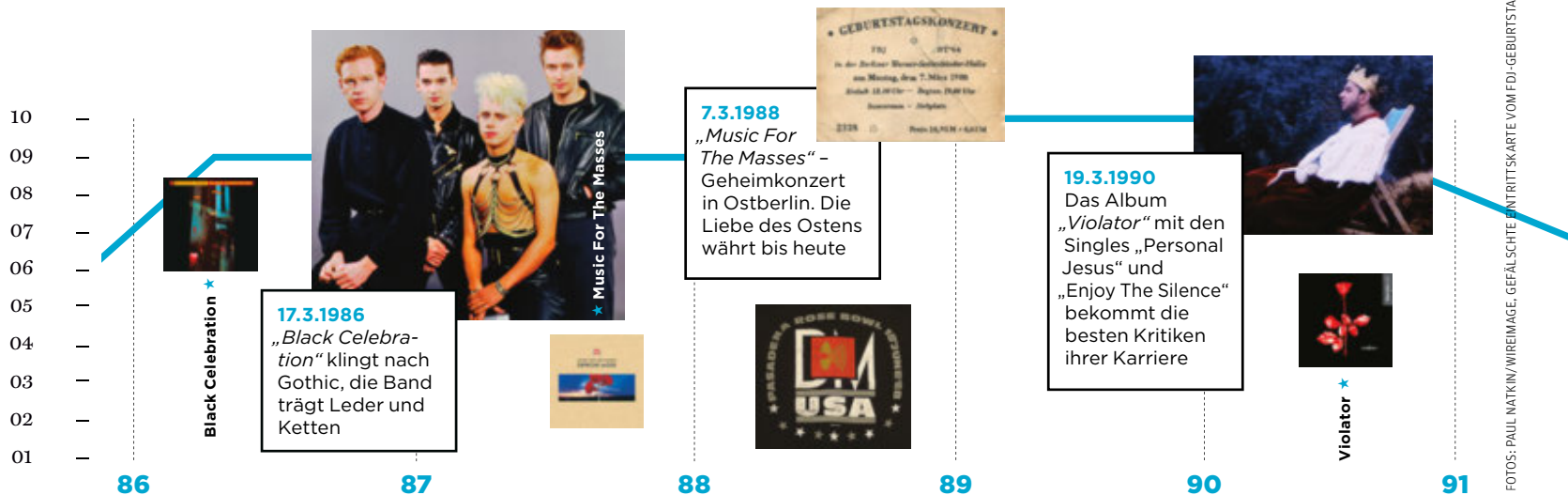
Depeche Mode war nicht zerbrochen, aber am Ende. Und Dave Gahan verabreichte sich einen Speedball, einen Kokain-Heroin-Mix, der ihn für zwei Minuten ins Jenseits schickte. Gahan spricht heute nicht mehr von einer Nahtoderfahrung, sondern davon, dass er tatsächlich tot war. Er sagt:

„ICH TRUG MEINE KÄMPFE MIT DEM SENSENMANN AUS. DROGEN, ALKOHOL, KREBS. HEUTE BIN ICH FROH, DASS ICH NOCH LEBE“

Vielleicht ist es nicht nur ihre erfolgreichste, sondern auch ihre kreativste Phase. Das wundervoll einfache „Enjoy The Silence“ zeugt davon, ein Liebeslied mit einer Melodie so klar, als hätte die Band sie aus der Luft gepickt. Oder das stampfende „I Feel You“ und das pathetische „Walking In My Shoes“. Martin Gore hängte sich eine Gitarre um, Alan Wilder setzte sich hinter das Schlagzeug (er gab sein Bestes), Dave Gahan, der mitt-

„Als ich tot war ...“ In den vergangenen Jahren hat Gahan oft über jene 120 Sekunden Auszeit gesprochen: von der „Schwärze“, von der „gewaltigen Stimme“, von dem „enthusiastischen Gefühl“. Und seit er clean ist und 2009 auch die Entfernung eines bösartigen Blasentumors überstand, gilt Gahan als „lucky survivor“.

Jetzt, in dem Café in Manhattan, in seinem Kaffee rührend, sieht der 54-Jährige einfach toll



HAMMERSTARK

Depeche Mode probieren eine Reminiszenz an die 80er-Jahre



FOTOS: ANTON CORBIJN, PETER STILL / REDERNS/KONTRIBUTOR, DAVID BUCHAN/GETTY IMAGES, PRESS PHOTO

5.1.1992

Dave Gahan taucht vollbärtig zu den Sessions zu „Songs Of Faith And Devotion“ auf. Er hört nur noch Grunge. Die anderen drei hoffen das Beste



Songs Of Faith And Devotion ★

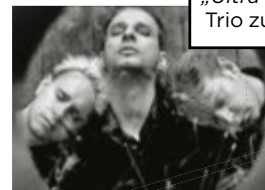
19.5.1993

Die berühmte „Devotional Tour“ beginnt. Im Oktober erleidet Heroinjunkie Gahan einen Herzinfarkt, Fletcher einen Nervenzusammenbruch; Alan Wilder verlässt die Band im Juni 1995



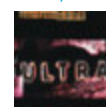
28.5.1996

Gahan ist nach einer Überdosis zwei Minuten lang klinisch tot. Die Nahtoderfahrung wird er in eigenen Songs verarbeiten



14.4.1997

Depeche Mode kehren mit „Ultra“ und als Trio zurück



★ Ultra

92

93

94

95

96

97

10
09
08
07
06
05
04
03
02
01

aus. Grau meliert (nur der Bart, nicht das Haar), scharfe Gesichtszüge und die roten, kantigen, hervorstehenden Fingerknöchel eines Boxers. Gahans Augen werden zu Schlitzeln, sobald er sein wölfisches Lächeln zeigt, bei dem er eine Reihe unbehandelter Zähne entblößt. Er macht den Eindruck eines Menschen, der sich jeden Tag aufs Neue überreden lassen muss, vor dem Ausgehen überhaupt ein T-Shirt anzuziehen. Er atmet aus vollen Brustzügen.

Über seine schlimmen Jahre Mitte der 90er wandert er im Gespräch mit wenigen Sätzen hinweg. „Ich trug meine Kämpfe mit dem Sensemännchen aus“, sagt Gahan gelassen. „Ob durch meine Fehler, Drogen oder Alkohol. Oder eben durch den Krebs, den ich mir nicht aussuchte.“ Schnell sei es bergab mit ihm gegangen, erzählt er, mühsam sei er wieder ans Tageslicht gekrochen. „Ich bin froh, dass ich noch lebe.“

Mit Gahans Rückkehr aus der Reha kehrten auch Depeche Mode 1997 als Trio zurück und veröffentlichten mit „Ultra“ ihr Comeback-Album, nachdem es zunächst geheißen hatte, Martin Gore habe aus Verzweiflung über den Absturz seines Sängers, der innerhalb von Wochen nur eine einzige Aufnahme hinbekam, die Sessions zu einer Soloplatte verarbeiten wollen.

Die viel zitierte Rollenaufteilung – Gore schreibt die Songs, Gahan macht die Show, Fletcher kümmert sich ums Geschäft – wurde erst im vergangenen Jahrzehnt aufgebrochen. Seit „Playing The Angel“ von 2005 steuert der Frontmann zwei bis drei eigene Stücke pro Platte bei, die er mit seinem Songwritingpartner, dem Schweizer Produzenten Kurt Uenala, schreibt. Und auf dem neuen Album ist Gahan tatsächlich gelungen, was sich Fans der Band nie vorstellen konnten: Nicht Gore, sondern Gahan liefert den besten Song einer Depeche-Mode-Platte. „Cover Me“ ist ein ätherischer, von einer Hawaiigitarre und viel Hall getragener Song über zwei Liebende, die aus ihrem Leben ausbrechen wollen; seine Melodie legt einen dramatischen Gangwechsel ein, und er endet in einem langen instrumentalen Outro.

Das Lob überrascht ihn nicht. Aber er freut sich.

Dave Gahan hat im neuen Jahrtausend mit „Paper Monsters“ und „Hourglass“ zwei Soloalben veröffentlicht, außerdem zwei Werke mit den

Soulsavers, einem Projekt mit dem Electroproduzenten Rich Machin. Doch man schätzt ihn nicht unbedingt wegen seiner eigenen Lieder, sondern wegen jener seines Depeche-Mode-Kollegen Martin Gore, die Gahan singt. Gahan weiß das einzuordnen. Er nähert sich Gores Texten seit mehr als drei Jahrzehnten immer auf dieselbe Weise an. „Wir besprechen die Inhalte“, sagt er. „Dabei frage ich mich: Kann ich hinter seinem Text stehen, oder behandelt der nur Martins Sichtweise? Ich muss schließlich später unsere Zuhörer überzeugen können.“

Gore und Gahan führen lange Diskussionen über die einzelnen Songs; auch darüber, wer sie singt. „Enjoy The Silence“ war 1989 als reduzierter Harmoniumsong erdacht, mit Gore als Interpreten. Ihr Arrangeur Alan Wilder aber erkannte das Potenzial, legte einen schnellen Rhythmus darunter – und schon übernahm Gahan das Stück. Eine gute Entscheidung. Der Rest ist Geschichte.

„Enjoy The Silence“ ist perfekt“, sagt Gahan. „Es gibt darin nur Andeutungen, es geht um Wärme, Geborgenheit, um ein Glücksgefühl für die Ewigkeit.“ Er hält zwei Finger hoch: „Alles drin: erstens Melodie, zweitens Inhalt.“ Ein dritter Fin-

se Duos gemein? Reibungen, aus denen Großes entsteht.“ Dann zitiert Gahan den The-Clash-Sänger Joe Strummer. Auf die Frage, was der größte Fehler seiner Karriere gewesen sei, habe der geantwortet: „Mick Jones zu feuern. Dass ich mich überreden ließ zu glauben, ich bräuchte ihn nicht.“ Den Fehler würde Gore nicht machen, und Gahan auch nicht.

Ähnlich wichtig wie die mal schlechter, zuletzt aber immer besser funktionierende Zusammenarbeit der bei beiden Depeche-Mode-Köpfe ist die Wahl des Produzenten. Dabei lagen sie oft richtig, manchmal daneben. Die frühen Alben richtete ihr Entdecker ein, der genialische Mute-Labelchef Daniel Miller. Ab Mitte der 80er-Jahre übernahm Gareth Jones, der den Musikern in den Berliner Hansa Studios vor allem für „Some Great Reward“ (1984) einen industriellen, brachialen Sound verpasste. Die Platte enthielt allerlei Werkzeugsamples, von denen Spötter behaupten, das seien übrig gebliebene Klänge aus den Sessions mit anderen von Jones' Schützlingen – den Einstürzenden Neubauten. Für den nächsten Entwicklungssprung war Mark Ellis alias Flood verantwortlich: Er erschuf mit „Violator“ (1990)

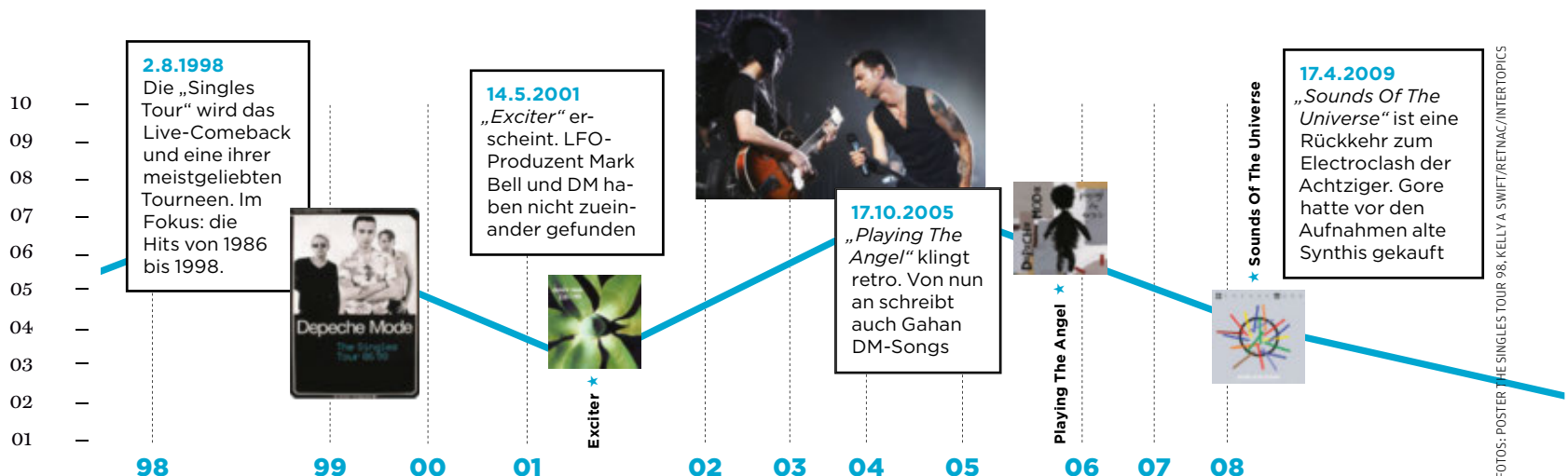
„BEVOR ICH EIN LIED AUFNEHME, SCHALTE ICH DIE LICHTER AUS UND ZÜNDE EINE KERZE AN. DANN SINGE ICH DAS STÜCK IN EINEM TAKE DURCH“

ger reckt sich. „Und was nicht zuletzt wichtig ist: der Sänger.“ Dann grinst er. Nicht nur weil die Pointe funktioniert hat. Sondern weil er weiß, dass es stimmt.

„Natürlich haben Martin und ich unsere Spannungen“, gibt Gahan zu. „Ich möchte unsere Partnerschaft nicht auf die Ebene von Giganten wie Jagger und Richards, Page und Plant oder Daltrey und Townshend stellen. Aber was haben die-

und „Songs Of Faith And Devotion“ (1993) jenes Klangvolumen, das später auch U2 für die Stadien fit machte.

Ab den Nullerjahren hinkte die Band, die sich nach Gahans langer Rehapause neu aufstellen musste, der Entwicklung elektronischer Musik etwas hinterher. „Exciter“ (2001), unter der Regie des mit den seinerzeit futuristischen Bleep- und Clong-Tönen bekannt gewordenen Electromusikers Mark



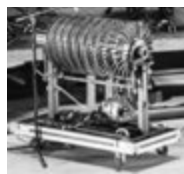
Bell (LFO), war erschreckend zahmer Loungepop. Die letzten drei Platten wurden dann von dem Allroundproduzenten Ben Hillier (Blur, Doves, Elbow) verantwortet – und klangen eher nach Synthetik als nach Synthie, es mangelte ihnen an Wucht und Erotik. Auch der interessante Versuch in Electrob Blues, „Delta Machine“, führte Depeche Mode nicht aus der Sackgasse.

James Ford ist der Mann, der nun alles richten soll. Der Brite hatte als Mitglied von Simian Mobile Disco elegante Elektronik entworfen, als Produzent den tanzbaren Indiepunk der Arctic Monkeys Richtung Desert Rock geschoben. „James hat unseren Akku wieder aufgeladen“, erzählt Gahan. „Er versteht sich auf weiche, aber eben nicht klebrige Klänge, vor allem im Ambientbereich“. Ford habe der Band gezeigt, wann man Pausen in der Songdramatik brauche. „Auf wenigen unserer Alben gibt es so viel freien Raum wie auf „Spirit“.“

Vor allem aber: Gahans Gesang überzeugt wie lange nicht. „Bevor ich einen Song aufnehmen“, erzählt er, „knipse ich die Studiolichter aus, zünde eine Kerze an, überprüfe die Auswahl der Mikrofone“. Er spitzt den Mund, kneift die Augen zusammen, macht eine Kunstpause. „Und dann: BANG! Ich singe das Stück in einem Take durch.“ Dem folgen ein paar weitere, alles jeweils vollständige Aufnahmen des Songs, von Anfang bis Ende. „Welche Fassung James dann nimmt, will ich gar nicht mehr wissen.“

Am 17. März wird „Spirit“ veröffentlicht, im Mai startet die Tournee mit 34 Gigs in Europa, darunter neun Auftritte in Deutschland und der Schweiz. Wer heute elektronische Musik auf der Bühne aufführt, geriert sich gern minimalistisch: so wenige Geräte wie möglich, am liebsten nur Laptop und Computer. Auch Depeche Mode haben längst abgerüstet. Statt der pompösen Keyboardtürme der frühen Jahre gibt es seit den späten 90ern einen Tourschlagzeuger. Und einen großen Performer: Nach dem Tod von Prince und George Michael ist Gahan nun neben Bono wohl der letzte Sänger über 50, der auf der Bühne noch so jugenhaft und gestenreich auftritt wie ein Popstar der guten alten 80er-Jahreschule. Aber das Programm ist aktuell: Natürlich werden die zwölf Songs des neuen Albums im Mittelpunkt stehen. „Wenn wir die nicht spielen

BLIXA BARGELD UND DIE HANSA STUDIOS



Alle Traditionen müssen geschleift werden! Absoluter Futurismus soll die Musik beherrschen!

Das war die Devise des Londoner Labels Some Bizzare Records, auf dessen erster, gleichnamiger Kompilation 1981 das erste Depeche-Mode-Stück, „Photographic“, erschien. Labelgründer Stevo Pearce kam aus der Industrialszene und suchte im Pop das absolut Neue, das Verstörende, die Avantgarde; später brachte er Alben von Psychic TV, den Einstürzenden Neubauten und Coil heraus. Zwischen diesen düsteren, gern auch mit sadomasochistischer Ästhetik spielenden Acts wirkten die vier jungen Debütanten aus Basildon mit ihrer unbeschwerten Musik eher fehlplatziert. Doch zwei Jahre später und nachdem sie auf Daniel Millers Mute-Label in rasendem Tempo zu Popstars geworden waren, begannen Depeche Mode plötzlich nach jenem Underground zu klingen, den sie verlassen hatten: Auf dem dritten Album, „Construction Time Again“, hörte man Maschinen-, Stahl- und Schlagwerkgeräusche, wie man sie sonst nur aus dem Industrial kannte. Die neuen Möglichkeiten durch Samplingtechnik machten es möglich, und der neue Produzent, Gareth Jones, bestärkte Depeche Mode in ihrer erwachenden Leidenschaft für das klanglich Schroffe. Noch markanter ist dieser neue Sound auf dem 1984er Album „Some Great Reward“, das Jones mit der Band in den Berliner Hansa Studios produzierte, während er zeitgleich mit den Einstürzenden Neubauten an deren Album „Halber Mensch“ arbeitete. Blixa Bargeld behauptete später, dass der Produzent ihre Originalsamples für Depeche Mode geklaut habe – Gareth Jones hingegen streitet das bis heute eisern ab. **JENS BALZER**

wollten, bräuchten wir nicht auf Konzertreise zu gehen“, sagt Gahan, der Tournéeen noch nie als Greatest-Hits-Revuen verstand. Die Arenen werden auch so voll.

Doch die Stars – die richtigen Stars – werden weniger. Während die Band „Spirit“ aufnahm, starb David Bowie. Er war nicht nur Gahans Vorbild, sondern auch sein Nachbar. Den Job bei Depeche Mode hatte der damals 18-jährige Ex-Autodieb bekommen, nachdem er bei der Audition „Heroes“ gesungen hatte. „Bowies Tod hat mir den Teppich unter den Füßen weggezogen“, erinnert sich Gahan. Sie wohnten unweit voneinander in Greenwich Village, ihre Töchter gingen auf dieselbe Highschool. „Wir grüßten uns, wir sahen uns bei Schulaufführungen. Ich wünschte nur, ich hätte ihn etwas besser gekannt. Er stand so oft vor mir und ich habe nichts gesagt.“ Irgendwann traf er den Nachbarn immer seltener, dann gar nicht mehr. Heute weiß er warum.

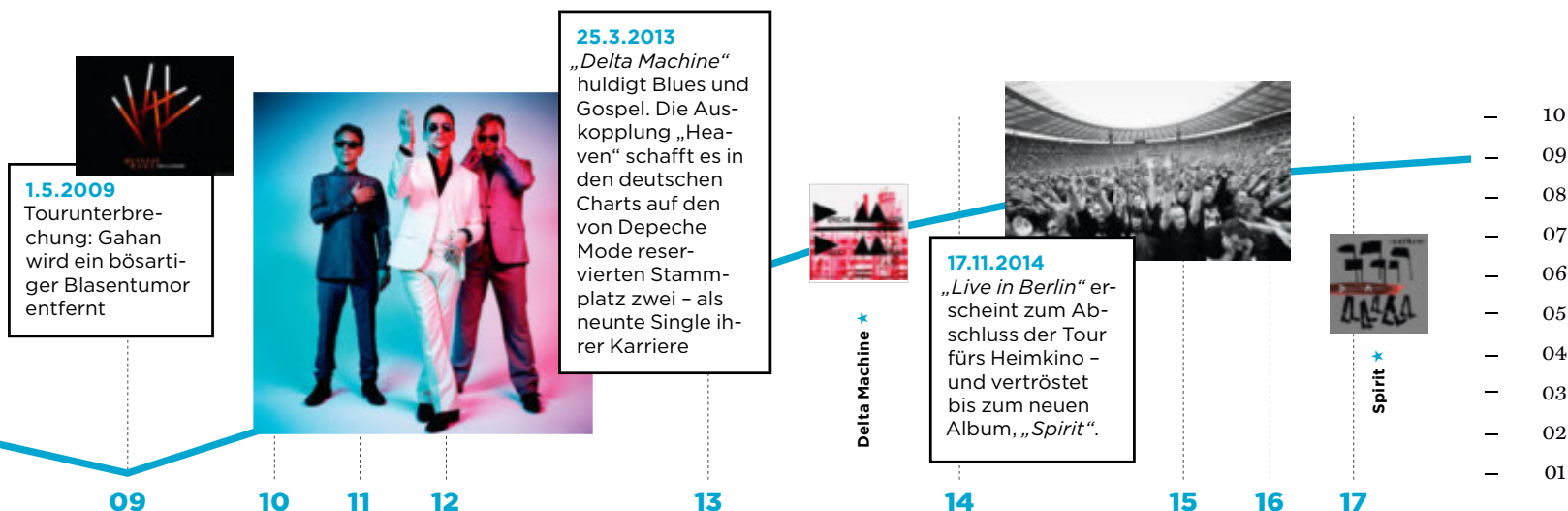
„Pures Glück, dass ich noch lebe“, greift Gahan den früheren Gesprächsfaden wieder auf und schießt ein paar halbe Sätze im Stakkato raus: „It’s just roll of dice, man. So ist das Leben. Unerklärlich. Hätten wir eine Erklärung dafür, könnten wir auch Krebs heilen. So einfach ist das.“ Mit Schicksal, sagt er, hat sein Leben nichts zu tun.

Wir schweigen. Gahans Handy klingelt. „Hey, wie geht’s?“, ruft er ins Telefon. „Nein, wirklich? Das hättest du mal machen sollen! Ich komme gleich. Hab dich auch lieb!“ Und er legt auf. „Das war meine Tochter“, erklärt er. „Sie lief eben mit ihrem Freund am Café vorbei, sah uns hier sitzen und überlegte, reinzukommen. Sie hätte ruhig kurz Hallo sagen können ...“

Gahan lächelt. Er lächelt, wie nur ein stolzer Vater lächeln kann. „Ich hatte die ganze Zeit über das Gefühl, sie sei in der Nähe. Das lag in der Luft, das habe ich gespürt!“ Spirit vielleicht. Dave Gahan steht auf, verabschiedet sich. Da draußen wartet sein Leben. Die Türklingel des Cafés läutet, Verkehrslärm zieht rein, der gut aussehende 54-Jährige taucht ab in den Straßentrubel seiner Stadt.

Abends im Hotel flimmert Trump über den Bildschirm. Im Pass des Reporters der Einreisestempel. Im Gepäck eine neue Platte von Depeche Mode, die politischer ist als alle zuvor. **FS**

FOTOS: CLAUDIA HÖHNE, COURTESY OF JENNIFER GAHAN, ANTON CORBIN, JAKUBASZEK/KONTRIBUTOR/GETTY IMAGES.





„ICH BRAUCHTE JEMANDEN, DER MICH AUFHEBT“

ES IST EIN EISIG KLARER WINTERtag in Nordlondon. Während zur selben Zeit anderswo in derselben Stadt die Premierministerin Theresa May eine patriotische Brandrede für den Brexit schwingt, kaut die junge Weltbürgerin Laura Marling in einem Lehnstuhl im Büro ihres Managements und sinniert über die Schönheit der Frau. „Warum hegen wir diese Ehrfurcht gegenüber weiblicher Schönheit, nicht nur in ihrer körperlichen Form, sondern auch in ihrer bloßen Präsenz?“, fragt sie, im Versuch, das Grundthema ihres neuen Albums, „*Semper Femina*“, zu umschreiben. „Da gibt es ein Rilke-Gedicht“, fährt Marling fort, „in dem es heißt: ‚Das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang, den wir gerade noch ertragen/ Und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäh’t, uns zu zerstören‘ (aus Rainer Maria Rilkes *Erster Duineser Elegie* – Red.). Es ist ziemlich neu für Frauen, uns einzugestehen, dass wir selbst dem Terror der Schönheit ausgesetzt sind. Rilke hatte keine Angst, diese Verwundbarkeit auszudrücken – dabei liegt darin etwas zutiefst Weibliches. Anstatt ein weibliches Wettbewerbsbewusstsein heraufzubeschwören, ist diese Weichheit doch so viel besser, viel kreativer und schöner.“

Marling zitiert fließend Lyrik und philosophiert eloquent in genau demselben behutsamen, aber hörbar von sich überzeugten Ton wie man

Sie zitiert Rilke, schreibt über Fetischismus und versteht ihre Musik als Handwerk: Mit 27 Jahren ist LAURA MARLING die wichtigste Songschreiberin ihrer Generation.

Ein Treffen in London

Von Robert Rotifer

FOTOS VON HOLLY FERNANDO



SEMPER FEMINA

Auf ihrem neuen Album
sinniert Laura Marling
über Frauenbilder

ihn von ihrem Gesang kennt. In der nüchternen Abschrift mögen ihre Betrachtungen präventiv wirken, doch in der Gegenwart dieser belebten Songautorin – die übrigens schon mit 16 die Schule verließ – klingen selbst die verstiegensten Gedanken ganz selbstverständlich. In ihren jüngsten Liedertexten, gesteht sie, fänden sich allerhand verborgene Rilke-Zitate. Sie verarbeitet darin aber auch ihre Faszination mit Rilkes Traumfrau, der anderthalb Jahrzehnte älteren, russischen Psychoanalytikerin und Autorin Lou Andreas-Salome, die in ihrer Jugend mit den Philosophen Paul Réé und Friedrich Nietzsche in einer sexuell abstinenter Ménage à trois lebte. Allerdings tut Marling das in Wortbildern, die poetisch abstrakt und emotional genug sind, um keinen Gedanken an eine Seminararbeit aufkommen zu lassen.

Bevor „*Semper Femina*“ zum Plattentitel wurde, waren die zwei lateinischen Worte schon als Tätowierung auf einem von Laura Marlings Schenkeln zu lesen. Eine schönere Metapher könnte man sich gar nicht ausdenken für die verschwimmenden Grenzen zwischen der Künstlerin selbst und ihrem Schaffen, den weit über die Grenzen des Folk- und Pop-Universums hinausgehenden Einflüssen. Marling hatte sich jene Worte nämlich aus einer Zeile aus Vergils „Aeneis“ geliehen: „*Varium et mutabile semper femina*“ – „Unstet und immer veränderlich bleibt das Weib“, so die politische unkorrekte, klassische Übersetzung.

Marling hat rund um dieses Zitat „*Nouvel*“, den thematisch zentralen Song ihres neuen Albums geschrieben. „Sie wäre gern die Art von frei, die eine Frau allein immer noch nicht sein kann“, singt sie. Und: „Sie legt sich quer über das Bett, L'Origine du monde“, in Anspielung auf Gustave Courbets berühmtes Gemälde eines offenen Frauenschos. Hinter *Nouvel*, der Personifizierung der ewigen Frau, steckt eine bekannte Marlings: „Sie ist eine klassische Muse“, sagt sie in bewusster Aneignung eines traditionell von Männern gebrauchten Frauenbilds. „Ich habe mir erlaubt, ihr mit Ehrfurcht zu begegnen.“

Laura Marlings Beschäftigung mit der Rolle der Frau, sowohl als Autorin als auch als Kunstobjekt, ist nicht bloß eine flüchtige Laune. Seit verganginem Jahr betreibt sie ein Podcast namens „*Reversal of the Muse*“, die Umkehr der Muse, mit dem hochtrabenden Untertitel „Eine Erforschung des Femininen in der Kreativität“. Darin interviewt sie unter anderen Kolleginnen wie Shura, Marika Hackman, Karen Elson und Haim, aber auch Frauen aus der Musikindustrie, von der Tontechnikerin Olga Fitzroy über Songschreiberin und Plattenfirmenchefin Amanda Ghost bis zu der Gitarrenhändlerin Pamela Cole aus Nashville.

Bisheriger Höhepunkt der Serie ist die Folge mit Dolly Parton und Emmylou Harris, die den bohrenden Fragen Marlings mit manchmal unfreiwillig komischem Unverständnis begegnen. „Emmy und ich haben uns immer als *one of the boys* gefühlt“, stellt Parton ihren robusten Old-School-Standpunkt klar. Und für einen Augenblick, eingeschüchtert von den zwei Größen der Country-Geschichte, die ihr gegenüber sitzen, blitzt in Laura Marlings höflichem Beharren auf

ihrer These etwas ganz Anderes hervor: Jene zurückhaltende englische Oberschichts-Etikette, von deren Konventionen sie sich in den neun Jahren seit ihrem erstaunlichen Debüt, „*Alas, I Cannot Swim*“, so erfolgreich emanzipiert hat.

„Ich ging aus, um ein Handwerk zu lernen“, so interpretiert sie selbst ihre Musikerinnenlaufbahn in Opposition zu den Normen ihrer Herkunft als eine von drei Schwestern aus adeligem Hause. „Ich spiele in einem Club, und man gibt mir Geld dafür. Das ist ein handwerklicher Beruf. Ich war immer sehr wissbegierig, aber ich fand das, was mir die Schule an Bildung bot, nicht im Geringsten interessant. Es gibt so viele Teenager, die sich nicht sagen lassen wollen, was sie zu tun haben, aber die von ihren wahren Interessen ferngehalten werden.“

Wie Marling auf „*Semper Femina*“ in dem Song „*Wild Once*“ nun aus der Perspektive einer gereiften Frau singt: „Ich mag jemandes Tochter sein/ Mag etwas seltsam sein/ Aber ich war einmal

„In Europa hat man nicht den Eindruck, völlig unbedeutend zu sein. Den müssen alle Amerikaner erst überwinden“

wild, und ich kann es nicht vergessen.“ Damals, in den Nullerjahren, war sie noch als halbes Kind im Kielwasser der gut situierten West-Londoner Neo-Folk-Pop-Szene rund um Bands wie Noah & The Whale und Mumford & Sons ans Licht der Öffentlichkeit gespült worden. Seither hat Laura Marling sich über fünf Alben hinweg eine beneidenswerte Sonderstellung erspielt. Joni Mitchell, mit der sie gern verglichen wird, war 30, als sie ihr sechstes Album veröffentlichte. Marling ist heute drei Jahre jünger und hat für ihr Arbeitspensum mit ziemlich dramatischen Konsequenzen für ihr Sozialleben bezahlt.

„Ich war so einzelgängerisch, dass ich mir einen ganzen Mythos gebaut hatte, die Illusion einer Existenz, an der nur ich selbst teilhaben konnte“, sagt sie in Rückblick auf ihre egomanische Phase. „Der Höhepunkt der Distanz zwischen mir selbst und meiner Persona war, *Once I Was An Eagle* (ihr 2013 erschienenes viertes Album – Red.), aus welchem Grund auch immer. Das war schon großartig, ein notwendiger Eskapismus, aber irgendwann war ich am Ende jener isolierten Zeit meines Lebens angekommen, wo es nur darum ging, mein eigenes Ding zu machen. Ich war davon völlig erschöpft. Ich hatte den Punkt erreicht, wo man jemand braucht, der einen aufhebt.“

Wer es war, der sie vor der Einsamkeit errettete, will Laura Marling nicht preisgeben, aber sie habe das große Glück gehabt, dass „all diese Leute zur Stelle waren, als ich ihnen zu verstehen gab, dass ich sie brauchte“. Wie jede Solo-Künstlerin, die ihr gesamtes erwachsenes Leben als öffentliche Figur verbracht hat, musste

sie lernen zu unterscheiden, „was es ist, das ich projiziere, und was ich tatsächlich bin. Und ich fühle mich davon nicht mehr eingeschüchtert. Ich glaube, ich bin der Figur, die ich verkörpere, heute persönlich näher denn je. Ich bin nicht mehr 21, und ich habe keine Angst mehr, dass etwas allzu Bizarres aus meiner Psyche auf meine nächste Platte springen und mich ohne meine Erlaubnis bloßstellen könnte. Ich weiß besser Bescheid über meine dunkelsten Tiefen.“

Am Tag des Londoner Interviews ist Laura Marling gerade aus Amerika zurückgekommen, wo sie sich im Nordosten von Los Angeles, genauer gesagt: Pasadena, ein Haus mit Freunden teilt. Auch in London lebt sie heute in einer Wohngemeinschaft. Drei ihrer geliebten Gitarren, die sie im Flugkoffer nach London mitgebracht hat, zeugen von der halben Sesshaftigkeit ihrer transatlantischen Existenz.

Nach einem romantischen Flirt mit Silver Lake, der Hipster-Zentrale von Los Angeles, gefolgt von einer enttäuschten Rückkehr nach London, hat sie mittlerweile zu einem pragmatischen Umgang mit den Verheißungen der West Coast gefunden: „Mir wurde klar, dass ich von Amerika verlangt hatte, mir eine permanente Illusion zu bieten. Das war natürlich ein unerfüllbarer Anspruch. Als ich nun in Pasadena ankam, sah ich darin einfach einen schönen Ort zum Leben. Mit einer netten Community und genügend Platz, um Gitarre zu spielen, ohne den Leuten damit auf die Nerven zu gehen. Es gibt diese sehr naive Vorstellung, dass Kalifornien eine weit offene Landschaft sei. Dabei dreht sich in Amerika alles um Landbesitz. Man kommt nicht wirklich in die Wildnis, wenn man nicht genau weiß, was man tut. Alles ist eingezäunt. Aber je mehr Zeit ich dort verbringe, desto mehr wird mir bewusst, was für eine Leistung es ist, in Amerika aufzuwachsen und dabei ein ausgeglichener Mensch zu werden. Es ist wirklich schwer, weil einem pausenlos so viel Mythos verkauft wird. Amerika hat ein großes Problem mit seinem Verhältnis zu Essen und Medizin, Drogen und Alkohol. Aber als Folge davon bringt es interessante, ganz erstaunliche Leute hervor. Sicher, England hat seine eigenen Tücken. Aber wir in Europa werden als mittelgroße Fische in einen mittelgroßen Teich hineingeboren. Da hat man nicht diesen überwältigenden Eindruck, völlig unbedeutend zu sein. Den müssen alle Amerikaner erst überwinden, bevor sie ihren Platz in der Welt finden.“

EINE DIESER RAREN, VON IHRER amerikanischen Jugend unbeschädigten Kreaturen fand Laura Marling in dem gesuchten Songwriter, Session-Gitaristen und Produzenten Blake Mills, in dessen beruflicher Vita sich so gänzlich unterschiedliche große Namen wie Fiona Apple, Danger Mouse, Julian Casablancas, Lana Del Rey, Paolo Nutini und Zucchero vereinen: „Ich war ein großer Fan seiner ersten Solo-Platte, und dann hörte ich ein paar Produktionen, die er mit anderen gemacht hatte, darunter eine mit Randy Newman (der Song „*Putin*“). Dann fand ich her-



BERUF: MUSIKERIN

Marling auf der Bühne – eine kompetente, konzentrierte Gitarristin

aus, dass Blake einmal eine Liste von fünf Leuten geschrieben hatte, mit denen er gern eine Platte machen würde. Und da war mein Name drauf.“

Marling ließ sich Mills vorstellen, war überrascht von seinem Alter (29), überwältigt von seinem Gitarrenspiel und ging mit ihm ins Studio. „Ich war so dankbar dafür, jemand gefunden zu haben, der mir helfen konnte, die Dinge für mich im wörtlichen Sinn zu arrangieren. Seine Kreativität ist nicht von dieser Welt. Er ist der talentierteste Mensch, den ich je getroffen habe. Zwölf Jahre spielte er mit den verschiedensten Leuten Sessions, daher ist seine Palette an Klangfarben auch so unglaublich reichhaltig. Ich spiele Gitarre, seit ich klein war, aber die Arbeit mit Blake Mills war für mich zehn Jahre wert. Er ist sehr großzügig mit seinem Wissen um sein Handwerk.“

Über weite Strecken hört man der Platte die schwelende Spannung dieser Annäherung an. In Songs wie dem von Mills' perkussivem Fingerpicking vorangetriebenen „Always This Way“ oder dem halb elektrisch, halb orchestral, förmlich auf Zehenspitzen mit einer Rose zwischen den Zähnen ausschreitenden Tango „Don't Pass Me By“ brutzelt es geradezu bei der Begegnung zweier feinfühligster Talente. „Ich spielte Blake meine Gitarrenbegleitung zum jeweiligen Song vor, er hörte sich das an und spielte augenblicklich eine schönere Version davon“, sagt die alles andere als

schlampige Gitarristin mit übertriebener Bescheidenheit. „Wir spielten die Lieder wieder und wieder, und er sagte Dinge wie: ‚Warum schneidest du da nicht zwei Takte ab, das wäre für die Hörer befriedigender?‘ Zuerst dachte ich mir: ‚Wie kann er es wagen?‘ Aber als ich mich auf seine Ideen einließ, wurden Dinge, die an den Rändern ausgefranst waren, wesentlich klarer und schärfer.“

Die engste und zugleich ungewöhnlichste Zusammenarbeit der beiden ist wohl ihr bislang einziger gemeinsam geschriebener Song „Soothing“. Mit seinen abstrakten Beats und ineinander greifenden Parts dreier verschiedene Bässe (ein E-Bass, ein Kontrabass und ein mexikanisches Guitarón) leitet der Song seine Hörer erst einmal auf die falsche Fährte, bis die mit Synthesizern kollidierenden Streichersätze uns dann doch noch an einem vertrauteren Ort, irgendwo am Rande der von Marling gewohnten Sound-Landschaft, absetzen. „Es klingt für mich selbst ungewöhnlich, weil es nur zur Hälfte meine Schöpfung ist“, sagt sie.

In ihrem Video zu diesem Song hat Marling sich als Regisseurin mittels aufgeladener Bildsprache an das Leitthema herangewagt. Da räkeln sich zwei Frauen in schwarzen und roten Latex-Kos-

tümen auf einem Doppelbett, rollen übereinander hinweg, kuscheln sich zusammen und verschränken – mehr solidarisch und freundschaftlich als erotisch – die Hände. Nach ein paar Minuten stellt sich heraus, dass sie dabei im Hintergrund von einer Versammlung gesitteter, älterer Menschen beobachtet wurden. „Es ist viel Provokatives daran“, erklärt Marling. „Sogar das Wort ‚provokativ‘ hat schon sexuelle Untertöne. Es geht auch um die Symbolik des Fetischismus. Das erste, was man in diesem Video sieht, ist dieses schöne, glänzende Latex. Das zieht das menschliche Auge an, man will es berühren. Und die Frauen, die einander auf diese Art umarmen, das ist Tanz, nicht Sex. Ich wollte das Gefühl einer in sich geschlossenen Intimität vermitteln, die dann von der Enthüllung unterbrochen wird, dass einem jemand dabei zugesehen hat. Und zwar auf eine offensichtlich nicht sexuelle Art. Wo sind unsere Grenzen? Was ist sexuell und was nicht? Und was ist überhaupt intim?“

Alles wichtige Forschungsfragen auf dem Tagesplan einer ambitionierten Handwerkerin, die ihre Arbeit allerdings eher wie eine Konzeptkünstlerin denn wie eine bloße Singer-Songwriterin angeht. „Ich habe einen Job zu tun“, sagt sie. „Und ich bin ständig damit beschäftigt. Es fühlt sich wie ein richtiger Beruf an – aber auf eine sehr angenehme Art.“



Lust

auf

Lärm

Vor 30 Jahren verquickten sie die Shangri-Las mit psychotischem Staubsaugerkrach. Fast 20 Jahre nach ihrem letzten Album kehren **THE JESUS AND MARY CHAIN** nun zurück – hinter ihnen liegen Alkoholsucht, Schlägereien, Kinder

Von Markus Schneider

Foto von Andrew Catlin



CHAOS
Die Reid-Büder
bei einem ihrer
ersten Auftritte in
London, 1985. Im
Hintergrund am
Schlagzeug: Bobby
Gillespie, später
Primal Scream



SYMBIOSE

Jim (vorn) und
William Reid, 2017

„Ich habe damals das Radio angemacht, und es gab nur beknackten Indie-Scheiß, oder Dance-Scheiß. Oder einfach nur Scheiß“

IM JAHR 2012 HATTEN Jim und William Reid es endlich nach China geschafft. Knapp 30 Jahre nach der Gründung der Band waren The Jesus And Mary Chain die Headliner eines Festivals: „20.000, 30.000 Leute, im Ernst!“, sagt Jim Reid, der die schottische Band im Wesentlichen als Duo

mit seinem Bruder betreibt. „Dann ging ein irrsinniges Gewitter los, gewaltige Blitze, die Leute sind abgehauen. Wir haben also vor ungefähr zwölf Typen gespielt – wahrscheinlich denselben, die uns vorher lachend erklärten, dass sie Alben nie gekauft, sondern immer im Netz gestohlen hatten. Und wir dachten, wir würden vom Blitz erschlagen.“

Wie ein Donnerschlag kamen The Jesus And Mary Chain auch 1985 mit ihrem Debüt, „*Psychocandy*“, über die Indieszene, mit honigsüßen Melodien, über denen ein psychotischer Staubsauger aus Gitarrenkrach dröhnte. Mit ihren albern zerzausten Robert-Smith-Frisuren wirkten sie nicht gerade wie Stars. Aber wie sie mit machtvoller Souveränität zwischen all die glänzenden Pop- und Indie-Waschlappen fuhren – das saß. Kaum weniger beeindruckend pflegten die Brüder Reid ein entschlossen unerfreuliches Image. Sie pöbelten auf der Bühne herum, und so mancher Auftritt endete nach 15 Minuten irren Lärms, unter wildem Gezeter oder in einer Prügelei. The Jesus And Mary Chain waren berüchtigt. „Sie waren die deprimierendsten Figuren, die man sich vorstellen kann“, schreibt ihr damaliger Manager und Chef des Creation-Labels, Alan McGee, in seinen

Memoiren „*Creation Stories*“. „Wenn sie im Lotto gewonnen hätten, hätten sie schlechte Laune bekommen.“ Doch er hielt sie für eine musikalische Offenbarung. Sie feuerten ihn schnell.

32 Jahre später sitzt Jim Reid in einem Berliner Hotel und spricht über die Band. Seit 2007 treten die Brüder Reid wieder zusammen auf, und vor zwei Jahren feierten sie mit einer Tour den 30. Geburtstag ihres Meilensteindebüts. Aber der aktuelle Anlass ist das neue Album, „*Damage And Joy*“, das siebte, was nicht so bemerkenswert wäre, wenn „*Munki*“ nicht fast 20 Jahre zurückläge. „Tja, warum ein neues Album?“, antwortet Reid bedächtig auf die naheliegende Frage. „Wir sind eine Band, da macht man das wohl.“ Warum hat es so lange gedauert? Er seufzt.

Tatsächlich hört man „*Damage And Joy*“ die lange Abwesenheit nicht weiter an, es klingt laut und frisch, mit feinen Melodien und unfeinen Gitarren. Sogar Alan McGee ist wieder als Manager an Bord. Aber so ganz sicher, ob diese Rückkehr zur Normalband eine gute Sache ist, kann man sich nicht sein. „I hate my brother/ And my brother hates me/ That’s the way it’s gotta be“, heißt es in einem Song namens „Facing Up To The Facts“. Reid meint: „Ach, da geht’s nur um eine kreative Reiberei. Das kann mal schwierig werden – aber man wirft höchstens mal ein Sandwich, und dafür hält es die Band beieinander. Jedenfalls diesmal.“

1998, zu Zeiten von „*Munki*“, war das nicht so einfach, und eine brüderliche Prügelei sprengte schließlich die Band. Grund genug, nach der Reunion zu zögern, als William vollmundig ein neues Album ankündigte. „Ich wollte nie mehr im Leben einen Vibe wie bei „*Munki*“ erleben“. Jim runzelt besorgt die Stirn. „Unsere Beziehung war völlig im Eimer. Wir konnten keine fünf Minuten im selben Zimmer sein, ohne dass ein Mordskrach losging, und die Aufnahmen haben wir beide getrennt, sozusagen mit zwei Mary-Chain-Versionen, einge-

spielt.“ Das Album wurde dennoch ein hübsches Mary-Chain-Album, und Jim selbst nennt es „interessanterweise sogar mein liebstes“.

Aber das Ende empfand er als „traumatische Erfahrung“, und zur Wiedervereinigung 2007 kam auch Jims zweite Tochter zur Welt. „Ich wollte nicht gleich monatelang weg sein“, sagt er ohne erkennbares Bedauern. „Im Lauf der Zeit hatte ich aber immer mehr den Eindruck, mich zu drücken. Interviewer fragten dauernd, wo denn das Album bleibt. Es wurde zum Witz.“ Er lächelt etwas müde. „Irgendwann meinte ich: Entweder jetzt – oder öffentlich abblasen und für immer schweigen.“

Der runde Eindruck von „*Damage And Joy*“ ergibt sich aber nicht nur daraus, dass die Brüder „überraschend miteinander ausgekommen“ sind. „Wir waren schrecklich nervös, deshalb haben wir einen Produzenten genommen“, sagt Reid grinzend. „Zum ersten Mal! Aber er sollte ja gleichermaßen Eheberater, Schiedsrichter und Therapeut sein – ein harter Job also.“ Er wirkt selbst etwas überrascht: „Es ging aber insgesamt recht zahm ab.“ Den Job übernahm Martin Glover alias Youth, Killing-Joke-Bassist und wasserdichter Großproduzent für alles und jeden von Goa-Trance über The Verve bis Paul McCartney und Pink Floyd. Furchtlos nahm er die beiden ein paar Wochen lang mit auf seinen Landsitz in der andalusischen Wüste, wo der Großteil des Albums in seinem Studio entstand. Youth spricht in Interviews nur von seiner Verehrung für die Band und ist stolz auf einen Sound, der ihm wie „eine Wall of Feedback in einem Flugzeughangar“ vorkommt.

Dabei sind die Temperaturen durchaus verschieden, und die Abwechslung klingt überlegt und geplant. „Der Noise-Aspekt und die kaputten Gitarren sind natürlich ein wichtiger Teil, aber keines unserer Alben ist eindimensional. Ein Album braucht schon mehr als nur volle Kanne

„Kkrrrrchch“ von Anfang bis Ende. Und sogar auf *„Psychocandy“* gibt es ja *„Cut Dead“*, und eigentlich auch *„Just Like Honey“*. Und danach kam *„Darklands“*, das zweite, fast cleane Album. Wonach sie zunehmend auch mit Synthesizern und Drummachines arbeiteten – Bandmitglieder waren ohnehin eher Manövriermasse für die Gigs. „Es ist kein schwerer Job“, gab Bobby Gillespie, Mary-Chain-Drummer von 1984 bis ’86, seinem Nachfolger mit auf den Weg. „Einfach wegducken, wenn die Flaschen fliegen!“



DER ENTSCHIEDENDE TRICK der Mary Chain bestand darin, ganz verschiedene Klang- und auch Popsphären zusammenzudenken: „Wir fanden diese sehr melodiose, vor allem sehr traditionell melodiose Popmusik: die Ronettes, Phil Spector, The Shangri-Las, einfach schön. Aber zugleich sind wir eben auf den extremen Lärm von Bands wie den Einstürzenden Neubauten abgefahren“, sagt Reid dazu seit je. „Unsere Idee war denkbar einfach: Wäre es nicht super, wenn man einen Titel wie *„Out In The Streets“* von den Shangri-Las mit den Neubauten als Backingband hätte? Das wollten wir sein.“

Für zwei Jungs aus der schottischen Arbeiterklasse – William ist Jahrgang 1958, Jim 1961 – waren das um 1980 nicht die naheliegendsten Bezugspunkte, wo man entweder mit Billy Bragg gegen Margaret Thatcher singen konnte oder zwischen ABC und The Style Council Northern Soul neu überdachte. Aber die Reids mochten die 80er-Jahre-Musik sowieso nicht.

„Das Feedback, die Verzerrung, die waren uns ja nicht nur im Sound wichtig – es ging uns schon auch darum, die Sache ganz allgemein ein bisschen abzufucken, zu verzerren, wenn man so will: in den Texten, in der Songstruktur. Manche Stücke wirken oberflächlich betrachtet wie nette Liebeslieder, aber wenn man genauer hinschaut, dann sind sie gar nicht so nett und handeln auch gar nicht von Liebe.“

Da sind sie sich offenbar treu geblieben. Zwischen den ordentlichen Gitarrenbreitseiten, Hall und Layern, erkennt man zwar nicht jedes Wort, aber dass die Figuren wie die Sounds eher ambivalent, dass die Männer auf der Kippe, die Frauen gefährlich klingen, wird schon deutlich. „Mir ist egal, ob die Leute meine Texte falsch verstehen“, sagt Reid. „Das ging mir ja auch schon so. Man liest ein Interview mit dem Künstler – und der hat alles anders gemeint und ruiniert dir den Lieblingssong.“ Das Thema liegt ihm am Herzen: „Einige meiner Lieblingslyrics stammen von Syd Barrett, und ich habe nicht die geringste Ahnung, worum es geht“, schwärmt er. „Ist auch nicht nötig, weil ich es trotzdem verstehe. Das klingt jetzt echt präventiös, ich weiß – aber er transzendiert die Alltagssprache, es ist, als könnte man sich direkt in sein Hirn einstöpseln. Nicht mal Dylan kann so genial mit Worten umgehen. Barrett hat diese Kindlichkeit, die über die Sprache hinausgeht.“

In den Songs von *„Damage And Joy“* wiederum geht es oft ziemlich rau zur Sache, beide Reids haben geschrieben, aber wo es um runtergekommene Motels, aufblasbare Damen und LSD geht – da spricht wohl nur der Lifestyle der Rock’n’Roll-

Band, alte Schule. Jim Reid wirkt fast sitzsaft zurückhaltend und sieht gar nicht danach aus.

„Ja, so was kommt aus der Erinnerung. LSD habe ich seit den Neunzigern nicht mehr genommen, und ich werde es hoffentlich auch nie mehr tun. Aber ich kämpfe mit meinem Alkoholismus“, meint er, im coolsten Sinne nüchtern. „Wenn ich rückfällig werde, kann mein Verhalten extrem und exzessiv werden. Ich war durchaus schon mal fünf Jahre trocken. Aber dann bin ich auch wieder richtig aufs Maul gefallen und war wieder drei Jahre betrunken. Vergangenen April kam ich nach anderthalb Jahren wieder drauf und war dann sechs Monate dicht. Jetzt bin ich wieder clean.“

Das scheint in seiner diagnostischen Sachlichkeit kurz überraschend – angesichts der Bandgeschichte und natürlich auch der historischen Hintergründe von Sounds und Einflüssen aber eher nicht so. Man spürt sie ja auch auf dem neuen Album noch, man kennt sie vom Iggy-Irrsinn, vom Beach-Boys-Wahn, vom Velvet-Underground-Speed und eben überhaupt von dem ganzen „Dark Stuff“, dessen Wirken im Pop der „NME“-Autor Nick Kent in seiner berühmten Sammlung von Absturzkarrerien im Rock so eingehend beschrieben hat. Bezeichnend, dass *„Psychocandy“*, an dem die beiden in beinahe manischer Studioarbeit klangtechnisch vor sich hin tüftelten, komplett nüchtern entstand. Das eigentliche Problem bestand offenbar außerhalb des Studios, wo die Band dann eben besoffen – und naturgemäß nur einmal – bei „Top Of The Pops“ auftrat, 1987 gerichtsnotorisch Konzertbesucher blutig schlug oder sich untereinander raufte.

„Die Leute denken immer, wir wären so richtig miese Typen, weil wir fies und gemein zu unserem Publikum waren und alles. Aber ich bin echt die schüchternste Person der Welt“, erklärt Reid und wirkt in dem Moment ziemlich zerbrechlich. „So im Zentrum auf einer Bühne zu stehen, vor einem Mikrofon, das macht mir irrsinnig Angst. Und damals fiel mir nur eine Lösung ein, wie ich das hinkriegen konnte.“ Er lächelt etwas schief. „Heute ist das natürlich keine Entschuldigung mehr, ich bin einfach ein Trinker – aber ich bin dahin gekommen, weil es mir schwerfiel, in der Band zu funktionieren.“

Da sitzt man dann und stellt sich vor, wie so eine Rückkehr auf die Bühne, mit neuem Album, mit angemieteter Band und Tour, wohl aussehen könnte. Aber vermutlich ist Blut eben dicker als Schnaps. „Tja ...“ Er zuckt mit den Achseln. „Wenn du in einer Bank arbeitest und besoffen auftauchst, wirst du gefeuert. In einer Band feuern dich alle an und finden es cool. Ich kann sogar manchmal die Enttäuschung spüren, wenn ich Leuten erzähle, dass ich ein Jahr nicht getrunken habe. Es gab echt Typen, die mir sagten: Als du getrunken hast, warst du mir lieber.“

Vielleicht liegt es ja auch ein bisschen an der Szene, in der sie unterwegs sind. Mit der aktuellen Musik setzt Reid sich jedenfalls nicht weiter auseinander. Dabei gibt es ja neben notorischen Einflussnehmern, von My Bloody Valentine bis Black Rebel Motorcycle Club oder The Cult, auch eine andere Schule, die Feedback nicht aggressiv und zerstörerisch, sondern eher als Naturgewalt versteht. Als ozeanische geradezu. „Ja, das hat tatsächlich mal einer assoziiert“, sagt Reid. „Aber meistens hören die Leute eher einen Autounfall oder so was in der Art.“

Lustigerweise gibt es mit Sky Ferreira eine vergleichsweise minderjährige, 24-jährige US-Popstimme, die Fan von The Jesus And Mary Chain ist. Aber vermittelt wurde sie den Reids – nachdem er sie seinerseits für das letzte Album seiner Band Primal Scream eingeladen hatte – von ihrem schottischen Kumpel Bobby Gillespie. Und nun sorgt sie neben Belle-And-Sebastian-Stimme Isobel Campbell und Reid-Schwester Linda für die weibliche Note des JAMC-Rock. Er höre fast nur altes Zeug, sagt Reid, und verspürt „keinerlei Bedürfnis, den Tausenden Alben meiner Plattensammlung noch etwas hinzuzufügen“. Die meisten Musiker, sagt er mild, „borgen sich ohnehin nur Sachen aus der Vergangenheit – das haben wir ja schließlich auch so gemacht“.

Davon, vom ersten Aufbruch in die Welt, erzählt der Song *„Presidici“*, den William geschrieben hat. Es geht darin um blaue Augen, um T. Rex und erste Küsse, und man denkt sich angesichts des verfuzzten Boogie-Rocks, dass der Glamrock-Einfluss ein wenig unterschätzt wird und vielleicht noch nie so deutlich zutage trat wie auf diesem Album. „Ja, in dem Song steckt viel von unserer Kindheit drin, Top-40-Hören am Sonntagnachmittag, *„Tiger Feet“* von Mud auf Platz eins, woa!“, freut sich Reid an der Erinnerung. „Abgesehen von den Beatles in der Kindheit war Glam – Bowie, Bolan, The Sweet – der erste Stil, der uns richtig gekickt hat“, sagt er. „Aber entscheidender war Punk: In einer Band spielen, das war bis dahin was für Leute von einem anderen Planeten, nicht für jemanden, der in East Kilbride lebt. Nie im Leben! Und dann konnte das plötzlich jeder. Es war möglich. Du hast die Musik gehört und gedacht: Ja, Mann! Wobei, so ein Ramones-Song, das ist keine wirklich einfache Übung.“

Dieser Leichtigkeit des Aufbruchs steht nun das sehr typische, laute und aggressive „Amputation“ gegenüber. Entstanden in der Band-Auszeit, geht es in dem Song darum, dass Reid sich „aus der Rock’n’Roll-Geschichte gestrichen fühlte“. Er klingt, als stünden ihm die Haare zu Berge: „Ich habe das Radio angemacht, und es gab nur schrecklichen, öden, beknackten Indie-Scheiß, oder Dance-Scheiß. Oder einfach nur Scheiß“, sagt er und krümmt sich. „Es gab sicher auch gute Sachen, vielleicht auch von uns beeinflusste Sachen, aber ich konnte keinen Gig kriegen, kein Soloalbum loswerden“ – er hebt die Hände: „Rock’n’ Roll als exklusiver Club, und uns hatte man rausgeschmissen.“ Es ist ein zynisch heulender Song „aus der Wüste, aus dem Exil“, und er galoppiert voran, als wollte er den Einlass mit Fausthieben erzwingen.

„Das Produktivste, was ich in der bandlosen Zeit Anfang des Jahrtausends gemacht habe: zwei Menschen.“ Innehalten. „Das ist überhaupt das Wichtigste, was ich in meinem Leben hingekriegt habe“, sagt Jim Reid, „meine zwei wunderschönen Mädchen, Gott steh ihnen mit mir als Vater bei!“ Er seufzt: „Ich bin damals aus London weg ans Meer gezogen. Ich bin wirklich nicht reich, aber es kommt doch genug Geld rein für Rechnungen und all das. Dort am Meer war es ruhig und sanft – und hat sich angefühlt wie: Das war’s. Mein Leben ist vorbei.“

Er schaut aus dem Fenster, auf die wuselnde Stadt Berlin, die Autos, die Passanten. „Ich denke, es war wohl die glücklichste Zeit meines Lebens: nur ich, die Kids, das Meer.“

Endlich

50

Der Songwriter der
Magnetic Fields,
Stephin Merritt, schrieb
seine Memoiren nieder:
in 50 Liedern

M

VON MAIK BRÜGGEMEYER

FOTOS VON
JONAS HOLTHAUS

IDTOWN MANHATTAN: EIN KLEINER MANN MIT beigefarbener Baseballmütze steigt während der Rushhour in ein Yellow Cab. Ihm folgen zwei Frauen, eine hält eine Kamera. „Können Sie mich zur 14th Street bringen?“, fragt der Mann den Taxifahrer, und nachdem er ihn vermutlich über seine Begleiterinnen – die Dokumentarfilmerinnen Gail O'Hare und Kerthy Fix – aufgeklärt hat, fragt der auf die typisch nervös-unverschämte New Yorker Art: „Und warum machen die eine Dokumentation über dich?“

„Weil ich faszinierend bin“, sagt der Mann. „Ich schreibe wundervolle Musik.“

„Wie war noch mal dein Nachname?“
(*Murmelt:*) „Merritt.“

„Merritt?“

„Ja.“

„Hab noch nie von dir gehört.“

„Nein.“

Stephin Merritt ist der berühmteste unbekannte Songwriter der Popwelt. Das liegt zum Teil sicher daran, dass er seine Lieder seit den frühen Neunzigern unter für Hausgebrauch und monotheistische Adoration unübersichtlich vielen Projektnamen – The Magnetic Fields, The 6ths, The Gothic Archies und Future Bible Heroes – veröffentlicht. Zudem ist jede musikalische Schublade zu klein für ihn, seine Stilpalette reicht von minimalistischem Synthiepop mit Bubblegum-Melodien über geradezu barocken Folk mit Ukulele und Cello, Kinderlieder und

klassische Klavierballaden bis zu in Feedback getränktem Sadcore. Wegen seiner geistreichen, oft mehrdeutigen Texte hat man ihn auch schon den Cole Porter des Underground genannt, sein geliebter Chihuahua, der leider vor ein paar Jahren starb, hieß allerdings Irving Berlin Merritt.

Dass Stephin Merritt 2010 trotz aller Widerpenstigkeit zum Gegenstand einer Dokumentation (mit dem angemessenen Titel „Strange Powers“) wurde, liegt wohl vor allem an

einem Geistesblitz, der ihn Ende der Neunziger traf, als er, wie eigentlich fast jeden Tag, in einer New Yorker Schwulenbar saß, wo Klavierinterpretationen der Lieder von Ste-

phen Sondheim gegeben wurden: Man müsste eine Theaterrevue aus hundert Liebesliedern schreiben!

Das wäre allerdings selbst Anhängern der epischen Stücke der New Yorker Dramatikerin Anne Washburn eine Herausforderung für Geduld, Rücken- und Gesäßmuskulatur gewesen. Also reduzierte Merritt auf immer noch beachtliche 69 Lieder – eine Zahl, die dem Thema Liebe angemessen scheint, da haben dann nämlich alle was davon. Paul Simon, ein musikalisch und lyrisch vergleichbar versierter Songwriter, würde vermutlich lieber drei Wochen mit Art Garfunkel wandern gehen, als auf Kommando 69 Lieder zu schreiben, was ihn bei seinem Tempo allerdings auch 20 Jahre seines Lebens kosten würde. Merritt dagegen hievte dieses

**DAS IST EIN
LÄCHELN**
Der Melancholiker Stephin Merritt



„Fitzcarraldo“ unter den Konzeptalben relativ zügig über den Berg. Er schrieb Lieder unterschiedlichster musikalischer und sexueller Prägung – Folk, Jazz, Punk, Elektropop, Country, Pop, Noise, Hetero, Homo, Bi, gespickt mit gewitzten Sentenzen, Pathos und frivolen Albernheiten – und nahm sie dann innerhalb eines Jahres mit seinen Freunden in seinem Apartment im East Village auf.

ES WAR FÜR DIE RECHT UNBEKANNTE Magnetic Fields nicht leicht, für eine so umfassende Phänomenologie, die Roland Barthes' „Fragmente einer Sprache der Liebe“ wie ein lustiges Taschenbuch erscheinen lässt, ein Plattenlabel zu finden. Als das Triple-CD-Album „69 Love Songs“ schließlich 1999 in den USA und ein Jahr später in Europa erschien, wurde es zum Kritikererfolg, verkaufte sich über Jahre stetig, und der populärste Song, „The Book Of Love“, wurde schließlich sowohl von Zucchero als auch von Peter Gabriel gecovered, was Merritt genügend Geld einbrachte, um eine erste Anzahlung auf ein Haus in Los Angeles zu leisten. Das hat er allerdings mittlerweile gegen ein Anwesen in Hudson, etwa 200 Kilometer nördlich von New York, eingetauscht, weil er sich bei einem Konzert 2012 in das kleine Künstlerstädtchen verliebte. „Ich habe wieder ein Haus gekauft, weil ich nie mehr ein Studio in einer Mietwohnung bauen möchte“, erklärt Merritt. „Man weiß nie, wie lange man dort bleiben kann, und es gibt bei den Proben Beschwerden der Nachbarn. Jetzt befindet sich mein Studio im dritten Stock meines Hauses. Und da gibt es ein Dachfenster, und wenn es stark regnet, kann ich nichts mit einem Mikrofon aufnehmen. Aber davon abgesehen ist es ein sehr guter Ort für ein Studio. Der Nachbar auf der einen Seite ist kaum da, und der Nachbar auf der anderen Seite hört schlecht.“

Ein weiterer Vorteil des neuen Wohnsitzes: Es sind mit dem Zug nur etwa zweieinhalb Stunden bis zum Sitz seines Labels Nonesuch, der schöngeistigen Abteilung der Major-Firma Warner, am Broadway. Bei einem Arbeitssessen im Herbst 2014 in der Oyster Bar der Grand Central Station schlug Labelboss Robert Hurwitz vor, Merritt solle doch seinen bald anstehenden 50. Geburtstag zum Thema seines nächsten Albums machen. „Im Verlauf unseres Mittagessens entwickelte sich das zu der sehr spezifischen Idee: 50 Songs, einen für jedes Jahr meines Lebens, in chronologischer Reihenfolge, das meiste autobiografisch mit ein bisschen Sozialgeschichte drin.“

Es muss nach all den Jahren und dem Kampf um „69 Love Songs“ eine Genugtuung sein, wenn eine große Plattenfirma ein Fünffachalbum mit 50 Liedern in Auftrag gibt. Nicht dass man Merritt das ansehen oder anhören würde. Der untersetzte Mann mit der stets in Braun- und Beigetönen gehaltenen Rentnergarderobe, die es ihm ermöglicht, sich als stiller Beobachter möglichst unauffällig in seine Umgebung einzupassen, ist von eher melancholischem Gemüt und wirkt auf den ersten Blick ein wenig miesepetrig – eine Mischung aus Ebenezer Scrooge und Karlsson vom Dach. Er spricht sehr leise, sehr langsam, sehr emotionslos und sehr tief – ein sonores Brummen, das auch von der Heizung kommen

BE TRUE TO YOUR BAR

Mittagspause mit Merritt in Berlin-Mitte



könnte. Zwischen den Wörtern seiner Antworten kann man oft locker bis drei, zwischen den Sätzen gar bis zehn zählen. Stellt man zu ungeduldig die nächste Frage, ignoriert er sie einfach. Er wirkt dabei nicht unhöflich, er ist einfach ein *man out of time*. An einer Stelle unseres Gesprächs klingelt sein Telefon. „Das ist mein *drug alarm*“, sagt er, verstummt, lässt die Anschlussfrage zur Bedeutung des Klingeltons als Konditionierungsmittel in der modernen Schmerztherapie verstreichen und sagt: „Mittags (*eins, zwei, drei*) und um Mit-

ternacht muss ich Medikamente nehmen. (*Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht neun, zehn*) Aber nach amerikanischer Zeit (*eins, zwei, drei*), nicht nach mitteleuropäischer.“ In einem seiner neuen Songs fasst er seine Krankheitsgeschichte wie folgt zusammen: „Chronic fatigue; COPD; petit mal epilepsy/ Two big holes inside my brain/ Migraine aura, sans migraine/ Weird diseases.“

Wer sein Werk kennt, weiß, dass er bisher eigentlich keine Lieder über sich selbst geschrieben und der dem Songwritergenre wie ein altes



Kaugummi anhaftenden Bekenntnislyrik immer widerstanden hat. „Ich bin nicht Sun Kil Moon“, sagt er, kratzt sich unter der Mütze und lacht leise. „Normalerweise konzentriere ich mich eher auf das, was ich mit dem Zuhörer gemeinsam habe, als auf das, was ich nicht mit ihm gemeinsam habe. Das neue Album handelt aber größtenteils davon, was ich *nicht* mit dem Zuhörer gemeinsam habe. Ich weiß nicht, ob das bedeutet, dass es ein schreckliches Album ist. Vielleicht ist es das. Jeder hat *ein* schreckliches Album in sich.“

Da scheint er doch ein wenig zu kokettieren. „50 Song Memoir“ klingt wie eine reiferes, musikalisch (noch) vielfältigeres Gegenbild zu „69 Love Songs“, das den Zuhörer mit vielen Bonmots und ein bisschen Zeitgeschichte auf eine Reise durch ein Leben und eine Epoche mitnimmt.

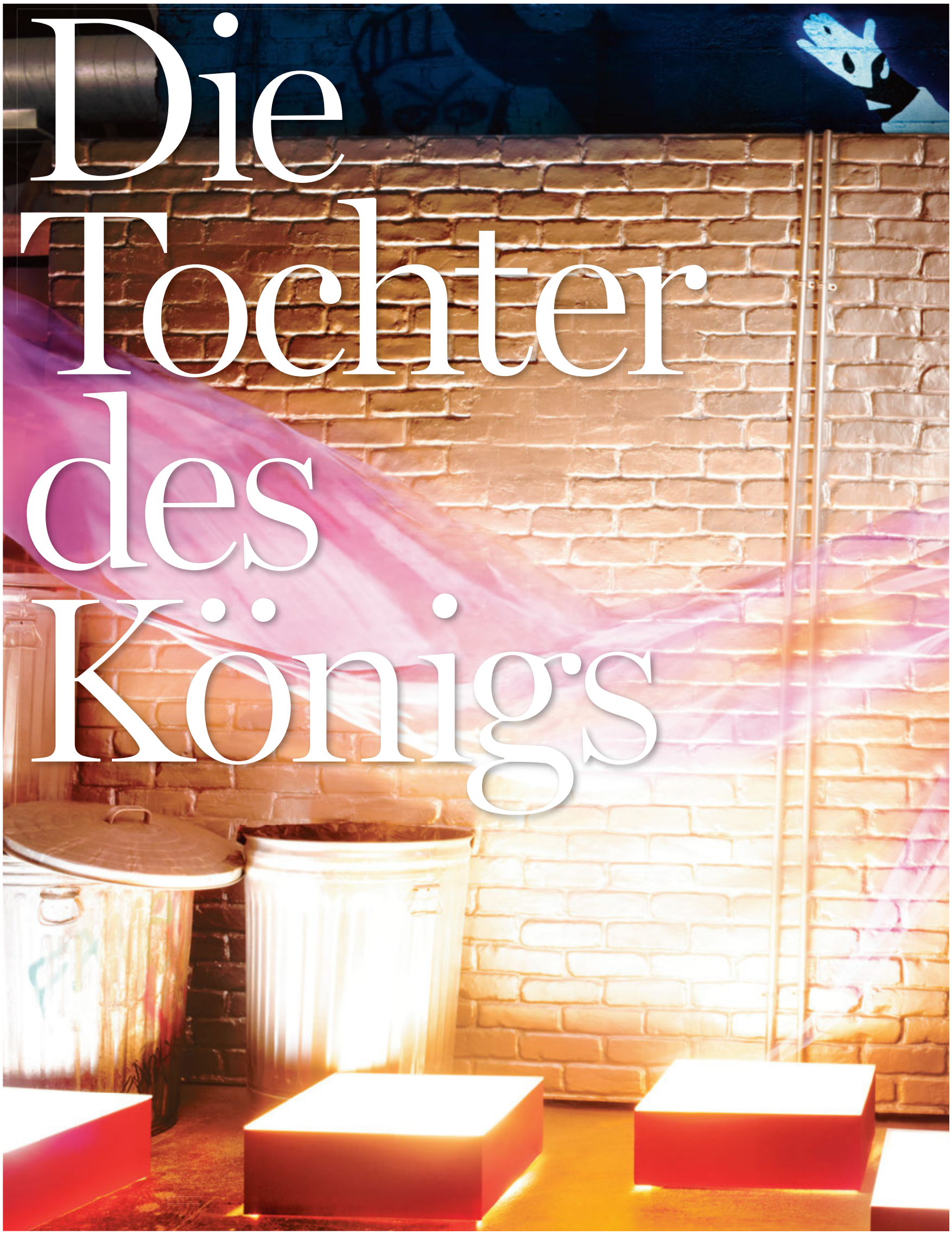
Er hat die Lieder hauptsächlich wieder in Schwulenbars und -cafés geschrieben und widmet seinem bevorzugten Inspirationsort ein Lied.

Auch das Bild auf dem Albumcover zeigt ihn dort. Gemalt hat es seine Mutter, Alix. „Sie hat

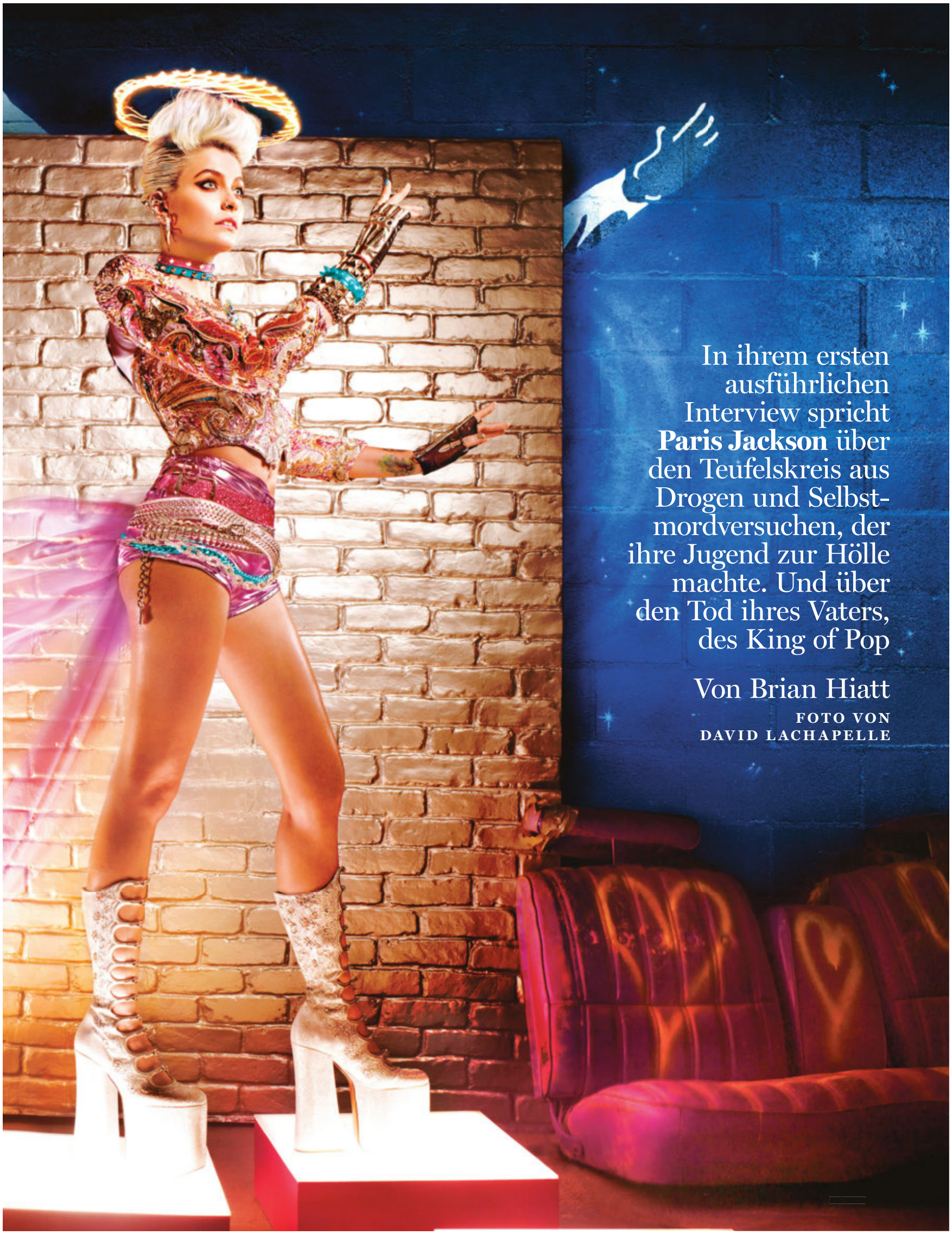
mich insgesamt, glaube ich, nur zweimal gemalt, und das andere Bild schien mir nicht angemessen. Aber dieses scheint mir *sehr* angemessen. Ich sitze an der Bleecker Street, ich sitze in einem Café, über das ich auf der Platte singe, ich trage Braun, man kann nicht genau sagen, ob ich kontemplativ dreinschaue oder in mich hineinschluchze.“ Er könne jedem empfehlen, für kreative Tätigkeiten öfter mal eine Bar aufzusuchen. „Man kann Leute belauschen und Dinge einbauen, die sie sagen. Außerdem läuft dort Musik, die einen auf



WWW.NOISENOW.DE | WWW.KUNSTRASEN-BONN.DE



Die Tochter des Königs



In ihrem ersten ausführlichen Interview spricht **Paris Jackson** über den Teufelskreis aus Drogen und Selbstmordversuchen, der ihre Jugend zur Hölle machte. Und über den Tod ihres Vaters, des King of Pop

Von Brian Hiatt

FOTO VON
DAVID LACHAPELLE



S IST EIN LEGENDÄRER LEICHNAM, DEN PARIS-Michael Katherine Jackson da etwas genauer in Augenschein nimmt. „Das ist Marilyn Monroe“, flüstert sie, während wir an einer Wand entlanggehen, an der schaurige Obduktionsfotos prominenter Toter hängen. „Und das ist JFK. Das sind Fotos, die man nicht einmal im Netz findet.“

Wir wandern durch das Museum of Death, ein hoffnungslos überladenes Gruselkabinett auf dem Hollywood Boulevard, das mit seinen in Formaldehyd eingelegten Exponaten vor allem morbide Zeitgenossen anzulocken versucht. Es ist nicht ungewöhnlich, dass sich Besucher – konfrontiert mit abgetrennten Köpfen, Snuff-Filmen und Serienmörder-Memorabilia – an Ort und Stelle übergeben oder gleich ohnmächtig werden. Für Paris, die bereits achtmal hier war, liefert das Labyrinth indes eine eher tröstliche Erfahrung. „Es ist ein völlig abgefahrener Ort!“, schwärmte sie schon auf dem Weg zum Museum. „Sie haben hier sogar einen echten elektrischen Stuhl!“

Im April vergangenen Jahres feierte Michael Jacksons Tochter ihren 18. Geburtstag – nun blickt sie auf eine Jugend zurück, die jahrelang völlig abgeschirmt war und nur gelegentlich vom Blitzlichtgewitter der Paparazzi erhellt wurde. Es ist also kaum überraschend, dass sie manchmal viel älter wirkt, als sie ist, manchmal aber auch erheblich unreifer. Paris ist ein Kind des 21. Jahrhunderts, das ihre Emo-und-Goth-Phase gerade erst hinter sich gelassen hat, nun Hippie-Chic mit Punk-Accessoires kombiniert und auch Musik kreuz und quer konsumiert. Sie schwärmt von Alice Cooper und dem eher mäßig bekannten Singer-Songwriter Butch Walker, liebt Nirvana, aber auch Justin Bieber – und hat ihre Sneakers mit Lyrics von Mötley Crüe und den Arctic Monkeys geschmückt.

Vor allem aber ist sie das Kind ihres Vaters. „Letztlich hat sie die gleichen Charaktereigenschaften wie er“, sagt Prince Michael, ihr älterer Bruder. „Was ihre persönlichen Stärken und Schwächen angeht, ist die Ähnlichkeit erstaunlich. Sie ist ein sehr leidenschaftlicher Mensch – so leidenschaftlich, dass ihre Urteilsfähigkeit dadurch manchmal etwas getrübt wird.“

In einem atemberaubenden Tempo hat sie sich mehr als 50 Tattoos auf die Haut stechen lassen – wovon allein neun ihrem Vater gewidmet sind. Als er vor sechseinhalb Jahren starb, wur-

den sie, Prince und ihr jüngerer Bruder Blanket aus einer kleinen, behüteten Welt gerissen, die sie überwiegend als idyllisch in Erinnerung hat. „Die Zeit heilt alle Wunden, heißt es so schön“, sagt sie im Gespräch mit ROLLING STONE. „Das stimmt aber nicht. Man lernt nur damit zu leben. Ich lebe in dem Bewusstsein: Okay, ich habe die eine Sache verloren, die mir wirklich etwas bedeutet hat. Wenn mir jetzt noch etwas Übles zustößt, dann kann es gar nicht mehr so schlimm sein. Mit dieser Einstellung komme ich irgendwie über die Runden.“ Michael, erzählt sie, erscheine ihr noch immer im Traum. „Eigentlich schaut er mir ständig über die Schulter.“

Ihr Vater, der sich als Reinkarnation von Peter Pan verstand, nannte seine Tochter gern Tinker Bell. Das Peter-Pan-Motto „Faith, trust and pixie dust“ hat sie sich deshalb aufs Schlüsselbein tätowieren lassen, das Motiv von „Dangerous“ auf den Unterarm, das „Bad“-Logo auf ihre Hand und „Queen of My Heart“ aufs Handgelenk. Letzteres stammt aus einem Brief, den Jackson handschriftlich für sie verfasste. „Mein Vater war ein steter Quell der Freude“, sagt sie. „Warum sollte ich auf Dinge verzichten, die mich an diese Freude erinnern?“ (Sie hat allerdings auch tätowierte Verweise auf John Lennon, David Bowie, Van Halen – und sogar Prince, Michael Jacksons größten Rivalen.) An ihrem rechten Handgelenk baumelt eine geflochtene Jadekette, die ihr Vater aus Afrika mitgebracht hatte und am Tag seines Todes trug. Das Kindermädchen sorgte dafür, dass das Amulett bei seiner Tochter landete. „Es riecht noch immer nach ihm“, sagt sie.

Mittlerweile sei sie „unempfindlich“ für die Schrecken des Todes, erzählt sie mir, auch hier, unter den drastischen Bildern menschlicher Sterblichkeit. Im Juni 2013, im Alter von 15 Jahren und geplagt von Drogensucht und Depressionen,

Nachdem sie zunächst nur von Hauslehrern unterrichtet worden war, besuchte Paris mit Beginn des siebten Schuljahrs eine private Schule, musste aber schnell feststellen, dass sie dort völlig fehl am Platz war. Sie kam nur mit älteren Jugendlichen klar, „viel älteren Typen, die eine Menge verrückter Sachen anstellten. Auch ich machte Dinge, die eine 13-, 14- oder 15-Jährige eigentlich nie hätte tun sollen. Ich wollte wohl um jeden Preis erwachsen werden – was aber nur dazu führte, dass ich als Mensch immer ungeeigneter wurde.“ In Online-Foren wurde Paris gemobbt, und sie schreckt auch heute noch zusammen, wenn sie ein bösartiges Posting über sich liest. „Die Geschichte mit der Redefreiheit ist eine feine Sache“, sagt sie. „Aber ich glaube nicht, dass die Väter unserer Verfassung ahnten, was Social Media eines Tages mit der Redefreiheit anrichten würden.“

Nach ihrem Selbstmordversuch besuchte Michael Jacksons Tochter eineinhalb Jahre eine Schule in Utah, die gleichzeitig therapeutische Hilfestellung gab. „Es war eine wunderbare Erfahrung“, sagt sie heute. „Vorher war ich durchgeknallt und litt unter Angstzuständen und Depressionen, aber jetzt bin ich ein neuer Mensch.“ (Ihr Vater, sagt sie, habe ebenfalls mit Depressionen zu kämpfen gehabt und die gleichen Pillen genommen, die man auch ihr verschrieb.) Sie sei heute völlig drogenfrei und glücklicher denn je.

Kurz nach ihrem 18. Geburtstag zog sie bei Großmutter Katherine aus und kehrte aufs alte Jackson-Anwesen zurück. Sie verbringt dort fast jede Minute mit ihrem Freund Michael Snoddy, einem 26-jährigen Drummer aus Virginia, der in Los Angeles beim Percussion-Ensemble Street Drum Corps trommelt. Seiner schrillen Irokesenfrisur zum Trotz ist er ein netter Junge, der auch in einer Boygroup eine gute Figur machen wür-



„Ich tat Dinge, die eine 13-, 14- oder 15-Jährige nie tun sollte. Ich wollte um jeden Preis erwachsen werden“



unternahm Paris einen Selbstmordversuch. Sie schlitze sich das Handgelenk auf und schluckte 20 Pillen eines Schmerzmittels, wurde aber gerettet. „Ich hasste mich selbst und hatte keinerlei Selbstvertrauen“, erzählt sie. „Ich hatte das Gefühl, nichts Vernünftiges auf die Beine stellen zu können. Mein Leben schien keinen Wert mehr zu haben.“

Schon zuvor hatte Paris mehrfach versucht, sich selbst zu verletzen, konnte es aber immer vor ihrer Familie verheimlichen. Sie spricht von Narben und Einstichlöchern, die heute von ihren Tattoos überdeckt werden. Bereits in früheren Jahren, sagt sie mit einem befremdlichen Lachen, habe sie Selbstmordversuche unternommen, „doch nur einmal bekam die Öffentlichkeit etwas davon mit“. Da das Krankenhaus die Three-Strike-Regel befolgte, hatte man nach dem dritten Versuch darauf bestanden, dass sie sich einer Therapie unterzog.

de. Die ominöse Südstaatenflagge, die er sich in jüngeren Jahren hatte tätowieren lassen, löste bei den Jacksons verständliches Befremden aus, doch selbst Bruder Prince sagt inzwischen, dass „Snoddy ein cooler Typ ist“.

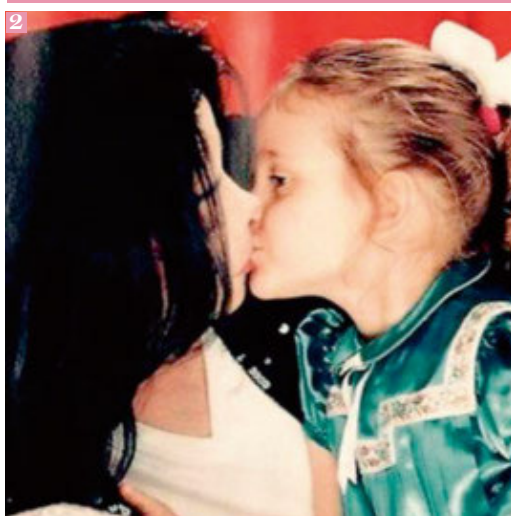
Paris ist Erbin eines enormen Vermögens – der gesamte Jackson Family Trust wird auf über eine Milliarde Dollar geschätzt –, das in zeitlich versetzten Tranchen an sie ausbezahlt wird. Was sie aber nicht daran hindert, lieber ihr eigenes Geld verdienen zu wollen. Deshalb setzt sie heute voll auf die andere Mitgift, die sie vom Schicksal erhalten hat: ihren prominenten Namen.

Paris arbeitet als Model und Schauspielerin und hält die Augen offen. Wenn ihr danach zumute ist, kann sie eine atemberaubende Präsenz und Ausstrahlung entfalten, gleichzeitig ist sie unprätentiös und cool genug, um sich sofort mit ihrem riesigen, ziegenbärtigen Tätowierer anzufreunden. Das Modeln scheint ihr in der Natur zu lie-



Familienbande

(1) Michael Jackson mit Paris und ihrem Bruder Prince 2005 in London (2) Inniger Moment 2001 (3) Mit elf auf der Trauerfeier ihres Vaters: „Er war der beste Daddy, den man sich vorstellen kann!“ (4) Paris mit ihrer Großmutter Katherine, die nach Michaels Tod das Sorgerecht erhielt



wenn dir das lieber ist. Mein einziger Wunsch ist, dass du glücklich bist.“

Im Moment lebt sie in dem kleinen Studio, in dem ihr Vater das Demo von „Beat It“ aufnahm. Neverland, das herrschaftliche Anwesen in Encino (das ihr Großvater Joe Jackson 1971 von den ersten Motown-Tantiemen für die Jackson 5 kaufte), wird zur Zeit renoviert und steht leer. Das Studio, das Michael Jackson in einem separaten Gebäude einrichtete, ist aber nach wie vor bewohnbar. Paris hat das Apartment mit Küche und Bad in eine stimmungsvolle Studentenbude verwandelt. Obwohl die Spuren ihres Vaters noch überall greifbar sind, hat Paris bei der Einrichtung doch ihren eigenen Geschmack walten lassen. Im Badezimmer hängt ein Foto von Kurt Cobain, im Wohnraum ein Poster der Smashing Pumpkins, es gibt psychedelische Wandbehänge und haufenweise Kunstkerzen. Die Cover von Vinylalben (Alice Cooper, The Rolling Stones) dienen als Dekoration – und auf der Ablage in der Küche steht ein gerahmtes Platin-Album mit Widmung von Quincy Jones. („Hab ich zufällig auf dem Speicher gefunden“, sagt sie, als sie meinen Blick bemerkt.) Über der benachbarten Garage gibt es ein Minimuseum, mit dem Michael einst seine Familie überraschte: Decke und Wände sind mit Fotos der Jackson 5 übersät. Früher pflegte Michael an diesem Ort seine Tanzschritte einzustudieren, heute steht hier das Schlagzeug von Michael Snoddy, ihrem Boyfriend.

Wir machen uns auf den Weg zu einem Sushirestaurant ganz in der Nähe – und Paris erzählt mir von ihrem Leben in Neverland. Die ersten sieben Jahre ihres Lebens verbrachte sie fast ausschließlich hier. In seiner privaten Märchenwelt – komplett mit Freizeitpark, Zoo und Kino – wollte Michael all das machen, was er als Kind nicht machen konnte. Zu diesem Zeitpunkt wusste Paris nicht einmal, dass er Michael hieß – und hatte von seinem Weltruhm nicht die leiseste Ahnung. „Für mich war er einfach nur Daddy“, sagt sie. „Uns war nicht bewusst, wer

er wirklich war. Er war unsere Welt – und wir waren seine. Was aber nicht bedeutete, dass wir nun ständig die Attraktionen des Parks hätten nutzen können. Eigentlich führten wir ein ziemlich normales Leben. Wir hatten jeden Tag Schule, und wenn wir brav waren, durften wir uns an jedem zweiten Wochenende aussuchen, ob wir ins Kino, in den Zoo oder doch lieber was anderes machen wollten.“

Michaels Angebot, sie auf eine öffentliche Schule zu schicken, lehnten sie ab. „Wenn man zu Hause unterrichtet wird, kann es schon passieren, dass dein Papa mitten im Unterricht reinkommt und man denkt sich: Super, keine Schule mehr heute, wir dürfen jetzt mit Daddy rumhängen! Wir sagten immer: Wir brauchen keine anderen Freunde, wir haben dich und den Disney Channel.“

Michael machte sie mit den verschiedensten Arten von Musik vertraut. „Als er mit Van Halen arbeitete, entdeckte ich Van Halen. Als er mit Slash arbeitete, entdeckte ich Guns N' Roses. Er machte mich aber auch mit Tschaikowsky bekannt, mit Debussy, Earth, Wind & Fire, den Temptations, Tupac oder Run-D.M.C.“

gen, zumal sie diese Tätigkeit als ausgesprochen therapeutisch empfindet. „Ich hatte seit Ewigkeiten Probleme mit meinem Selbstwertgefühl, aber wenn ich vor einer Kamera stehe, kann ich diese Probleme völlig ausblenden. Ich empfinde mich in diesem Moment als schön – was für mich einer geradezu egoistischen Regung gleichkommt.“

Ihre Prominenz versteht sie als legitimes Mittel, um Aufmerksamkeit zu erregen – und auf ihr

wichtige humanitäre Anliegen hinzuweisen. Da sehe sie sich ihrem Vater und seinem Heal-the-World-Gestus verpflichtet. „Ich wurde mit einem Megafon geboren“, sagt sie. „Soll ich das etwa verstecken und mich unsichtbar machen?“

Ihr Vater hätte wohl keine Einwände gehabt. „Wenn du nur willst, kannst du größer werden als ich“, soll er ihr gesagt haben. „Du kannst dich aber auch völlig aus dem Rampenlicht zurückziehen,

Sie erwähnt auch, dass ihr Vater besonderen Wert auf Toleranz gelegt habe. „Es war ihm wichtig, uns eine vorurteilsfreie Perspektive mit auf den Weg zu geben“, sagt sie. „Als ich acht Jahre alt war, verliebte ich mich in eine Frau, die ich auf dem Cover einer Zeitschrift sah. Statt mich anzuschreien, wie es vermutlich die meisten Eltern in ihrer Homophobie getan hätten, neckte er mich bloß und sagte: ‚Schau an, du hast dir eine kleine Freundin zugelegt ...‘ Abgesehen davon, dass er uns grenzenlos liebte, war es ihm ein Anliegen, uns klischeefrei zu erziehen und eine aufgeklärte Bildung zu ermöglichen. Er sagte nie Sachen wie ‚Es war der große Kolumbus, der Amerika entdeckte‘, sondern ‚Nein, er war das Arschloch, das die Einheimischen abschlachten ließ.‘“

Wobei er sich doch wohl bestimmt etwas gewählter ausdrückte – oder nicht?

„Oh nein, er hatte schon ein ganz schön loses Mundwerk. Er konnte fluchen wie ein Matrose – auch wenn er gleichzeitig ein scheuer, zurückhaltender Mensch war.“

Jacksons Kindern Paris und Prince ist wohl bewusst, dass seine Vaterschaft in beiden Fällen angezweifelt wird – weitaus häufiger jedenfalls als bei ihrem jüngeren Bruder Blanket, der eine dunklere Hautfarbe hat. Ihre Mutter ist zweifelsfrei die Krankenschwester Debbie Rowe, die seinerzeit für Michaels Hautarzt arbeitete, den inzwischen verstorbenen Arnold Klein. Drei Jahre lang führte sie mit Michael eine unkonventionelle Ehe, in deren Verlauf sie – laut Rowe – nie einen gemeinsamen Wohnsitz hatten. Michael erwähnte einmal, dass Debbie seine Kinder zur Welt brachte, weil „sie mir ein Geschenk machen wollte“. Rowe gab zu Protokoll, dass Paris den Namen der Stadt erhielt, in der sie gezeugt wurde. Andererseits war Klein, ihr Arbeitgeber, einer von mehreren Männern, die sich selbst als biologischer Vater ins Gespräch brachten.

Das Objekt der Spekulation sitzt mir bei Shrimps und Lachs gegenüber und räumt ein, dass sie sich wohl einmal – und nur einmal! – zu der Sache äußern sollte. Sie könnte es sich leicht machen und wie ihr Bruder darauf verweisen, dass es subjektiv für sie völlig egal sei. „Immer wenn mich jemand darauf anspricht, frage ich: ‚Warum?‘“, sagt Prince. „Macht das wirklich noch einen Unterschied? Mein Leben verändert es jedenfalls nicht.“

Paris hingegen ist absolut sicher, dass Michael ihr Vater ist. Sie glaubt es mit einer Inbrunst, die einerseits anrührend ist, gleichzeitig aber auch sehr überzeugend wirkt. „Er ist mein Vater“, sagt sie und fixiert meinen Blick. „Und er wird es immer bleiben. Leute, die ihn wirklich gut kannten, erzählen mir, dass sie ihn in mir wiedererkennen – ja, dass die Ähnlichkeit geradezu gespenstisch ist.“

„Ich verstehe mich als Schwarze“, sagt sie mir bei einer anderen Gelegenheit – und erwähnt in diesem Zusammenhang eine aufschlussreiche Unterhaltung: „Mein Vater schaute mir in die Augen, zeigte mit dem Finger auf mich und sagte: ‚Du bist eine Farbige. Und du solltest stolz auf deine Wurzeln sein!‘ Und ich dachte mir nur: Warum sollte er mich belügen? Soweit ich weiß, hat er mich in seinem ganzen Leben nicht belogen.“



You Are Not Alone

Paris mit ihrem Boyfriend Michael Snoddy. Mit dem 26-jährigen Drummer verbringt die Jackson-Tochter jede freie Minute

Zu Debbie Rowe indes hatte sie in ihren ersten Lebensjahren überhaupt keine Beziehung. „Als ich ganz jung war, gab es keine Mutter in meinem Leben“, erinnert sie sich. „Bis ich kapierte, dass ein Mann keine Kinder kriegen kann.“ Als sie etwa zehn Jahre alt war, fragte sie Prince: „Wir müssen eine Mutter haben, richtig?“ – und sprach anschließend ihren Vater darauf an. Als er ihre Frage bejahte, hakte sie nach: „Wie heißt sie denn?“ – „Debbie.“

Nach dem Tod ihres Vaters machte Paris sich im Internet schlau und trat mit Rowe in Kontakt – später, als sie zur Therapie in Utah war, dann ein

weiteres Mal. „Sie brauchte wohl eine Mutterfigur“, sagt Prince, der sich über seine eigene Beziehung zu Rowe nicht äußern möchte. (Paris’ Manager lehnte es auch ab, ein Interview mit Rowe zu vermitteln – und unsere direkte Bitte um einen Kommentar ließ Rowe unbeantwortet.) „Ich hatte eine Menge Ersatzmütter“, kontert Paris – und nennt unter anderem die Großmutter und diverse Kindermädchen. „Als meine wirkliche Mutter dann in mein Leben trat, war es nicht mehr dieses ‚Mama-Ding‘. Ich empfinde es heute eher als eine Beziehung zwischen zwei Erwachsenen.“ Auch in ihrer Mutter (die sich gerade einer Chemotherapie gegen Brustkrebs unterziehen muss) glaubt Paris sich wiedererkennen zu können. „Wir sind jedenfalls beide gleich dickköpfig.“

Paris ist sich nicht sicher, was Michael für ihre Mutter empfand, weiß aber, dass Rowe ihren Vater „geliebt“ habe. Sie ist sich auch sicher, dass ihr Vater Lisa Marie geliebt hat, Elvis Presleys

Tochter, auch wenn er sich zwei Jahre vor Paris' Geburt von ihr scheiden ließ. „Die Art und Weise, wie er sie im Musikvideo zu ‚You Are Not Alone‘ anschaut, sagt mir eindeutig, dass er total in sie verknallt war.“

Paris Jackson war etwa neun, als sie verstand, dass die Welt ihren Vater anders wahrnahm als sie selbst. „Manchmal weinte mein Vater, wenn er abends an meinem Bett saß“, sagt sie – und fängt ebenfalls an zu weinen. „Stellen Sie sich nur einmal vor, Ihr Vater würde an Ihrem Bett sitzen und weinen, weil die Welt ihn für etwas hasst, das er nie getan hat. Für mich war er nun einmal der einzige Mensch, der zählte. Miterleben zu müssen, wie der Mittelpunkt meines Lebens derart litt, hatte zur Folge, dass ich die ganze Welt hassen lernte. Wie können Menschen nur so gemein sein, fragte ich mich immer wieder.“ Sie unterbricht sich für einen Moment. „Tut mir leid, wenn die Gefühle mit mir durchgehen.“

Paris und Prince sind absolut sicher, dass die Prozesse wegen Kindesmissbrauchs jeglicher Grundlage entbehrten. Der Mann, den sie kannten, sei der wahre Michael Jackson gewesen. „Nur mein Bruder und ich haben ihn erlebt, wenn er uns abends vorlas“, sagt Paris. „Niemand sonst hat ihn als Vater kennengelernt. Denn das würde die öffentliche Wahrnehmung von ihm komplett auf den Kopf stellen.“

Ich werfe vorsichtig ein, dass das, was ihnen Michael in jenen Nächten erzählte, nun einmal zwangsläufig auf neunjährige Kinder zugeschnit-

unten im Wohnzimmer – und hörten immer nur stampfende Geräusche, während der Staub von der Decke rieselte. Er war oben am Proben, ohne je eine Pause zu machen.“

Sie hegt noch immer eine ausgemachte Abneigung gegen den Konzertveranstalter, der das „This Is It“-Projekt logistisch betreute. Die Jackson-Familie strengte einen Prozess gegen die Firma an, doch die Jury folgte dem Argument des AEG-Live-Anwalts, dass nur Michael Jackson selbst für seinen Tod verantwortlich sei. „AEG Live behandelt ihre Künstler nicht fair“, glaubt sie trotzdem. „Sie saugen einen so lange aus, bis man tot umfällt.“ (Ein Firmensprecher lehnte auf Anfrage jede Stellungnahme ab.)

Paris macht Dr. Conrad Murray dafür verantwortlich, den Tod ihres Vaters schlussendlich ausgelöst zu haben, indem er ihm den unkontrollierten Konsum des Anästhesiepräparats Propofol ermöglichte. (Jacksons Hausarzt wurde 2011 wegen fahrlässiger Tötung zu vier Jahren Haft verurteilt.) Sie hat aber auch den Verdacht, dass noch mehr hinter seinem plötzlichen Tod steckt. „Er machte manchmal dunkle Andeutungen, dass gewisse Leute hinter ihm her seien“, sagt sie. „Einmal murmelte er so was wie: ‚Eines Tages werden sie mich um die Ecke bringen.‘“ Lisa Marie Presley erinnerte sich an eine ähnliche Unterhaltung, in der Michael erwähnt habe, dass gewisse Leute es auf seine Hälfte des Musikverlags Sony/ATV abgesehen hätten. Denn die sei bekanntlich mehrere Hunderte Millionen Dollar wert.

„Mitzuerleben, wie der Mittelpunkt meines Lebens derart litt, hatte zur Folge, dass ich die ganze Welt hasste“

ten gewesen sei. „Nein!“, antwortet Paris. „Er hat uns nie etwas vorgemacht. Natürlich versucht man seinen Kindern die bestmögliche Kindheit zu ermöglichen, aber man muss sie auch angemessen auf diese kranke Welt vorbereiten.“

Der Prozess wegen Kindesmissbrauchs endete 2005 mit einem Freispruch, doch Jacksons Image war irreparabel beschädigt. Da er für seine Familie in Neverland keine Zukunft mehr sah, verbrachten sie die nächsten vier Jahre auf Reisen und waren längere Zeit in Irland, Bahrain und Las Vegas. Paris konnte es nur recht sein: Es war eine aufregende Zeit – und ihr Zuhause war ohnehin immer da, wo ihr Vater war.

2009 begann er damit, sich auf ein Comeback vorzubereiten, das in der Londoner O2 Arena stattfinden sollte. „Er tat sein Bestes, um uns das Projekt schmackhaft zu machen“, erinnert sich Paris. „Stellt euch nur vor: Wir werden ein Jahr lang in London leben!“ Natürlich waren wir Feuer und Flamme. Wir hatten dort schon ein Haus, in dem wir dann leben würden.“

Sie erinnert sich aber auch an seine „Erschöpfung“, die schon zu Beginn der Proben unübersehbar gewesen sei. „Ich sagte zu ihm: ‚Lass uns doch ein Nickerchen machen!‘, weil er einfach so müde aussah. Wir waren in der Schule – also

Genau genommen ist Paris sogar fest davon überzeugt, dass ihr Vater ermordet wurde. „Absolut!“, sagt sie. „Das ist offensichtlich, und ich habe nicht den geringsten Zweifel. Weil alle Hinweise in diese Richtung deuten. Ich weiß, dass es wie eine bescheuerte Verschwörungstheorie klingt, aber die wahren Fans – und alle in unserer Familie – wissen es. Das war ein abgekartetes Spiel.“

Aber wer sollte denn überhaupt ein Interesse an Michaels Tod gehabt haben?

Paris überlegt einige Sekunden und scheint eine konkrete Antwort zu suchen, entscheidet sich dann aber doch, lieber im Vagen und Allgemeinen zu bleiben. „Eine Menge Leute ...“, sagt sie schließlich nebulös.

Bei der Trauerfeier für Michael Jackson im Juli 2009 trat die elfjährige Paris ans Mikrofon und sagte: „Seit dem Tag meiner Geburt war er der beste Daddy, den man sich vorstellen kann, und ich möchte nur sagen: Ich liebe ihn so sehr!“

Zuvor kannte man sie nur als das kleine Mädchen mit dem Tuch über dem Kopf. Nun kannte die Welt ihr Gesicht. „Ich wusste, dass man schlecht über mich und ihn reden würde“, sagt sie. „Doch das war das erste Mal, dass ich ihn öffentlich verteidigt habe. Und es wird bestimmt nicht das letzte Mal sein.“

SAMPHA

PROCESS

03:02:17

KOELN

13.03.17

HAMBURG

15.03.17

BERLIN

18.03.17



SLEAFORD MOPS
ENGLISH TAPAS

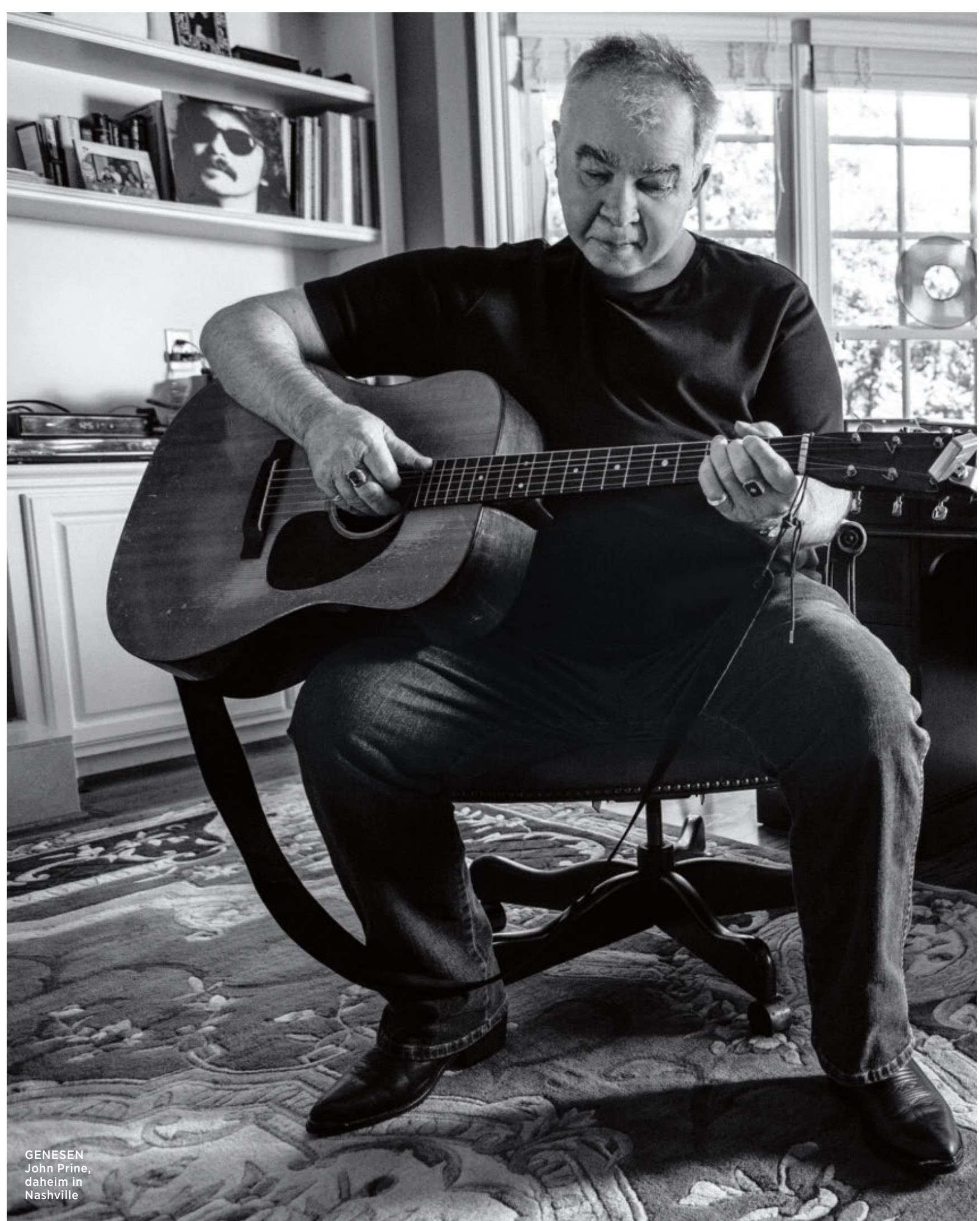
NEW ALBUM
03.03.2017

LIVE:

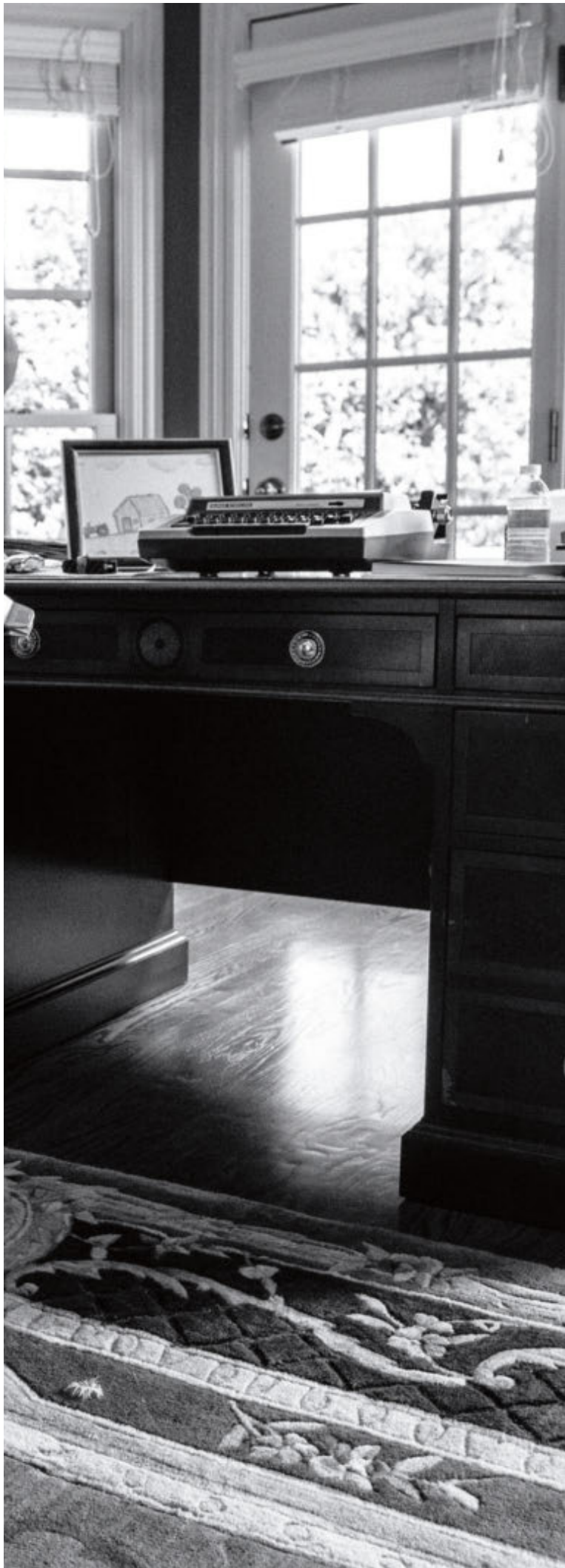
08.05. Wien
10.05. München
12.05. Schorndorf
14.05. Wiesbaden
15.05. Köln



ROUGH
TRADE



GENESEN
John Prine,
daheim in
Nashville



Der Held von nebenan

EIN HAUSBESUCH BEI **JOHN PRINE**, DEM MARK TWAIN DES AMERIKANISCHEN SONGS. ER IST 70 UND PLANT SEIN COMEBACK

Von Patrick Doyle

FOTO VON DAVID McCLISTER

ES IST EIN SONNIGER NACHMITTAG IN NASHVILLE. JOHN PRINE SITZT hinter dem Steuer seines Cadillac DeVille und singt zu einer Kasette mit Country-Hits von Jerry Lee Lewis. Als er sich ein paar Ü-Wagen nähert, die in der Umgebung seines Hauses parken, nimmt er den Fuß vom Gas. Sie sind vermutlich hier, weil seine Nachbarin die Sängerin Kellie Pickler ist, die beim Country-Sender CMT eine eigene Realityshow hat. Prines 21-jähriger Sohn Tommy, der übers Wochenende vom College nach Hause gekommen ist, sitzt auf dem Beifahrersitz und erzählt ihm, dass er Pickler neulich kennengelernt habe, als er mit seinem Hund Gassi ging. „Ich kenne sie nicht“, knurrt Prine. „Ich weiß nur, dass sie drei Mülltonnen hat – und ich nur eine.“

Die prominente Nachbarin sei auch der Grund dafür, dass nun zweimal am Tag die „Home of the Stars“-Busse vor seinem Haus anhalten. Tommy wurde neulich Zeuge, wie ein geistesabwesender Prine – „in knallroten Jogginghosen und mit Soßenflecken auf dem T-Shirt“ – neben seiner Mailbox stand und überhaupt nicht mitbekam, dass die amüsierten Touristen ihn fotografierten. „Weiß der Teufel, was sie später über uns erzählen“, sagt sein Vater.

Prine, inzwischen 70 Jahre alt und für sein hervorragendes Debütalbum und die Platten der frühen 70er-Jahre geschätzt, war nie der Typ Künstler, den es mit aller Macht ins Rampenlicht zieht. Doch auf seine scheue, schmucklose Weise hat er ein Repertoire aufgebaut, das Vergleiche mit den größten Songschreibern seiner Generation nicht zu scheuen braucht. Er kam Ende der Sechziger aus Chicagos Folkszene und schrieb über die Figuren, die er im Mittleren Westen kennengelernt hatte: heroinabhängige Kriegsveteranen, einsame Hausfrauen, die ältere, vergessene Generation. In seinen Songs mischt sich Realismus mit einem hintergründigen Witz, der oftmals für unerwartete, ja surreale Wendungen sorgt. Bob Dylans liebster Prine-Song ist „Lake Marie“, in dem drei unabhängige Erzählstränge – über eine indianische Legende, ein verkrachtes Ehepaar auf Campingreise und einen brutalen Mord – just an jenem See zusammentreffen, an dem Prine seine Schulferien verbrachte. „Prines Sachen sind Proustscher Existenzialismus in Reinkultur“, sagte Dylan einmal. „Völlig abgehobene Trips in die Psyche des Mittleren Westens.“

Heute gibt Prine uns seine ganz eigene Version eines „Home of the Stars“-Trips. „Da drüben hat Waylon Jennings früher gewohnt“, sagt er und zeigt auf ein großes viktorianisches Backsteingebäude, das in Nashvilles Music Row steht.

„SEINE SONGS SIND SO WIE ‚Huckleberry Finn‘: Man versteht sie zwar sofort – aber erst später geht einem wirklich ein Licht auf“

„Das war mal der Treffpunkt der Outlaws.“ Er fährt am Haus von Cowboy Jack Clement vorbei, dem früheren Sun-Records-Tontechniker, der diverse Rock’n’Roll-Klassiker schrieb, darunter Johnny Cashs „Ballad Of A Teenage Queen“. „Cowboy“, wie Prine ihn nur nennt, war der Grund, dass es ihn überhaupt nach Nashville verschlug. 1977, nachdem sein Vertrag mit Atlantic Records ausgelaufen war, lud Clement ihn ein, sich hier an einem Rockabilly-Album zu versuchen. „Cowboys Lebensmotto war: Wenn’s keinen Spaß macht, sind wir im falschen Business“, sagt Prine. Unterstützt von den besten Session-Cracks, die Nashville zu bieten hatte, nahmen sie in Clements umgebautem Speicher auf: rund um die Uhr, sechs Tage die Woche. „Wir waren ständig high und machten verdammt gute Musik“, erzählt Prine. Sie hatten so viel Spaß, dass sie das Album nie fertigstellten. Doch auch ohne zählbare Resultate hatte Prine Nashville längst in sein Herz geschlossen.

Heute tritt er etwas kürzer. Er steht gewöhnlich spät auf und besucht dann einen seiner bevorzugten Cholesterintempel, wo er sich für das bodenständige Mittagsmenü entscheidet. An-

schließend wäscht er vielleicht seinen Wagen, spielt eine Runde Billard oder macht ein kleines Nickerchen, bevor er sich abends an den Computer setzt und auf eBay stundenlang Autoschnäppchen sucht. „Meine Leben besteht darin, Beschäftigung vorzutäuschen“, sagt er mit trockenem Understatement. „Ich verlasse das Haus, um den Eindruck von Aktivität zu erzeugen. Fiona weiß ganz genau, dass sie mich gar nicht erst zu fragen braucht, was ich tagsüber gemacht habe – ich hätte ihr nichts zu erzählen.“

Fiona ist Prines dritte Frau. Zusammen mit ihrem Sohn Jody kümmern sie sich um Prines Indielabel Oh Boy, das in einer umfunktionierten Wohnung untergebracht ist. Seine Auftritte werden ähnlich unorthodox gemanagt. Mitchell Drosin, Prines langjähriger Tourmanager, bucht die Gigs direkt beim lokalen Konzertveranstalter. Auf den Fahrten zwischen den Auftritten ist Prine sein eigener Chauffeur. Laufende Kosten fallen praktisch nicht an. Selbst das mitunter teure Catering spart Prine sich – ihm reichen ein Teller mit kaltem Aufschnitt und ein paar Sixpacks.

In jüngster Zeit erfahren seine Konzerte eine gesteigerte Nachfrage. Junge Americana-Stars wie Sturgill Simpson, Jason Isbell und Margo Price haben den alten Mann zu ihrem Leitbild erkoren und treten in seinem Vorprogramm auf.

„Wir sehen in John Prine den Hank Williams unserer Generation“, sagt Todd Snider, der seine Musik über Oh Boy vertreibt. „Seine Songs sind wie ‚Huckleberry Finn‘: Man versteht sie sofort, doch wenn man sie fünf Jahre später noch einmal hört, geht einem wirklich ein Licht auf. Und zehn Jahre später sagt man sich: Jetzt kapiere ich sie erst wirklich!“

Im Herbst wurde Prine von der John F. Kennedy Presidential Library in Boston geehrt. Er bekam einen Song Lyrics of Literary Excellence Award, den die Autorengilde PEN verleiht. Zu den bisherigen Preisträgern zählen Chuck Berry und Leonard Cohen. Simpson, Rosanne Cash und John Mellencamp waren vor Ort, um Prine ihre Reverenz zu erweisen. „Ich kann mir nicht helfen“, sagte Prine bei der Preisverleihung, „aber ich stelle mir vor, wie sich gerade einige meiner Englischlehrer im Grab umdrehen.“

Das gesteigerte Interesse an seiner Person freut und irritiert ihn zugleich. Erst Fiona konnte ihn davon überzeugen, mit „For Better Or Worse“ ein Coveralbum aufzunehmen, für dessen Duette sich Country-Stars wie Miranda Lambert, Kacey Musgraves und Amanda Shires die Klinke in die

Hand gaben. Und allein im vergangenen Jahr, erzählt Prine, habe er auch Angebote von drei großen Buchverlagen erhalten. „Aber ich werde mit den Memoiren noch etwas warten“, sagt er. „Bis mein ganz großes Comeback kommt.“

PRINES „BÜRO“ ERINNERT EHER AN einen halbseidenen Club: Es gibt einen Billardtisch, ein paar alte Familienfotos, einen Flipperautomaten – und überall Weihnachtsdekor. Prine liebt Weihnachten. Als er noch Junggeselle war, hatte er ganzjährig einen Weihnachtsbaum im Haus. Es ist nur eine der zahlreichen Schrullen, die Prine zeit seines Lebens kultiviert hat. Eine andere ist sein Koffertick: Selbst für einen kurzen Wochenendtrip packt er vier Koffer – in denen die gerahmten Familienfotos, Ketchupflaschen (immer Heinz) und ein paar „Archie“-Comics nie fehlen dürfen. „Von Archie hab ich mich nie abnabeln können“, sagt er. „Ich war schon in meinen Dreißigern, als ich mit dem Lesen anfang. Dann kam das Abo. Mir gefiel, dass sie immer mein Alter auf dem Umschlag vermerkten: ‚To Johnny Prine, age 43.‘ Jughead war meine Lieblingsfigur. Er war unzuverlässig und faul, wusste aber immer genau, was Sache war.“

„John tickt anders als wir“, sagt sein langjähriger Freund und Toningenieur David „Fergie“ Ferguson. „Sein Hirn sucht immer nach unorthodoxen Lösungen. Er kommt oft mit Vorschlägen an, die im ersten Moment völlig bescheuert klingen. Doch wenn man dann eine Minute darüber nachgedacht hat, denkt man sich: Hey, das ist ja gar nicht so verkehrt!“

In einer Ecke in Prines Büro steht eine makellose Wurlitzer aus dem Jahre 1942, die noch mit Schellackplatten bestückt ist. Sie war ein Geschenk seines verstorbenen Freundes Steve Goodman, der zusammen mit Prine den spöttischen Country-Song „You Never Even Called Me By My Name“ schrieb. „Ich hielt den Song für ein lustiges Abfallprodukt“, sagt Prine – er wollte als Autor gar nicht genannt werden. „Aber ehe ich mir’s versehe, wird er von David Allan Coe gecovernt und steigt bis auf Platz eins.“ (Tatsächlich schaffte es der Song nur auf Platz acht – Prine neigt gelegentlich dazu, etwas zu übertreiben.)

Er mag die Wurlitzer, weil sie ihn an seinen Vater erinnert. Bill Prine, ein Fabrikarbeiter aus Maywood bei Chicago, nahm John und seine Brüder oft zu den Honkytonks mit, wo er ihnen Geld für die Jukebox in die Hand drückte. „Er war ein kräftiger Bursche: 1,86 Meter bei 120 Kilo Lebendgewicht. Er ging in eine Bar und hielt erst einmal eine Ansprache: Sollte es irgendjemanden geben, der sich mit ihm prügeln wolle, solle der es besser gleich über die Bühne bringen. Auf diese Weise würde er dann zumindest den Rest des Abends genießen können.“

Obwohl die Kinder in Maywood groß wurden, ließ Bill Prine sie doch immer wieder wissen, dass ihre Heimat eigentlich eine andere war. Bill wuchs in der kleinen Stadt Paradise in Kentucky auf, die vom Bergbau lebte. Doch irgendwann fand Bill keine Arbeit und schloss sich dem Tross gen Norden an. „Als ich zur Schule ging“, erinnert sich sein Sohn, „gaben uns die Lehrer einmal eine Hausaufgabe: Wir sollten herausfinden, aus welchen Län-

dern unsere Vorfahren stammten. Und die Kids sagten: ‚Ich bin schwedisch-deutsch.‘ Oder: ‚Ich bin englisch-irisch.‘ Als ich dran war, sagte ich: ‚Ich bin ein vollblütiger Kentuckian.‘“ (1971 verewigte er seine Heimat in einem Song: „Paradise“ sollte ein Country-Klassiker werden, den zahlreiche Größen von Roy Acuff bis zu den Everly Brothers aufnahmen.)

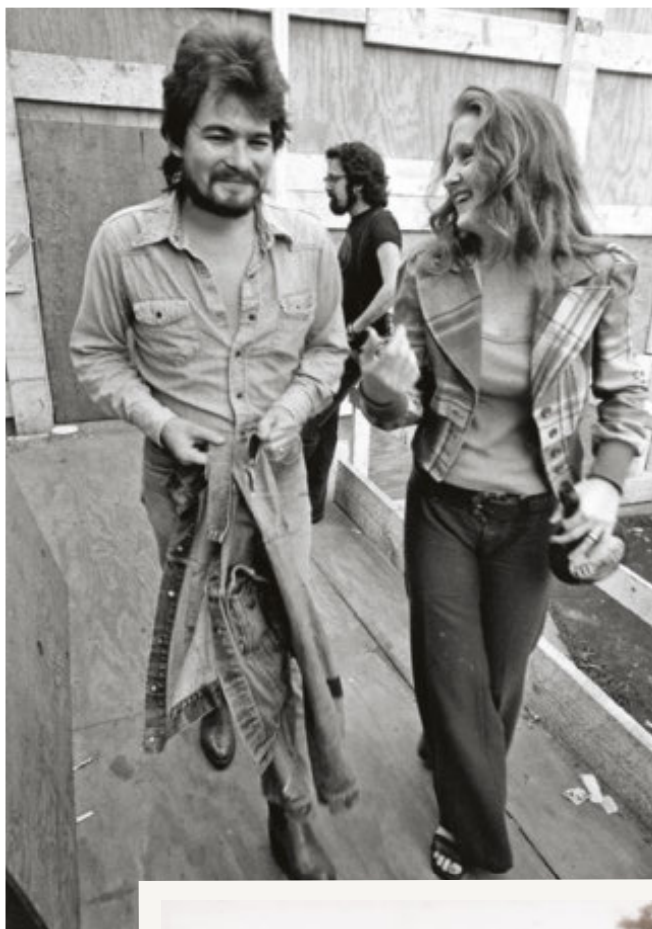
Die Familie verbrachte die Sommerferien in Kentucky, wo Bluegrass-Musik noch immer den Ton angab. Zusammen mit seinem Bruder Dave vertiefte John sich in die Fingerpicking-Technik von Doc Watson, entdeckte die Möglichkeiten eines Songschreibers aber erst, als er Bob Dylan hörte. „Als Bob Dylan und Johnny Cash sich (für „Nashville Skyline“) zusammentaten, dachte ich: An dem Ort, wo sich ihrer beider Wege kreuzen, muss irgendetwas Interessantes passieren. Meine Musik passt da doch perfekt hinein!“

Doch bevor er seine Songschreiberambitionen weiterverfolgen konnte, wurde Prine im Januar 1966 zum Militär einberufen. Er hatte Glück, dass er nicht nach Vietnam, sondern nach Deutschland geschickt wurde, wo er als Mechaniker abtauchen konnte, „viel Bier trank und so tat, als könnte ich einen Truck reparieren“. Er weiß, dass viele seiner Freunde damals gern mit ihm getauscht hätten. Prine holt einen Stapel Schwarz-Weiß-Fotos heraus, auf denen man einige seine Bootcamp-Kumpel sieht, die nach Vietnam geschickt wurden und in einem Sarg zurückkamen. „Fällt Ihnen auch auf, wie viele Afroamerikaner dabei sind?“, fragt er mich. „Soll mir niemand erzählen, dass nur das Losverfahren dafür verantwortlich war!“

Als Prine aus Deutschland heimkehrte, arbeitete er in Maywood als Postbote. Auf seiner täglichen Route kristallisierten sich in seinem Kopf Songs heraus, die „Your Flag Decal Won't Get You Into Heaven Anymore“ hießen (eine bitterböse Spitze gegen fehlgeleiteten Patriotismus) oder „Sam Stone“ (über einen Veteranen, der als Heroinsüchtiger aus dem Krieg heimkehrt). Im Refrain heißt es: „There's a hole in Daddy's arm where all the money goes / Jesus Christ died for nothin', I suppose.“

Doch als der ehemalige Soldat den Song bei seinem ersten Auftritt vortrug – einer Amateurveranstaltung des Fifth Peg in Chicago –, wurde er mit eisiger Kälte gestraft. Die bis heute viel zitierte Jesus-Zeile sollte noch so manches Publikum empören. „Manchmal wurde ich von Zuschauern angepöbelt, wenn ich auf der Bühne stand“, erinnert sich Prine. Als Johnny Cash in den 80er-Jahren „Sam Stone“ coverte, bat er Prine, die Jesus-Zeile in „Daddy must have hurt a lot back then, I suppose“ zu ändern. „Wäre er nicht Johnny Cash gewesen, hätte ich ihn gefragt, ob er noch alle Taschen im Schrank hat.“

Prines Karriere kam schnell aus den Startlöchern. Nach ein paar Amateurnächten im Fifth Peg engagierte man ihn auch für reguläre Auftritte. Im Earl of Old Town, dem Mekka von Chicagos



Gute Tage

Oben: Prine mit Bonnie Raitt, die seinen Song „Angel From Montgomery“ aufnahm, 1973 in New York City: „Er war unglaublich geschickt und witzig.“
Unten: Mit seiner Frau Fiona, 1991

Folkszene, bekam er sogar eine „Residency“, die ihm tausend Dollar pro Woche eintrug. Der Club befand sich gegenüber dem Theater Second City, in dem eine neue Generation von Comedians ihre ersten Schritte machten; Bill Murray und John Belushi waren Stammgäste.

Einmal brachte Steve Goodman Kris Kristofferson mit in den Club. „Schon am Ende der ersten Zeile wussten wir, dass wir etwas Besonderes hörten“, erinnerte sich Kristofferson später. „Genau so ein Gefühl muss es gewesen sein, als man im Greenwich Village plötzlich über Bob Dylan stolperte.“ Kristofferson holte Prine auf die Bühne, als er im New Yorker Bitter End vor einem Publikum auftrat, das mit Musikmanagern gespickt war. Am nächsten Morgen

meldete sich Atlantic-Guru Jerry Wexler bei Prine und bot ihm einen Vertrag in Höhe von 25.000 Dollar an. „Es war meine erste Nacht in New York“, erzählt Prine und lacht. „Und ich hatte das Gefühl, mitten in einem Märchen gelandet zu sein.“

Kristofferson war es auch, der den Songwriter mit Dylan bekannt machte. An einem Abend 1971 landete Prine in Carly Simons Apartment – und hörte dort Songs seines noch unveröffentlichten Debütalbums. Gesungen von Bob Dylan! „Das Album war noch gar nicht im Handel“, erinnert sich Prine. „Aber Bob hatte eine Anpressung bekommen. Es war wie ein Traum.“

Prine war aus der Folkszene der 70er-Jahre schon bald nicht mehr wegzudenken. Bei seinen Auftritten erzählte er zwischen zwei Liedern gern absurde Anekdoten, rauchend und mit einem Bier in der Hand. „Er war unglaublich sympathisch und witzig“, erinnert sich Bonnie Raitt, die 1974 sein „Angel From Montgomery“ aufnahm. „Er war so jung und unverbraucht und doch so weise – und diese Kombination, gemischt mit seinem trockenen Humor, gab uns allen das Gefühl, der Reinkarnation von Mark Twain begegnet zu sein.“

Prines Plattenverkäufe blieben in den ersten Jahren allerdings mäßig – und liefen später noch schlechter. Doch seine Songs wurden im Laufe der Jahre immer wagemutiger. „Jesus, The Missing Years“ geht der Frage nach, was der Sohn Gottes wohl in den 18 Jahren trieb, die nicht in der Bibel abgehandelt werden; „Sabu Visits The Twin Cities Alone“ greift die traurige Geschichte von Sabu Dastagir auf, dem ersten indischen Schauspieler, der es nach Hollywood schaffte, dort aber nie Fuß fassen konnte, und verarbeitet sie zu einer Meditation über Einsamkeit.

Prine nennt die Achtziger seine „Junggesellenjahre“. „Ich war damals zwar mit meiner Bassistin verheiratet (die Ehe währte von 1984 bis 1988 – Red.), aber unsere Beziehung stand unter keinem guten Stern.“ In jenen Jahren schlief Prine gewöhnlich bis nachmittags, ging dann zu Brown's Diner, wo er seine Spiegeleier mit einem ersten Bier runterspülte und mit Stammgästen wie Townes Van Zandt oder Don Everly die Pokermaschine heiß laufen ließ. Da das Brown's keine Alkohollizenz hatte, zog man zu Melrose Billiards weiter (das Prine allerdings Chandler's nennt) – wo man auch heute noch einen Wodka-Ginger-Ale-Cocktail namens Handsome Johnny ordern kann. Danach ging's zum Supermarkt und nach Hause. „Meine Kumpel wussten, dass mein Abendessen um ein Uhr nachts auf dem Tisch stehen würde. Wenn sie aus den Clubs torkelten, kamen sie noch bei mir vorbei und blieben, bis die Sonne aufging.“

„Es hat lange gedauert, bis er von seiner Nachtschicht wieder runterkam“, erzählt der Barkeeper, der sich noch lebhaft erinnert, wie er damals Hank-Williams- und Merle-Haggard-Platten

auflegte, während die großen Songwriter Townes Van Zandt und Guy Clark reinschauten, sich zu Prine setzen und die Karten auspackten. Koks und Quaaludes waren allgegenwärtig. Nur mit Gras konnte Prine sich nicht anfreunden: „Mit Hasch wusste man immer, was man tat. Es war so, als würde man ein Zugticket kaufen und genau wissen, in welcher Stadt man aussteigen wird. Doch bei den potenten Grassorten damals wusste man nicht mal, in welche Richtung die Reise überhaupt gehen würde.“

Heute ist im Chandler's tote Hose. Der Barkeeper hat eine Kippe im Mund, sonst aber wenig zu tun. Ein paar zottelige, in die Jahre gekommene Stammgäste lungern herum und vertreiben sich die Zeit mit Pferdewetten. Einer von ihnen ist Hooter, ein redseliger Zeitgenosse mit Pferdeschwanz, der jahrzehntelang als Tourmanager für die Everly Brothers gearbeitet hat. „Hooter kennt mich noch aus meinen wilden Jahren“, sagt Prine. „Hooter war sogar fester Bestandteil seiner wilden Jahre“, sagt Hooter selbst. Er gibt einige der zahlreichen Anekdoten aus jenen Jahren zum Besten, wie etwa die mit Prines Zierfischaquarium. Eines Nachts, als sie mal wieder auf der Piste waren, hatte die Wärmepumpe einen Kurzschluss und killte alle Fische. Prine war am Boden zerstört. Vor allem zu einem Goldfisch, der eineinhalb Pfund auf die Waagschale brachte, hatte er eine innige

DIE GLÜCKLICHEN JAHRE FANDEN indes ein jähes Ende, als Prine 1996 eines Tages zum Arzt ging, um sich eine Wucherung am Hals behandeln zu lassen. Er hatte die Rötung, die er beim Rasieren immer weiträumig aussparte, für ein geplatzt Blutgefäß gehalten, erfuhr nun aber, dass es Krebs im fortgeschrittenen Stadium war. Prine fiel aus allen Wolken. „Man spürt die Keule eigentlich erst, wenn man ins Krankenhaus fährt und überall das Wort ‚Krebs‘ sieht. Dann fällt der Groschen endlich.“

Die Ärzte entfernten den Tumor, mussten dabei aber noch weiteres Bindegewebe entnehmen – mit dem Resultat, dass sein Kopf inzwischen so weit nach vorn geneigt ist, als würde er ständig auf seine Schuhe starren. Was auch zur Folge hat, dass vorwitzige Kinder ihn neugierig anstarren. „Ich gelangte jedenfalls zu der Überzeugung, dass ein Rollkragenpullover meine Probleme auch nicht mehr lösen würde.“

Prine war nach der Operation sichtlich geschwächt, und singen konnte er auch nicht mehr. Anderthalb Jahre Pause folgten, bevor er einen ersten Bühnentest wagte. Er hatte sich ein kleines Theater in Bristol/Tennessee ausgesucht und war hochgradig nervös. „Die Zuschauer standen hinter mir wie eine Eins“, sagt Prine mit feuchten Augen. „Ich glaube, dass ich anschließend jedem

Ein Album mit neuen Songs – das erste seit 2005 – will Prine eigentlich noch in diesem Jahr veröffentlichen, doch immer wieder schiebt er es auf. „Ich will keine cleveren Fingerübungen schreiben“, sagt er, „selbst wenn sie noch so witzig sind. Das habe ich oft genug gemacht.“

Als wir im Chandler's sitzen, kommen wir auf das Thema Religion zu sprechen. Prine glaubt an Gott, hat aber eine Aversion gegen Evangelikale, die sich auf die Bibel berufen, um Jagd auf Schwule und Transsexuelle zu machen. „Für mich ist die Bibel eine nicht autorisierte Biografie“, erklärt er. „Ich stelle mir lebhaft vor, wie die Jünger darum stritten, das Ohr des Meisters zu finden. Ich würde mich auf diesen Aspekt konzentrieren, wenn ich über das Thema schreiben sollte. Das ist jedenfalls eine der kleinen Perlen, die mir momentan durch den Kopf gehen. Um ehrlich zu sein: Speziell diese Perle geht mir nicht mehr aus dem Sinn.“

Nach ein paar Bieren kehren wir zu Prines Haus zurück und setzen uns auf die Veranda mit Blick über den Pool und Fionas großen Garten. Prine gähnt. Er ist etwas müde, weil er tagsüber keinen Alkohol mehr gewohnt ist. Beim Abendessen sitzt er zwischen Tommy und dessen Collegefreunden und beteiligt sich an der Unterhaltung, die sich unter anderem um die Frage dreht, ob Tommy nebenbei eine Lizenz als Immobilienmakler anstreben sollte. „Nicht die schlechteste Idee“, meint Prine. „Wenn du Glück hast, brauchst du nur einen Sommer, um dich dumm und dusselig zu verdienen. Du musst eigentlich nur lernen, bei jeder Gelegenheit den Strahlemann zu machen. Wenn die Türklinke abfällt oder das Wasserrohr bricht – immer nur lächeln. ‚Das repariert sich doch von ganz allein!‘“

Nach dem Dinner will Tommy mit seinen Freunden ausgehen. Beim Abschied muss er seiner Mutter hoch und heilig versprechen, dass er nicht betrunken Auto fahren wird. Sie bleibt skeptisch. „Junge Leute eben“, brummt Prine aus dem Hintergrund. Sie zeigen mir die Fahnen eines großformatigen Bildbands, in dem Gitarrenakkorde, handschriftliche Songtexte und Fotos zusammengestellt sind. Fiona lenkt meine Aufmerksamkeit auf einige der enthaltenen Lyrics – etwa von dem Stück „Space Monkey“ (über einen Affen, den die Sowjets in den Fünfigern ins Weltall schickten) oder von dem semi-apokalyptischen Song „The Late John Garfield Blues“ aus dem Jahr 1972.

Später verschwindet John Prine für eine Weile und kommt dann mit zwei Artefakten zurück. Das eine ist ein Geschenk von seinem Adoptivsohn Jody, einem Kind aus einer früheren Verbindung Fionas: ein gemaltes Porträt, das Prine inmitten seiner geliebten „Archie“-Figuren zeigt und den Titel „John Prine Plays Riverdale“ trägt. Er schaut es sich an und gibt, obwohl er es wahrscheinlich schon Dutzende Male betrachtet hat, ein wieherndes Lachen von sich.

Das zweite Artefakt ist der ausgestopfte Goldfisch, dem Prine draußen am Swimmingpool einen Ehrenplatz eingeräumt hat. „Er sollte an einem prominenteren Ort hängen“, sagt Prine. „Wenn Besucher fragen: ‚Was ist das denn?‘, habe ich mal wieder einen Anlass, die alte Anekdote zum Besten zu geben.“

„NACH DEM KONZERT HABE ICH jedem einzelnen Besucher die Hand geschüttelt. Denn ich wusste jetzt: Ich konnte wieder auftreten“

Beziehung entwickelt. Nachdem er ihn monatelang im Gefrierfach aufbewahrt hatte, entschloss er sich schließlich, den Fisch ausstopfen zu lassen. Es sei das liebste Haustier seiner Kinder gewesen, sagte er dem Präparator, obwohl er zum damaligen Zeitpunkt gar keine Kinder hatte.

Prine räumt ein, dass er damals selbst noch ein Kind gewesen sei. Der große Einschnitt in seinem Leben kam, als er 1988 bei einer Aftershow-Party in Dublin Fiona kennenlernte, eine Studio-Managerin. Sie blieben in Kontakt – und 1993 zog sie nach Nashville. (Die beiden haben noch immer ein Ferienhaus in der Nähe von Galway.) „Es lagen so einige Steine auf unserem Weg“, erzählt Fiona später. „Er ging ständig auf Tournee und hatte obendrein ja bereits zwei gescheiterte Ehen hinter sich.“

„Es war definitiv ein Risiko“, gesteht Prine, der mit 48 zum ersten Mal Vater wurde (und später auch einen Sohn aus Fionas erster Ehe adoptierte). „Mit einem Schlag waren meine wilden Jahre vorbei. Erst im Rückblick wurde mir klar, was ich bisher verpasst hatte. In all meinen Jahren als Träumer war mir nicht bewusst gewesen, dass ich genau danach gesucht hatte.“

einzelnen Besucher die Hand geschüttelt habe. Denn ich wusste in diesem Moment, dass ich wieder auftreten konnte.“

„Es mag sich vielleicht wie ein Klischee anhören“, fügt Fiona hinzu, „aber John und ich glauben wirklich daran: Sein Hals ist für uns der beste Beweis, dass es einen Gott gibt. Was immer er durch die Operation verloren hat – es war weniger als das, was Gott ihm mit auf den Weg gab. Womit ich nicht sagen will, dass es keine Prüfung für ihn war. Er musste eine schwere Zeit durchmachen.“

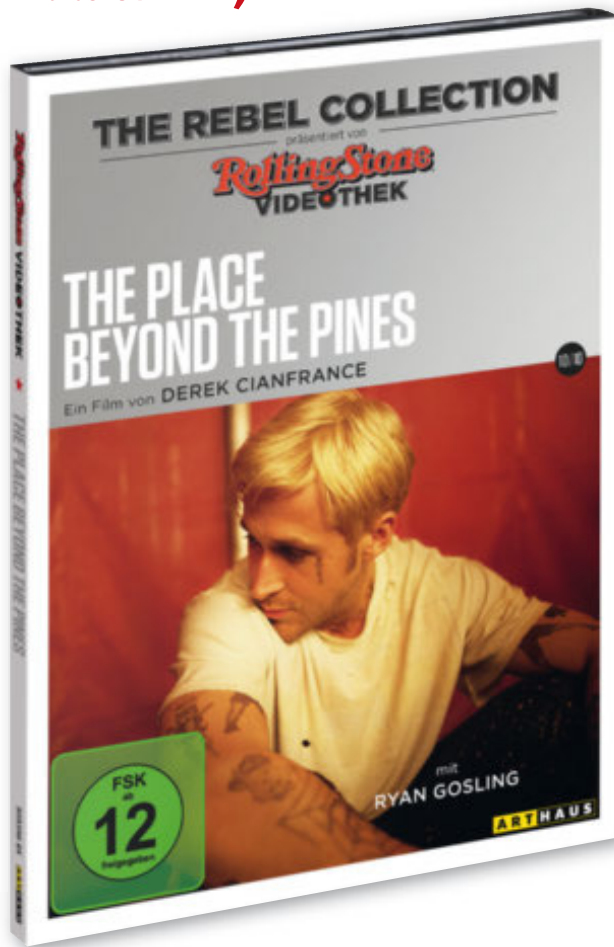
Das private Glück, das er inzwischen gefunden hat, fordert allerdings auch einen Preis: Seine Songideen sprudeln inzwischen nicht mehr so selbstverständlich wie früher. „Ich kann mich kaum noch daran erinnern, wie einfach und unkompliziert das Schreiben eigentlich sein sollte“, sagt er. Dan Auerbach von den Black Keys, der sich mit Prine zum gemeinsamen Songschreiben zusammensetzte, möchte Prines Selbstdiagnose jedoch nicht bestätigen. „All die ganzen Reime und Formulierungen, die man sich sonst mühsam abringt, fliegen ihm regelrecht zu. Die reinste Zauberei!“

Rolling Stone VIDEOTHEK

THE REBEL COLLECTION 10 LIEBLINGSFILME DER REDAKTION

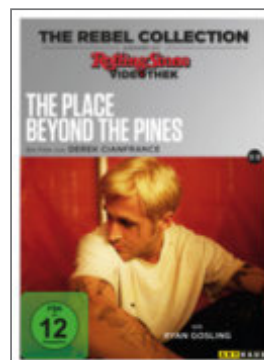
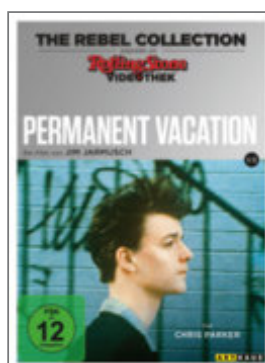


Einzel-DVDs
im Handel. U.V.P. **9,99 €**



Die komplette Collection mit 10 DVDs im limitierten
Sammel-Schuber nur auf rollingstone.de/shop

69 €





**BLICK
SCHARF STELLEN**
Josef Hader in seiner
Wahlheimat Wien

WÜTENDER WEISSER MANN

Bisher war **JOSEF HADER** unser liebster österreichischer Schauspieler. Jetzt hat er zum ersten Mal Regie geführt. Ein Gespräch über Angst, Rache, Bach, die Doors, François Truffaut, über Populismus und seinen sehr lustigen Film „Wilde Maus“



**VON MAIK
BRÜGGEMEYER**

IN SEINER HEIMAT IST DER KABARETTIST UND Schauspieler Josef Hader eine Art Nationalheld. Wenn er in der Late-Night-Show „Willkommen Österreich“ zu Gast ist, bekommt er jeweils den mit Abstand längsten Applaus. Und auch in Deutschland ist der 55-Jährige aus dem Mühlviertel als Botschafter all der Dinge, die wir an unserem Nachbarland so schätzen: des schwarzen Humors, der seelischen Abgründe, des Melancholisch-Morbiden, mittlerweile ähnlich beliebt wie Thomas Bernhard oder Helmut Qualtinger. Unvergessen, wie er in seinem 1993 von Paul Harather verfilmten Theaterstück „Indien“ als pragmatischer Kleinbürger Heinz Bösel mit dem von seinem Kabarettkollegen und Koautor Alfred Dorfer gespielten Yuppie Kurt Fellner in einem zerbeulten Ford Taunus durch die niederösterreichische Provinz gurkt, um Gasthäuser auf die Einhaltung der Hygienebestimmungen zu überprüfen. Vor allem verdankt er seine Popularität aber seinen Kinoauftritten als mies gelaunter, eigenwilliger, von Migräneattacken gemarterter Privatdetektiv Simon Brenner in Wolfgang Murnbergers absurdkomischen, von Mal zu Mal finsterner werdenden Verfilmungen der Krimis von Wolf Haas. Im vergangenen Jahr glänzte Hader in seiner für ihn ungewöhnlichen, zärtlich zurückhaltenden Verkörperung des Schriftstellers Stefan Zweig in Maria Schraders „Vor der Morgenröte“.

Nun hat Hader, der neben seinen zuletzt auch fast filmischen Kabarettprogrammen bereits an den Drehbüchern der Brenner-Reihe und David Schalkos Fernsehweiteiler „Aufschneider“ mitschrieb, bei „Wilde Maus“ zum ersten Mal selbst Regie geführt. Das Drehbuch stammt ebenfalls von ihm, und die Hauptrolle hat er auch übernommen. Er spielt den Anfangfünfziger Georg, Kritiker für klassische Musik bei einer Wiener Tageszeitung, der eines Tages von seinem Chef, Waller (Jörg Hartmann), vor die Tür gesetzt wird, weil er noch einen alten lukrativen Vertrag hat und der Verlag sparen muss. Seiner Freundin Johanna (Pia Hierzegger), einer Therapeutin, die mit 43 unbedingt endlich ein Kind will, sagt er nichts von seiner Entlassung.

Während der Arbeitszeit treibt er sich im Wiener Erholungsgebiet am Prater rum, trifft dort den alten Bekannten Erich (Georg Friedrich), der ihn früher in der Schule immer verdroschen hat und sich eher schlecht als recht mit Gelegenheitsjobs durchs Leben schlägt. Georg streckt ihm die Pacht für ein Fahrgeschäft auf dem Prater vor – eine legendäre, unter dem Namen Wilde Maus bekannte Achterbahn – und schmiedet einen recht simplen Racheplan gegen seinen verhassten Chef: Er will ihn umbringen. „Wilde Maus“ ist ein tragikomischer, finsterner Blick in die Abgründe der bürgerlichen Existenz – ein typischer Hader.

Sie haben Ihren Film nach einer Achterbahn im Prater benannt. Weil für Ihre Hauptfigur Georg das Leben ein ziemliches Auf und Ab ist? Solche Gedanken über mögliche Metaphern mache ich mir gar nicht. Der Einfall, im Prater zu drehen, kam eher aus einer Tonüberlegung. Ich wollte unbedingt einen Film ohne Scoremusik machen, und dafür brauchte ich spannenden Originalton: Atmosphären, zwischen denen ich hin- und herschneiden kann. Und im Prater ist einfach im Ton, aber auch im Bild was völlig anderes los als im Rest der Stadt. Und dann bin ich da durchgelaufen und habe die Wilde Maus gesehen und gedacht, wie toll eine Achterbahnfahrt gefilmt aussehen könnte. Und dann denkt man sich, „Wilde Maus“ ist auch ein guter Name für den Helden, und dann denkt man auch an „Das wilde Schaf“, diesen schönen 70er-Jahre-Film mit Romy Schneider. Ich bin ein großer Romy-Schneider-Verehrer.

Eine Szene zeigt Sie als Georg auf einer Parkbank sitzen und Zeitung lesen. Im Hintergrund fährt eine Dampflokomotive vorbei, und der Wind reißt Ihnen Ihre Lektüre aus der Hand. Ein Bild für den Untergang einer Epoche – wie bei Joseph Roth.

Dabei war das gar nicht großartig geplant. Wir hatten keine Windmaschine, es war Originalwind. Wir hatten schon einige Takes gedreht, und dann kam der Wind und ich habe gesagt: Jetzt schnell noch mal! Es gibt viele Szenen im Film,

die aus dem Moment entstanden sind. Ich habe mich als Schauspieler immer geärgert, wenn solche Momente nicht im Film waren, und wenn ich den Regisseur danach gefragt habe, hat der gesagt: „Das war nicht richtig! Da ist ja nicht das passiert, was im Drehbuch steht!“ Ich habe mir geschworen, wenn ich mal Regisseur bin, genau diese Momente zu schützen und zu bewahren, weil sie dem Film eine Lebendigkeit geben.

Was war denn der Ausgangspunkt für diesen Film?

Die Anfangsidee war, dass jemand seine Arbeit verliert und sich mit immer ärgeren Mitteln dagegen wehrt. Gereizt hat mich daran, dass es kein klassisches Setting für eine Komödie oder eine Tragikomödie ist, sondern dass die Zuschauer immer Angst haben müssen, dass so was ganz schlecht ausgeht.

Ein Setting wie bei Aki Kaurismäki.

Das ist ein schöner Vergleich, denn seine Filme liebe ich sehr. Die sind sehr komisch und sehr tragisch. Und das wollte ich auch hinkriegen, dieses Gleichgewicht.

Wie viel Georg steckt denn in Ihnen?

Einiges. Zum Beispiel dass ich sehr dünnhäutig bin. Und bis zu einem gewissen Punkt narzisstisch mit meinem Beruf verbunden. Und dass mit dem Verlust meiner Arbeit auch sehr viel an Lebenssinn und Bedeutung flöten gehen würde. Aber erstens habe ich den Vorteil, dass mich als Kabarettist niemand entlassen kann. Und zweitens bin ich für Rache ganz ungeeignet, weil ich dem anderen, dem Feind sozusagen, nie das Gefühl geben möchte, so wichtig zu sein, dass ich irgendwelche großen Aktionen mache. Ich denke immer, wenn ich ihn einfach ignoriere, ist es für mich das Beste. Das hat bisher gut funktioniert.

Gibt es denn viele Feindschaften?

Nein – ein paar. Und die sind nie im engen privaten Bereich, sondern eher beruflich, wenn jemand mit mir nicht ehrlich zusammenarbeitet oder wenn jemand mir willentlich schaden will. Da gibt es vielleicht ein paar Menschen. Mit denen arbeite ich dann halt nicht mehr. Es ist, als hätte ich sie in ein Zimmer gesperrt und abgeschlossen. Die wissen oft gar nicht, dass ich mit ihnen verfeindet bin (*lacht*), weil sie nie wieder von mir hören.

Sind auch Kritiker darunter?

Nein, weil ich meistens gute Kritiken hatte. Und wenn ich schlechte hatte, hatten die Kritiker auch teilweise recht. Es gab nie den großen Feind, der mich vernichten will. Im Bereich des Kabarettis ist das sehr selten. So was gibt es in Wien eher in der klassischen Musik oder im Burgtheater. Aber da komm ich künstlerisch nie hin.

Es sei denn, Sie spielen einen Musikkritiker.

Ja, im Film. Ich habe einen Kritiker als Hauptfigur genommen, weil das in Wien eine lange Zeit noch Halbgötter waren. Mittlerweile bröckelt ihr Status ein bisschen. Aber das waren ja Leute, die Karrieren entscheiden konnten. So eine Figur hat eine gewisse Fallhöhe; wenn die stürzt, stürzt sie tief.



AUTORENFILMER
Hader (l.) bei den Dreharbeiten zu „Wilde Maus“ im Wiener Prater

„VIELE LEUTE WÄHLEN HEUTE RECHTS- POPULISTISCH, WEIL IHNEN FAD IM SCHÄDEL IST“

Und Sie sind wie Ihr Held vor allem ein Klassikhörer.

Absolut! Seit ich im Musikunterricht von einer richtigen Stereoanlage das Knistern der Platten nadel hörte und anschließend ein Originalklangensemble mit Händel loslegte. Das war irgendwann Anfang der 70er-Jahre, und ich habe mir gedacht, das ist die schönste Musik, die es gibt. Und ich finde noch immer, dass ein gutes Orchester die geilste Band ist, die ich mir vorstellen kann. Ich habe die Musik für den Film so ausgewählt, dass die Beethoven-Aufnahme auch wirklich nach Französischer Revolution klingt, und ich habe ein Barockmusik-Ensemble gefunden, das Vivaldi wie Punk spielt. Es war mir ganz wichtig, gegen das Vorurteil anzugehen, dass die klassische Musik eine beruhigende Musik ist. Das ist im Gegenteil eine sehr beunruhigende Musik – sie wird nur oft in Fahrstühlen oder Restaurants missbraucht.

Interessant, dass man Anfang der Siebziger in der klassischen Musik eher einen revolutionären Geist findet als in der Rockmusik

Das hat auch damit zu tun, dass ich als Kind ein Einzelgänger war. Und mich die anderen Kin-

der manchmal auch verdroschen haben. Das ist auch eine Parallele zur Hauptfigur. Was sie sagt, stimmt genau: „Die Leute in meiner Klasse haben immer Smokie und Suzy Quatro gehört.“ Und dann noch die österreichische Band Waterloo & Robinson. Das war die Alternative in der Unterstufe, und da bin ich sofort Richtung Klassik abgebogen.

Im Film heißt es, dass Jack White sein Gitarrenriff von „Seven Nation Army“ bei Anton Bruckner geklaut hat. Sind Sie da selbst draufgekommen?

(*Lacht*) Nein, da gibt es eine Internetdiskussion drüber. Das ist in Wirklichkeit Blödsinn.

Es ist nicht so ungewöhnlich, dass musikalische Themen mehreren Leuten einfallen: weil sie halt so wunderbar auf der Hand liegen. Ich stehe ja auch immer von anderen, und das meistens eher unbewusst. Als ich begonnen habe, Kabarett zu machen, war das so politisch aktuelles Kabarett. Dann habe ich in einem Plattenladen Woody Allens Stand-up-Auftritt in Las Vegas aus den Sechzigern gefunden – plötzlich habe ich gemerkt, was für eine tolle Form richtig gute Comedy sein kann. Daraufhin habe ich ganz andere Programme gemacht.

Und was waren Ihre Vorbilder als Regisseur?

Dass die Hauptfigur gegen Ende in den Schnee geht, hat seinen Grund in einem meiner Lieblingsfilme: „Schießen Sie auf den Pianisten“ von Truffaut. Ich fand das so großartig damals, wie er aus der lauten, dreckigen Großstadt plötzlich in den leisen, sauberen Schnee kommt. Da habe ich mir gedacht, wenn ich je einen Film mache, dann möchte ich unbedingt, dass es irgendwann in den Schnee geht. Wenn ich einen Regisseur nennen müsste, der mir am meisten ans Herz geht und der mir in der Hingabe, die er seinen Filmen gibt und wie er das Kino liebt, immer ein Vorbild ist, dann Truffaut ...

... der ja auch sehr intuitiv, mit einem Sinn für besondere Momente gearbeitet hat.

Ein ganz Großer, der aber keine Theorie hat. Auch keinen ganz großen Wert auf Perfektion legt. Aber jeder Film hat so unendlich viel Herz.

Ich war mal an seinem Grab auf dem Friedhof Montmartre – gegenüber von Heinrich Heine ...

Ich auch. Das ist der Friedhof, auf den ich auch gegangen bin, ich war nicht auf diesem anderen ...

... auf den alle gehen, weil Jim Morrison da liegt: Père Lachaise.

Ja. Aber ich habe an sich nichts gegen die Doors. Die habe ich immer gemocht, weil sie so eine filigrane Rockmusik machen. Das hat ja was von Barock. Das hat auch etwas damit zu tun, dass diese Hippiebewegung und diese frühe Rockmusik aus einer Verweigerung der Modernität kommen. Dass man Sachen anzieht wie im 18. Jahrhundert, dass man die Haare so wachsen lässt, dass sie wie Perücken aus dem Rokoko aussehen. Und die Orgel klingt bei den Doors manchmal wie etwas von Bach: Tatatatata-tatatata.

Auch wenn Bach vielleicht weniger rauschhaft ist als die Doors.

Na ja, wenn Glenn Gould ihn spielt ... Allerdings ist Bach vielleicht ein schlechtes Beispiel für rauschhafte Musik. Aber andere Stücke aus dieser Zeit sind wahnsinnig rauschhaft, und sie sind rauschhaft gerade wegen des hohen Formzwangs. Denn ein Rausch ohne Formzwang ist geil, aber ein Rausch mit Formzwang ist noch geiler.

In „Wilde Maus“ kommt aber auch Popmusik vor. Die von Bilderbuch.

Das Interessante ist ja, dass sich diese Musik so wunderbar mit klassischer Musik zusammenfügt. Die machen nun wirklich keine beruhigende Musik und passen so erstklassig zu Beethoven, dass ich ganz erstaunt war, wie nahtlos sich das anfügt.

Kannten Sie die Band vorher schon?

Um ehrlich zu sein, habe ich erst angefangen, mich für österreichische Popmusik zu interessieren, als es um diesen Film ging. Ich habe mir einige österreichische Bands angehört und fand, Bilderbuch waren mit Abstand die frischeste. Die haben einen ganz eigenen Stil, ohne sich damit etwas auszurechnen. Das ist aus einem natürlichen künstlerischen Willen gewachsen. Die Jungs spielen ja schon seit der Schulzeit zusammen.

Bilderbuch stehen natürlich auch für das neue urbane Bürgertum, das Milieu, in dem sich Ihr Film bewegt.

Ich wollte unbedingt einen Stadtfilm machen. Und zwar eine Satire über diesen neuen hippen Mittelstand, in dem ich mich bewege und viele meiner Freunde sich bewegen. Weil ich mir gedacht habe, dass es beim ersten Film schon gut ist, dass man einen Ort und ein Milieu wählt, mit dem man sich auskennt. Und für das Komische und die Satire ist der Mittelstand natürlich ideal, weil das alles Leute sind, die glauben, sie haben die Weisheit mit Löffeln gefressen, sie wollen alles richtig machen und machen sich viele Gedanken. Und dann zu schildern, dass wir auch nicht weiterkommen und genauso dumm sind wie alle anderen und viele Fehler machen, hat natürlich eine andere komische Fallhöhe als in jedem anderen Milieu.

Und zugleich scheint die Angst im Mittelstand – gerade im Moment – die größte zu sein.

Das kommt noch dazu: dass viele sich um ihre Arbeit sorgen müssen oder zumindest darüber, ob sie noch genügend Geld damit verdienen können, um davon zu leben. Der Film ist ein bisschen aktueller geworden, als er es beim Drehen war. Weil das Thema Arbeitslosigkeit, aber auch das Thema des zornigen weißen Mannes, der Rache üben möchte, präsenter geworden ist – und auch der Terror, der im Film ständig aus den Radionachrichten kommt.

Georgs Reaktion nach seiner Entlassung ist ja sehr dramatisch: Er will seinen Chef umbringen. Er scheint sich nach dem großen Drama zu sehnen, das er als bürgerlicher Musikkritiker nur aus der Oper kennt und nicht aus dem wahren Leben.

Das ist eine gute Idee, dass er es aus der Oper hat. Aber ich denke, es ist eher die Geschichte einer Eskalation. Jemand beginnt ganz plötzlich die Grenzen der bürgerlichen Anständigkeit zu überschreiten, und dieses Überschreiten wird zu einer Droge, die immer höhere Dosen fordert, weil die Reaktion ausbleibt. Und irgendwann hat er sich in eine Ecke manövriert und denkt: Jetzt ist nur

noch die totale Eskalation möglich. Es ist also eher aus der Lust entstanden, eine Geschichte der Eskalation zu erzählen, bei der der Zuschauer mit dem Schlimmsten rechnen muss.

Aber diese Sehnsucht nach Drama scheint es doch zurzeit auch zu geben. Sie haben neulich im Hinblick auf die momentane gesellschaftliche Stimmung auf Ernst Jünger verwiesen, auf die ersten Seiten von „In Stahlgewittern“, in denen von dieser Sehnsucht die Rede ist, dass etwas Großes passiert ...

Das ist schon ein gesellschaftlicher Zug, da haben Sie recht. Es sind nicht unbedingt die Verlierer, die jetzt rechtspopulistisch wählen. Eine große Gruppe von Leuten, denen es wirklich schlecht geht, sind alleinerziehende Mütter – von denen kommen aber nur ganz wenige auf die Idee, rechts zu wählen. Die Parallele zur Generation von Ernst Jünger besteht darin, dass auch heute vielen Menschen einfach fad im Schädel ist und sie deswegen rechtspopulistisch wählen, und nicht vorrangig weil es ihnen wirklich schlecht geht. Die Leute sind eher neidisch auf andere, wollen irgendwelche alten Hierarchien zusammenbrechen sehen, weil sie das Gefühl haben, die Eliten machen ihr Ding. Das ist natürlich auch die Folge unseres wirtschaftlichen Systems. Ich bin nicht ultralinks, aber wenn man zuschauen muss, wie die Armen immer weniger haben und die Reichen unverhältnismäßig immer mehr, muss man ganz ideologiefrei sagen: So was kann auf Dauer nicht gut gehen.

Die Antwort darauf ist aber kein linker Klassenkampf, sondern ein rechter Populismus.

Genau. Und der verkauft den Leuten: Wenn jede Nation mehr auf sich schaut und ihre eigenen Vorteile sucht, dann wird für alle am Schluss was Besseres rauskommen. Das ist eine gefährliche Überlegung, weil ich nicht glaube, dass sie stimmt. (Lacht) Aber es ist auch schön, dass man es am wichtigsten Land der Welt, mit einer der ältesten Demokratien der Welt, durchexerziert bekommt und wir ein bisschen zuschauen können, wie das dann mit allen Folgen für die gesamte Welt vonstattengeht. Ich denke mir, wenn der Populismus schon so eine starke Bewegung ist, dann soll er jetzt mal zeigen, was er draufhat.

Ihnen macht die politische Situation in den USA keine Angst?

Ich finde die Situation nicht besonders erfreulich, aber ich finde gut, dass es in einer sehr alten Demokratie mit einer sehr starken Zivilgesellschaft passiert. Das ist mir lieber als in einer von unseren Demokratien, die erst seit 1945 existieren und noch nicht auf so eine Tradition zurückblicken können. Wenn es schon sein muss, dann dort.

Reizt es Sie, darüber ein Kabarettprogramm zu schreiben?

Ein Programm über diese Zeit zu schreiben kann nur reizvoll sein, weil es auch sehr schwierig ist. Und es reizt mich immer, wenn etwas schwierig ist. Das Problem ist nur, dass ich die vergangenen Jahre damit verbracht habe, diesen Film zu machen. Das war mir wichtig. Deshalb habe ich mir ein bisschen Urlaub vom Kabarett gegeben. Jetzt habe ich das Problem, dass es so schön war. Ich verstehe jeden Filmregisseur, der nach seiner Arbeit süchtig ist. Das ist eine ganz tolle Arbeit! Und es ist eine Spur lustiger, als auf Autobahnen rumzugurken und am Abend Kabarett zu spielen, das gebe ich ganz offen zu.

RHIANNON GIDDENS FREEDOM HIGHWAY

Grammy Award Gewinnerin
und Carolina Chocolate Drops
Mitglied Rhiannon Giddens mit
ihrem zweiten Album.

JETZT ERHÄLTlich!



„Rhiannon Giddens
Stimme ist ein fortwährendes
soulvolles Wunder“
New York Times

Chris Thile & Brad Mehldau



Ein progressiver Bluegrass- Tempomacher und der
einflussreichste Jazz-Pianist der letzten 20 Jahre
Chris Thile und Brad Mehldau sind mit ihrem ersten
gemeinsamen Album das musikalische Highlight
des neuen Jahres



JETZT ERHÄLTlich!

THE MAGNETIC FIELDS

The 5-CD/5-LP set
chronicles the 50 years of
songwriter Stephin Merritt's
life with one song
per year.



10.03.2017

ROLLING STONE

LEGENDEN

BILLY MAC KENZIE

Von Arne Willander

Er war der beste Sänger seiner Generation, ein flamboyanter, erratischer Adept von Girlpop, Glam und Oper, der mit den Associates einige der wunderbarsten Platten der 80er-Jahre aufnahm. Billy MacKenzies Meisterwerk „The Glamour Chase“ blieb unveröffentlicht. Notizen zu einem Genie, das keinen Platz in der Verwertungsmaschine fand und immer das schönste Versprechen blieb



FOTO: TOM SHEEHAN

SOUL BOY
Billy MacKenzie in den
Kensington Gardens,
London, 1984

B

ONO WAR EIN BEWUNDERER von Billy MacKenzie. Das ist eine Merkwürdigkeit, weil die Associates in den 80er-Jahren ziemlich genau das Gegenteil von U2 waren: Sie waren Soul, Glam und Oper, während U2 Rock, Straßenkampf und Wut waren. Der Sinn für Dramatik verband beide Sänger. „Die Associates waren eine großartige Band“, sagt Bono. „Wir klauten von ihnen. Billy MacKenzie war ein groß-

artiger Sänger. Ich konnte nicht von ihm klauen. Er war Caruso in einem Heliumballon. Als ich ihn das letzte Mal sah, erinnerte er an eine Mischung aus einem Busfahrer und Marlon Brando in ‚Die Faust im Nacken‘, nur dass er anstelle eines Kleinlastwagens einen Windhund hatte, der ihn an der Leine zu führen schien.“

Billy MacKenzie liebte Whippets, eine kleine Windhundzüchtung, die im England des 19. Jahrhunderts den größeren Greyhound als Jagdhund ablöste. Die Windhunde begleiteten ihn durch sein Leben, von Dundee nach Edinburgh und London und zurück, durch Absteigen und Wohngemeinschaften, die Zeiten, als er gut von Vorschüssen leben konnte, und die Zeiten, als er schlecht von Vorschüssen leben konnte und nicht zum Arbeitsamt gehen wollte, weil er zu stolz war, um das Formular zu unterschreiben und außerdem – ganz Diva – fürchtete, dass ihn jemand erkennen könnte, was sogar in Schottland unwahrscheinlich war.

Billy MacKenzie war nicht auf diese Art berühmt. Die Associates traten in den frühen 80er-Jahren ein paarmal bei „Top Of The Pops“ auf, als die Sendung die entscheidende Währung war. Sie hatten 1982 einen bescheidenen Hit, „Party Fears Two“ von dem Album „Sulk“, auf dem auch MacKenzies Version des Standards „Gloomy Sunday“ ist, die Björk bis ins Erwachsenenalter für ein Stück der Associates hielt.

Billy MacKenzies Karriere bestand aus vielen „Es sollte nicht sein“; er blieb ein Versprechen. Er war der geborene Sänger – und hatte Bühnenangst. Er war der geborene Schauspieler – und lehnte 1985 eine Rolle in Julien Temples „Absolute Beginners“ ab. Er nahm 1988 ein Meisterwerk auf, „The Glamour Chase“ – und es wurde nicht veröffentlicht. Er weigerte sich, bei den Promotion-Fotos für „Wild And Lonely“, die letzte Associates-Platte, seine Mütze abzu-

nehmen, weil sein Haar schütter war. Über den Titel der Platte – auch der Titel eines Songs – sagte Mackenzie, es sei der Name eines Windhundes. Er wollte immer in die Musikzeitschriften kommen – und als er die Möglichkeit hatte, wollte er keine Interviews geben. Es gefiel ihm, wie Siouxsie Sioux sich alles ausdachte, was sie den Zeitschriften und dem Radio erzählte. Am Ende seines Lebens sagte MacKenzie bei seiner eigenen Party zu dem Journalisten Tom Doyle, der später eine Biografie über ihn schrieb: „Weißt du, es ist nicht alles ‚Q‘ und ‚Melody Maker‘.“ MacKenzie stand in einem knielangen Pelzmantel im Flur seiner Wohnung. Er schaute ins Ungefähre.

Billy MacKenzie war eines der sechs Kinder von Lily und Jim MacKenzie. Er wurde am 27. März 1957 im schottischen Dundee geboren, einer Arbeiterstadt mit der höchsten Kneipendichte des Landes, in der eine gewisse Rauheit zum herzlichen Lebensgefühl gehörte. Der Vater machte wie sein Bruder in Secondhandmöbeln, das Geschäft ging gut. Der junge Billy war ein Schlingel mit Talent zum Fantasieren, zum Filibustern und Bramarbasieren. Im Haus der MacKenzies wurden schottische Volkslieder, eine Art Country-Folk zu Fiddle und Akkordeon, und der Jazz von Lena Horne, Bessie Smith und Billie Holiday gehört. In der katholischen Schule entdeckten die Lehrer Billys Gesangstalent – er hatte einen sehr eklektischen Geschmack und sang lateinische Kirchenhymnen und obskure russische Weisen. In den Sechzigern hörte er „19th Nervous Breakdown“ von den Rolling Stones und „Somethin‘ Stupid“ von Nancy und Frank Sinatra. Wenn „Ready Steady Go!“ im Fernsehen lief, ahmte er die Bands nach. Er beobachtete seine Mutter, wenn sie sich mit falschen Wimpern vor dem Spiegel zum Ausgehen zurechtmachte und dabei sang. Lily war Dusty Springfield für ihren Sohn.

Es waren dann, neben David Bowie, die Sparks und Roxy Music, die Billy zu Beginn der 70er-Jahre begeisterten. Er verließ die Schule und reiste immer häufiger nach London, wo seine Tante Betty lebte und er im Scotch House aushelfen konnte. Im Sommer 1974 flog Billy nach New York und wohnte bei seiner Cousine Veronica, die mit einem Amerikaner namens Melvin Dummar verheiratet war. Er ging mit deren Schwester Chloe aus, einer 22-Jährigen aus Utah, die ihn „My Little Scotsman“ nannte. Im Sommer 1975 heirateten die beiden in Las Vegas – in einer schottisch gestalteten Kapelle in Las Vegas. Ein halbes Jahr später rief der kleine Schottenjunge seinen Vater an und kehrte nach Dundee zurück. Jim MacKenzie

wusste nichts von der Heirat seines Sohnes. Billy nannte es später „eine Frivolität“. Sein Schwager Melvin Dummar wurde ein Jahr später kurz berühmt, als er angeblich im Testament von Howard Hughes mit einigen Millionen Dollar bedacht wurde, weil er den legendären Mogul, den er nicht kannte, vor vielen Jahren aus der Wüste von Nevada gerettet hatte, als Hughes kein Benzin mehr hatte. Der Film „Melvin und Howard“ erzählt diese Geschichte.

Chloe Dummar ließ sich später aufgrund „mentaler Grausamkeit“ von Billy scheiden.

Zurück in Dundee ging er ostentativ mit James-Dean-Jacke, Jeans und Arschpiekern durch die Straßen, wo formlose Parkakutten dominierten. Mit den Freundinnen Angela Forbes und Patricia Wilson hatte er zwei Auftritte: Sie wollten das Bindeglied zwischen Tamla Motown und den Sparks sein und sangen Smokey Robinsons „Tears Of A Clown“ und „This Old Heart Of Mine“ von den Isley Brothers vor entgeisterten Pub-Sitzern. Mit der White-Funk-Band Stand And Deliver sang Billy alte Stax-Songs, auch mal einen Queen-Hit, in kleinen Clubs. Er trug einen weißen Jumpsuit. Bei einem Auftritt sah ihn der junge Musiker Alan Rankine: „Die Band war schundig, aber Billy strahlte hindurch.“ Der Sänger zog in Rankines Wohnung. Mit dem Mike Lawrence Quartet sang er Lieder von Burt Bacharach und Perry Como, „The Fool On The Hill“ von den Beatles wurde als Bossa nova dargeboten. Dann öffnete MacKenzie etwas, das Dundee noch nicht gesehen hatte: In seiner Herrenboutique The Crypt verkaufte er Kleidung aus den 50er-Jahren im italienischen Stil.

1977 nahmen MacKenzie und Rankine in Edinburgh ihre ersten Songs auf, Vater Jim zahlte für Studio und Musiker. Es waren lauter Hits: „The Shadow Of Your Lung“, „Schmaltz“ und „You Better Mortice Lock The Door Before He Slips Out In The Night, Baby“. Mit einer Band, die sich laut Billy The Absorbic Ones nannte, überwarf er sich während einer Fahrt im Kleinbus, weil ihnen „Autobahn“ von Kraftwerk missfiel. Billy zertrte einen der Musiker

heraus und schlug ihm ins Gesicht. Das Engagement war vorbei.

Billys und Alans Freund Ian Sclater nahm die Demobänder mit nach London und versuchte Plattenfirmen dafür zu interessieren. Chris Parry, der Siouxsie And The Banshees und The Jam für Polydor entdeckt und gerade Fiction Records gegründet hatte, war interessiert. Eine andere Band, die er im Blick hatte, waren The Cure. Parry bestellte weitere Aufnahmen in Edinburgh – unter den Songs waren „Double Hipness“ und „Logan Time“. Das Duo, das zunächst als Mental Torture auftrat, firmierte bald als The Associates.

„ER ERINNERTE AN MARLON BRANDO IN ‚DIE FAUST IM NACKEN‘, NUR DASS ER EINEN WINDHUND HATTE, DER IHN AN DER LEINE ZU FÜHREN SCHIEN“

Im Jahr 1979 wollten sie nicht länger auf den zaudernden Parry warten und veröffentlichten auf ihrem Label Double Hip ihre Fassung von Bowies „Boys Keep Swinging“ in einer Auflage von 500 Exemplaren. Die amerikanische MCA übernahm die Single. Nun war der Weg frei für ein Album. „*The Affectionate Punch*“ erschien im August 1980: das Glühen von Roxy Music, der Minimalismus von Joy Division, Gitarre, Marimba und Billy MacKenzies Pathos. 10.000 Platten wurden verkauft, die Musikjournalisten mochten die Associates. 1981 wurden ihre Singles, darunter „White Car In Germany“, für „*Fourth Drawer Down*“ kompiliert. Mit „*Sulk*“, das 1982 Rang zehn der britischen Charts erreichte, traten die Associates in „Top Of The Pops“ auf, wo sie „18 Carat Love Affair“ und Diana Ross’ „Love Hangover“ sangen. Bryan Ferry wollte ihre Backingband für eine Tournee ausborgen.

Dann überlegte Seymour Stein, der die Talking Heads entdeckt hatte, die Associates für sein Sire-Label zu verpflichten. Man traf sich in London, Stein bot 600.000 Dollar. Billy sagte: „Nein, ich mache es nicht. Ich will jetzt keine Tournee in Amerika, ich will es später.“ Er wollte es nie. Der Mann, der sich so gern flamboyant kleidete, der die Nachtclubs liebte und das Cabaret, wollte gar keine Konzerte. Er sagte zu seinem Partner Alan: „Lass uns nur noch Platten aufnehmen und eine Studioband sein.“ Rankine gab auf – er überließ MacKenzie den Namen Associates. Später sagte Billy über die Trennung: „Drogen. Es war Kokainwahnsinn. Es sprang aus den Cornflakes. Ich wurde zu Franksteins Sohn – ich hasste mich selbst.“

MacKenzie arbeitete jetzt mit Martyn Ware von Heaven 17, einer der vielversprechenden Elektropop-Bands der Stunde. Als die Smiths berühmt wurden, hatten Morrissey und MacKenzie eine Liebesaffäre – angeblich endete sie damit, dass Billy einen Roman von Jane Stein und eines von Morrisseys Lieblings-T-Shirts aus dessen Apartment in Manchester mitnahm. Morrissey schrieb den Song „William, It Was Really Nothing“, der im August 1984 veröffentlicht wurde. Später antwortete Billy mit dem Stück „Stephen, You’re Really Something“.

1985 erschien das überkandidelte, polierte Album „*Perhaps*“, kein Erfolg in den Charts. Dennoch bekam MacKenzie einen Vorschuss für ein weiteres Album bei Warner und investierte das Geld in eine Luxuswohnung in Aughterhouse, ein paar Kilometer von Dundee entfernt, und das sogenannte Rose Cottage außerhalb der Stadt, das er als Refugium und Heimstatt für das anwachsende Rudel von Windhunden nutzte. Er arbeitet mit Boris Blank und Dieter Meier von Yello, mit denen er das Stück „The Rhythm Divine“ für Shirley Bassey schrieb. Für weitere Aufnahmen wurde ihm der Ex-Josef-K-Schlagzeuger Paul Haig empfohlen, mit dem MacKenzie einige Demos produzierte. Im Herbst 1988 erschien eine wenig inspirierte, technoide Version von „Heart Of Glass“, die das Comeback der Associates werden sollte – die Single erreichte Platz 56 der britischen Charts. „Um ehrlich zu sein“, erzählte MacKenzie, dessen Idee es war, dem „Me-

lody Maker“, „war es eine Idee der Plattenfirma. Ich schulde ihnen noch eine halbe Million Pfund, und obwohl es ein Elend war, dachte ich: Warum nicht?“ Während der Produktion von „*The Glamour Chase*“ stiegen die Schulden bei Warner auf 750.000 Pfund. Der Promoter Chris Carr erinnert sich: „Wenn man Billy sagte: Das ist das A bis Z der Musikindustrie, dann sagte er: Gut, ich bin interessiert an D bis P und an S und an T – den Rest sollen andere machen.“ Warner veröffentlichte „*The Glamour Chase*“ nicht. Trevor Horn wollte Billy MacKenzie für sein ZTT-Label verpflichten, fürchtete aber dessen Exzentrik – gerade war er von seinem Schützling Holly Johnson verklagt worden.

Im Januar 1989 löste Warner den Vertrag mit MacKenzie. Im Jahr darauf brachte Virgin „*Wild And Lonely*“ heraus – keiner mochte die Platte so recht, und sie blieb auf Rang 71 der Charts hängen. Der House-Remix von „Fire To Ice“ lief gut in New Yorker Schwulencubs. Naomi Campbell begrüßte Billy bei einer Party in der Stadt – sie war ein Fan der Associates.

Für sein Album „*Outernational*“ arbeitete MacKenzie mit Moritz von Oswald und Thomas Fehlmann von Palais Schaumburg in Berlin und mit Boris Blank in Zürich. Die Platte verkaufte 1992 ungefähr 5.000 Exemplare, die Rezensionen waren lauwarm. Die Zeitschrift „Q“ empfahl in einer Besprechung, MacKenzie solle sich wieder mit Alan Rankine zusammentun. Er rief Rankine tatsächlich an, und die beiden produzierten einige Demos. Doch Rankine gefiel nicht, dass MacKenzie weiterhin mit Paul Haig und Steve Aungle schrieb. MacKenzie sagte später: „Ich wollte nicht in den nächsten fünf Jahren nur im Duo arbeiten. Es war einfach eine schockierende Vorstellung.“ 1993 waren die Associates abermals gescheitert.

Von Nude Records bekam MacKenzie einen Vorschuss für ein neues Album. In seinem letzten Interview mit „Time Out“ sprach MacKenzie erstmals über seine Bisexualität: „Wenn man ehrlich ist und beide Geschlechter mag, wenn man sich damit wohlfühlt, dann ist es okay.“

1996 starb Billys Mutter Lily. MacKenzie war depressiv, aber er produzierte weiterhin Songs mit Steve Aungle. Anfang Januar 1997 sprach er am Telefon mit seiner alten Freundin Catherine Beveridge. „Er sagte: ‚Love you, doll – ich rufe wieder an.‘ Er tat es nicht.“ Mit seinem Vater besuchte Billy seine Großmutter im Altenheim und sang im Aufenthaltsraum Hank Williams’ „Jambalaya“.

Am 21. Januar hinterließ er seinem Vater die Nachricht, dass er nach Dundee zu Freunden gefahren sei. Jim MacKenzie, der nach ihm suchte, fand Billy am nächsten Tag tot in einer Hütte beim Scotstoun Cottage in Aughterhouse. Er hatte ein Fotoalbum in den Händen, ein Abschiedsbrief lag neben ihm. „Es steht nicht darin, weshalb er es getan hat“, sagte Jim MacKenzie. Billy hatte eine Überdosis von Betablockern, Paracetamol und Antidepressiva genommen.

Der „Daily Record“ meldete zwei Tage später: „Pop Star Billy Kills Himself.“

DIE PLATTEN



Die ersten drei Alben der Associates wurden kürzlich in neuen Editionen aufgelegt, die jeweils Singles, Outtakes und Remixes auf einer zweiten CD enthalten. Der dunkle, basslastige Pop von „*The Affectionate Punch*“ (1980) wurde um das skelettierte „Boys Keep Swinging“ ergänzt. Seltsamerweise klingt der junge MacKenzie wie einer der vornehmsten Vertreter des britischen Prog-Rock, der gerade abgelöst werden sollte: wie Peter Hammill. „*Fourth Drawer Down*“ (1981) – die vierte Schublade eines

Schranks in Mackenzies Wohnung enthielt damals die Drogen – ist eine Sammlung von Singles, die auf dem Label Situation 2 veröffentlicht wurden. „*Sulk*“ (1982) gilt als das Hauptwerk und der Beginn der elektronischen Periode. Das verdudelte Album „*Perhaps*“ (1985) wurde für eine CD-Edition mit „*The Glamour Chase*“, dem verlorenen Album von 1988, gekoppelt. „*The Rhythm Divine*“, das Mackenzie für Shirley Bassey schrieb, ist ebenso berückend wie „*Country Boy*“, ein Song des Duos Die Zwei, und der himmelstürmend unschuldige Pop von „*Take Me To The Girl*“. Das glühend sehnsüchtige „*Wild And Lonely*“ (1990), von Julian Mendelsohn eingerichtet, enthält einige der schönsten Balladen und Gesangsdarbietungen MacKenzies: „*Strasbourg Square*“, „*Ever Since That Day*“ und „*Wild And Lonely*“. Im Jahr 1992 erschien Billy MacKenzies modernistische Platte „*Eurocentric*“. Erst posthum veröffentlicht wurde „*Beyond The Sun*“ (1997) mit den späten Pianoballaden, die MacKenzie mit Steve Aungle schrieb und deren Intensität und Theatralik an Scott Walkers Aufnahmen der 60er-Jahre gemahnen. Diese und zusätzliche Stücke aus dem Nachlass wurden später für die beiden Sammlungen „*Auchtermatic*“ und „*Transmission Impossible*“ (mit MacKenzies Version von „*Wild Is The Wind*“) kompiliert.

JETZT
AM
KIOSK

DIE BEKANNTESTE BANANE DER WELT WIRD 50

THE VELVET UNDERGROUND & NICO



Dieser bittersüße Groove



Spoon gelingt etwas Unwahrscheinliches: Sie verbinden versputten Hippie-Rock mit Funk-Infusionen und Disco-Vibrationen



Spoon

Hot Thoughts ★★★★★½

Die Waschzettel, die mit den Vorabkopien von Alben an, na ja, Journalisten verschickt und die heute wahrscheinlich „Infos“ genannt werden, enthalten oft amüsante Formulierungen: groteske Anpreisungen, vollmundigen Unfug, verstiegene Vergleiche, bizarre Stilblüten, längliche Biografieskizzen. In dem Waschzettel zu „*Hot Thoughts*“ stehen neben anderen nützlichen Hinweisen zwei Begriffe, die man unbedingt für die Musik von Spoon verwenden sollte: „Ohrwürmer“ und „Hooks“. Und dann beginnen die Beschreibungsprobleme.

Spoon waren immer die Band für Menschen, die Rock und Jazz hören und möglicherweise komische Experimentalmusik. Sie waren nie: „indie“. Ihre Platten erschienen bei kleinen Labels, aber sie waren das Gegenteil der Leerbezeichnung „indie“. Manche ihrer Songs klangen wie Hits, wie The Killers, bevor es sie gab. Manche klangen wie Hippiemusik. Manche klangen wie psychedelische Beatles-Stücke. Vielleicht ist es der Rhythmus, vielleicht ist es das Schlagzeug, vielleicht ist es Britt Daniels Gesang: Spoon bedeutet Déjà-vu, aber man erkennt sie immer. Sie haben einen scheppernden Groove. Sie haben die Melodien, die Widerhaken und das Kirmesdudeln.

Und jetzt haben sie noch viel mehr davon. Dave Fridmann, der so viele Alben von Mercury Rev und den Flaming Lips eingerichtet hat, produzierte „*Hot Thoughts*“ in seinem Studio in Cassadaga im Staat New York. „*Hot Thoughts*“ ist ein zugleich transparentes und dichtes, ausuferndes und konzentriertes, schwelgerisches und präzises Wunderwerk von flirrenden Arrangements, Keyboards als Streichern und krachendem Schlagzeug, Hall und elektronischen Verzerrungen, Orgeln, Chören und jäh zupackendem Funk. Paul McCartney und Marvin Gaye, Michael Jackson und die Red Hot Chili Peppers, Hall & Oates und die Talking Heads schießen in diesen Songs zusammen, von denen die meisten vier Minuten lang sind und Abenteuer, sehnsüchtig und wichtig, verspielt und überbordend, mit langen Instrumentalpassagen und retardierenden Momenten. Man lebt in diesem Klang.

Und dann schlägt die Melodie los. „Tear It Down“ wirkt wie ein leicht hingeworfener Geniestreich der ganz späten Beatles, so bittersüß und süchtig machend. „Shotgun“ ist eine Bestie des galoppierenden Disco-Funk-Rock mit einem Riff wie „I Was Made For Lovin’ You“ und der triumphalen Verzweiflung eines Nirvana-Songs: „You’re the one who brought a shotgun/ You went and brought a shotgun.“ Am Ende, bei „Us“, tönt ein Saxofon, vielleicht ein Xylofon, seltsame Geräusche, eine wehmütige, filmmusikhafte Melodie. „And those hot thoughts/ Melting your cool.“ (Matador)

ARNE WILLANDER



Ed Sheeran

÷

★★★

Variantenreiches Hit-Medley vom Meister der Knuddelzone

Ed Sheeran ist ein freundlich-umgänglicher Typ, der an einen Hobbit erinnert. Fernab jedenfalls von jenen Glamourgestalten des Pop, die stets auf allen Newskanälen vorkommen. Gleichzeitig schlug die Veröffentlichung seines dritten Albums (dessen Titel, „Divide“, also „geteilt durch“, wieder ein mathematisches Symbol ist) schon im Vorfeld enorm hohe Wellen. Seine Plattenfirma sprach unbescheiden von einer der „weltweit wichtigsten Veröffentlichungen des Jahres“ und warf mit Rekordzahlen um sich: Die Vorabsingles „Shape Of You“ und „Castle On The Hill“ waren in 128 Ländern auf Platz eins bei iTunes, beide Songs wurden bereits am ersten Tag 13 Millionen Mal bei Spotify angehört – 2017 scheint dem Meister der Knuddelzone zu gehören.

Entsprechend offiziös gestaltete sich das Abhören der Platte, das im Konferenzsaal eines Berliner Nobelhôtels stattfand. An den Blicken der Kollegen unter Kopfhörern war unschwer zu erkennen, dass sich die meisten die Frage stellen: Was ist dran an diesem 25-Jährigen aus dem ostenglischen Suffolk? Klare Antwort: Die perfekte Mischung macht's und der unbedingte Wille zum „If You Leave Me Now“ der Jetztzeit. Aus den früheren Emoballaden mit Straßenmusikerschmelz ist unter der Ägide von Oberproduzent Benny Blanco (Rihanna, The Weeknd) und weiteren Studio-Marshalls ein variantenreiches Hit-Medley geworden. Schon im Eingangssong, „Eraser“, verbindet Sheeran sein Gitarrenpicking mit Rap-Zeilen. In „Galway Girl“ gelingt ihm gar das Kunststück, Folklore-Romantik mit HipHop-Einlagen à la Everlast zu kontern.

Weiterhin beherrscht er zig Varianten der semischulzigen Liebesballade, etwa in „Hearts Don't Break Around Here“, „How Would You Feel“ oder im Finale von „Supermarket Flowers“, wo allerlei Streicher und Pianoschlenker den einsamen Barden in lichte Höhen schaukeln. Was Robbie Williams einst beherrschte, übernimmt nun endgültig Ed Sheeran: bierselige Pubs zwischen Hildesheim und Hongkong zum Singen und Schwofen zu bringen. (Warner)

RALF NIEMCZYK

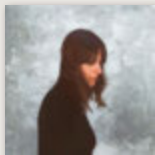
KICKS

FAVORITEN AUF 33 UND 45 – VON WOLFGANG DOEBELING



NUANCENREICH
Molly Burch

Molly Burch *Please Be Mine* ★★★★★½



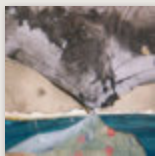
In der Boheme von Los Angeles aufgewachsen, an der Universität von North Carolina in Jazzgesang ausgebildet, fand Molly Burch ihre wahre Bestimmung erst unlängst, in Austin/Texas. Dort begann sie Songs zu

schreiben, im Geiste früher Vorbilder wie Patsy Cline und Billie Holiday und nach Maßgabe ihrer eigenen gesanglichen Fähigkeiten. Mit „Downhearted“, ihrer exquisiten letztjährigen Debütsingle, lieferte Burch bereits einen stupenden Nachweis ihrer herausragenden Talente als Sängerin und Songpoetin, auf „Please Be Mine“ lässt sie neun weitere folgen, ebenso nuancenreich gesungen und countryesk arrangiert. Dem warmen Ton des Gitarristen Dailey Toliver kommt dabei eine tragende Rolle zu, seine subtil gesetzten Töne umfassen Mollys Stimme, offerieren ihr indes auch Raum zur Entfaltung. Als segensreich erwies sich zudem, dass man im Studio allzeit konzentriert zu Werke gehen musste, aus profanem Geldmangel.

(Captured Tracks)

Hideous Towns

Disquiet Living ★★★★★½

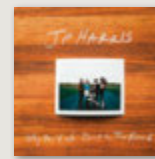


Die Musik des Quartetts aus Melbourne scheint derselben Kältekammer zu entfliehen, die schon zu Zeiten des Post-Punk manch frostiges Klangbild erzeugen half. Gezirkelte Gitarrenläufe wie von Wire zeichnen klare Linien,

Bass und Schlagzeug halten motorisch den Takt, Alana West fügt ihre Stimme als weiteres Instrument hinzu, zerdehnt sie in weiten Melodiebögen, wie entrückt. Mit Reverb wird nicht gegeizt, was den bisweilen glockenhellen Dreampop-Etuden noch mehr Distanz verleiht. Die linderen, lyrischen Passagen evozieren „A Forest“ von The Cure, nicht Ton für Ton, vielmehr atmosphärisch. Nicht zu überhören ist andererseits, dass die Akteure erst in jüngerer Zeit musikalisch sozialisiert wurden, fernab von London. Das New-Wave-Moment wirkt somit eher zitathaft, dem Wesen nach ist „Disquiet Living“ in seiner kühlen, sonnengebleichten Antinomie nicht zuletzt eines: surreal. (Lost and Lonesome)

JP Harris

Why Don't We Duet In The Road ★★★★★



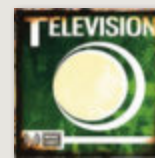
Das alberne Wortspiel im EP-Titel beiseite, erweisen sich die Duette des rauschebärtigen Country-Barden aus Nashville mit vier ortsansässigen Kolleginnen als höchst gelungen.

Songlieferanten sind große Vorgänger

wie Porter Wagoner & Dolly Parton, deren „Better Move It On Home“ Harris mit Leigh Nash aufführt. Von Conway Twitty & Loretta Lynn stammt das Original von „You're The Reason Our Kids Are Ugly“, hier mit Nikki Lane vergnüglich emuliert. „Golden Ring“, dem Rührstück von George Jones & Tammy Wynette, leiht Kristina Murray ihre Stimme, Tim Hardins „If I Were A Carpenter“ paart Harris mit Kelsey Waldon. Die Doppel-7inch kommt im stabilen Foldout-Cover nebst signiertem Hochglanzposter.

A labor of love. (Demolition & Removal)

Michael Parrett *Television* ★★★★★



Paul Orwell, für den Michael Parrett bei Live-Auftritten den Bass beisteuert, hat die Single des Freundes in gewohnt tüfteliger, stilwütiger Heimarbeit produziert. „Television“ ist jedoch kein überladenes Freakbeat-Rave-up,

sondern bewegt sich in gemessenen Midtempo-Fuzz-Gefilden, indes das Intro zum geschwinderen „Last Year's Model“ rückseitig ein wenig an Status Quos „Pictures Of Matchstick Men“ erinnert. (Heavy Soul)

Sarah Vista *Get Three Coffins Ready* ★★★★★



Das Sequel zu ihrer Debüt-45, „I Wish You Hell“, zeigt Sarah Vista abermals rachsüchtig und gnadenlos. „An early grave“ verspricht sie dem Adressaten, zu Funeral-March-Bläsern in lockerem Westerngalopp. Kein Erwachen nach dem Schlaf gibt es auch für den Treulosen in „Now, You Are Sleeping“ auf der Flipside, dafür hat Sarah gesorgt: „Strychnine in your whiskey seemed appropriate.“

(Gallow Romantic)



Christiane Rösinger

Lieder ohne Leiden

★★★★

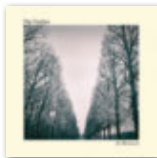
Amüsante bis bittere Lieder über das prekäre Großstadtleben

„Weil ich melancholisch bin, nehm ich das alles schwer/ Und weil ich musikalisch bin, gibt das ein paar Lieder her.“ Christiane Rösinger beherrscht das Einfache, das so schwer zu machen ist: Als Songschreiberin schöpft sie aus dem eigenen Leben, und was sie zutage fördert, ist nicht bloß auf intime Weise selbstironisch, sondern oft allgemeingültig. Zumindest für Bewohner deutscher Großstädte, die dem linksalternativen Milieu entstammen, den 30. Geburtstag hinter sich haben und unter prekären Bedingungen irgendwas mit Medien oder Musik machen.

Sechs Jahre dauerte es, bis Christiane Rösinger und Andreas Spechtl einen Nachfolger des gemeinsamen Albums „Songs Of L. And Hate“ fertig hatten. Doch „Lieder ohne Leiden“ ist das Warten wert. Die von dem Ja, Panik-Sänger eingespielte Musik ist jetzt leichter und filigraner: Hier mal ein Cello, dort ein paar Bläser – es wird einem nie langweilig. Rösinger singt dazu wie eine Hildegard Knef aus dem dritten Stock im zweiten Hinterhof: vom Leben angeschlagen, aber keinesfalls bereit aufzugeben. Mit „The Joy Of Ageing“ nähert sie sich hinreißend einem Thema, das im Pop eher selten angesprochen wird: „Das Ende naht, later or sooner/ Für uns alte Babyboomer./ Die Typen sagen: ‚Wir stehen super da./ Die Frauen sagen: ‚Wir sind unsichtbar.‘“ Das pendelt ständig zwischen bitter und amüsant, doch Rösingers Lakonie nimmt dem Thema die Schwere. Anders treffend und aufgekratzt wie einst die Lasse Singers ist „Eigentumswohnung“. Da werden all die verdrucksten Argumente auf den Tisch geknallt, mit denen Wohneigentumsbesitzer in der Stammkneipe ihren Status rechtfertigen: „Der Kapitalismus ist an allem schuld/ Wir sind am Ende unsrer Geduld/ Wir leben eigentlich selber prekär –/ Wenn das mit der Wohnung nicht wär.“

Rösingers Lieder entstehen gewiss nicht ohne Leiden, das macht auch dieses Album offensichtlich. Doch mit ihrem bitteren Humor bläst diese beste Liedermacherin Deutschlands ihren Schmerz auf wie einen kreisbunten Luftballon. Bis er platzt. (Staatsakt)

JÜRGEN ZIEMER



The Feelies

In Between

★★★★

Unspektakulär schöne Shoegazer-Songs und ein bisschen Krach

Es klingt immer noch leicht befremdlich, wenn diese Band wie eine richtige Rockband klingen will. Wenn Glenn Mercer Phrasen wie „Come on, baby“ singt. Wenn, wie in „Flag Days“ bei Minute 2:04, auch noch ein Oldschool-Gitarrenaufschrei einsetzt, klingen die Feelies noch einmal wie eine sedierte New-Jersey-Version der Stooges auf diesem zweiten Album nach dem Comeback, „Here Before“ (2011), 40 Jahre nachdem alles begann.

Weil es damals begann, wie es begann, schwingt ja auch diese leichte Befremdung mit. Ihr Debüt, „Crazy Rhythms“ von 1980, war schon ziemlich crazy und rhythmisch, aber nicht wirklich Rock'n'Roll. Es war Punk ohne Rock, eher auf zwei denn drei Akkorden reitend, eher beklemmend als befreiend, oft näher an Minimal Music als an den viel zitierten Velvet Underground. Drummer Anton Fier (der danach schnell weiterzog) hatten sie wohl alle Becken geklaut, so traktierte er seine Toms.

Jenseits dieser historischen Viertelstunde wurden die Feelies in der nun wieder versammelten Quintettbesetzung um die Songschreiber, Gitarristen und Sänger Glenn Mercer und Bill Million eine etwas gewöhnlichere Band. Aber kaum weniger einflussreich. Fragen Sie Michael Stipe, Yo La Tengo, die Chills! In Mercers Heimstudio, wo „In Between“ größtenteils entstand, wurde nun erst mal ein Lagerfeuer entzündet. Also nicht wirklich, aber man hört es im Intro tatsächlich knistern, und zirpende Grillen noch dazu.

Auch ohne Ambient-Nachhilfe hätte sich die Laidback-Atmosphäre des Albums mitgeteilt. Gut, „Been Replaced“ klingt auch nach Verstärker, und „Gone, Gone, Gone“ drückt samt Fuzzgitarre sogar mal richtig auf die Tube. Aber der Geist der Feelies lebt 2017 in unspektakulär formschönen Schuhguckerstücken wie „Turn Back Time“, „Stay The Course“, „Time Will Tell“ oder „Make It Clear“. Was sie abschließend nicht von einer neunminütigen Titelsong-Reprise mit aufgedrehten Amps und Feedbackusche abhält. Als wollten sie beweisen: Das können wir auch immer noch. Wäre nicht nötig gewesen. (Bar None)

JÖRG FEYER

ELTON JOHN AND HIS BAND

WONDERFUL CRAZY NIGHT TOUR

27.06. KÖLN · 05.07. MANNHEIM
07.07. BERLIN · 08.07. HAMBURG

ROCKET PETER RIEGER kultunews event

PHILIPP POISEL

TOUR 2017

27.3. Lingen · 28.3. Hannover · 29.3. Hamburg · 31.3. München · 1.4. Stuttgart · 3.4. Berlin
4.4. Leipzig · 5.4. Wien · 7.4. Bamberg · 8.4. Köln · 9.4. Bielefeld · 11.4. Oberhausen · 12.4. Frankfurt
ZUSATZTERMINE: 30.6. Bad Mergentheim · 1.7. Bluetone Festival · 2.7. Mainz · 13.7. Graz · 14.7. Linz
20.7. Emmendingen · 21.7. Ulm · 29.7. Mönchengladbach · 6.8. Schwetzingen · 18.8. Braunschweig
24.8. Dresden · 26.8. Magdeburg · 2.9. Berlin

kultunews pranha

WESTERNHAGEN UNPLUGGED TOUR

27/08 COBURG · 30/08 MÖNCHENGLADBACH · 01/09 HAMBURG · 02/09 HALLE (SAALE) · 05/09 BERLIN
19/10 KÖLN · 20/10 HANNOVER · 22/10 STUTTGART · 24/10 MANNHEIM · 26/10 MÜNCHEN · 27/10 DORTMUND

myticket.de Tickethotline: 01806 777 111
TICKETS: 0 18 06 - 57 00 00 + www.eventim.de

STARWATCH KUNSTFLUG PETER RIEGER DEAG kultunews

RUNRIG

THE STORY OPEN AIR 2017

23.6. Mönchengladbach · 24.6. Loreley · 2.8. Meersburg
3.8. Schwetzingen · 4.8. Hamburg

kultunews

NIKKI LANE

HIGHWAY QUEEN TOUR

25.5. KÖLN | 28.5. MÜNCHEN | 29.5. FRANKFURT
30.5. STUTTGART | 12.6. BERLIN | 13.6. HAMBURG

HEY Flying Saucer kultunews

TICKETS: 0 18 06 - 57 00 00 + www.eventim.de eventim

0,20 €/ANRUF INKL. MWST., MOBILFUNKPREISE MAX. 0,60 €/ANRUF INKL. MWST.

THE SERIOUS ART OF PROMOTION PETER RIEGER WWW.PRKNET.DE



Loyle Carner

Yesterday's Gone

★★★★

Endlich wieder guter, entspannter HipHop aus Großbritannien

Loyle Carner zitiert Kendrick Lamar und posiert mit Familie und Homies auf dem Cover. Lamar spielt in einer anderen Liga, aber „Yesterday's Gone“ ist endlich ein gutes HipHop-Album aus Großbritannien. Zugleich das entspannteste seit Erfindung des Massagesessels. Oder seit Jamie Woons letztem Album – anderes Genre zwar, aber ein ähnlich gleichmäßig eleganter Flow. Carner benutzt geschmeidige Jazz-loops, gelegentlich etwas süßig, gelegentlich durch Gospelchöre oder Gitarrenriffs aufgemotzt. Im Gegensatz zu den relevanten HipHop-Alben unserer Tage scheint die Welt auf Carners Debüt nahezu entpolitisiert: Seine Lyrics drehen sich um Mama, Freunde, Ernährung und die Veränderung seines Viertels. Im hidden Titeltrack singt Carners verstorbener Vater. Sein Sohn ist 22. (AMF/Caroline) **SEBASTIAN ZABEL**



Valerie June

The Order Of Time

★★★★½

Schwebende, zeitlose Lieder zwischen Soul, Blues und Folk

Alles zu seiner Zeit. Dass gerade Valerie June diese Maxime auf den Schild hebt, ist nicht ohne Ironie, wirkte die Schönheit aus Tennessee auf ihrem Debüt, „Pushin' Against A Stone“, doch gerade verblüffend aus jeder Zeit gefallen. Auch ihre neue Musik wimmelt von traditionellen Bezügen, wirkt aber selten so traditionell wie in den Southern-Soul-nahen „Slip Slide On By“ und „Love You Once Made“ oder dem letztlich banalen „Got Soul“. Junes wahre Magie liegt in den Zwischenräumen, -tönen, -zeiten. Dann hängt sie sich an rudimentäre, wie aus Fernost rubergewekte Blues-motive („Man Done Wrong“), schwebt durch Folk-Impressionen („With You“) oder schickt den Sonnengruß „Astral Plane“ in die Umlaufbahn. Um im Juke-Joint-Budenzauber „Shakedown“ fast in ihrer Musik zu verschwinden. (Concord/Caroline)

JÖRG FEYER

IM LEGOLAND
Temples



Zuckerschock

Das zweite Album der Band aus Northamptonshire platzt fast vor Ambition und Pomp – doch den Songs fehlt es an Tiefe

Temples Volcano ★★★



Wenn Psychedelia ein Wunderland ist, dann sind die Temples seit heute Legoland: Alle Farben da, aber die Bausteine sehen halt immer eckig aus. Dar-aus baut man nichts Fließendes. So hübsch Spinett und Flöte in „(I Want To Be Your) Mirror“ aufspielen, die Gitarren vorpreschen, die Band Fahrt aufnimmt, so schön sich die Melodie von „Oh The Savour“ aufbaut und im Falsett-Chorus gipfelt, fehlen doch das Abgründige und Psychotische, das weiße Kaninchen und der Unterwäschefetischist. Und wo die Band aus Northamptonshire vorbehaltlos in Pop-Harmonien schwelgt, fehlt ihr die melodische Fülle und Stringenz, die man bei ELO liebt.

Das sind die Pole, zwischen denen sich das zweite Album der Temples bewegt. Es platzt vor Ambition und eröffnet mit „Certainty“, einem überzuckerten Baiser von einem Song: Die Keyboards eiern dominant und süßlich, im Video werden die Gesichter der Band rot angestrahlt, und ein freundlicher kleiner Drache sondert ein orangefarbenes Häufchen ab. In ihren besten Momenten finden auf „Volcano“ Pink Floyd und a-ha zueinander, angeleitet durch Todd Rundgren („Born Into The Sunset“, „Open Air“, „Mystery Of Pop“). In den schlechteren trudeln die Melodien kindlich („In My Pocket“), tröten die Keyboards wie Ritterburgfanfaren („Celebration“), geht der Kitsch-Schlitten vollends durch: „Strange Or Be Forgotten“ klingt wie eine Softrockschulze der Mittsiebziger. Die Songs haben Substanz, einige funktionieren gut, andere ersaufen leider in ihrer pompösen Produktion.

Mit ihrem Debütalbum hatte die Band um Sänger und Gitarrist James Bagshaw und Bassist Thomas Walmsley vor drei Jahren bewiesen, dass retroselige Psychedelia noch immer begeistern kann, wenn sie den richtigen Wums hat. Von jener Platte gab es zudem eine mitreißende Remixversion, einen verschachtelten rhythmischen Trip, und so hätte es endlos weitergehen dürfen. Nun verlassen Temples ihren auf „Sun Structures“ eingeschlagenen Weg. Wogegen nichts spräche, wäre der neue ähnlich vielversprechend. Vielleicht braucht auch „Volcano“ einen Remix, mehr Wums und weniger Zucker. Die Band wäre es wert. (Heavenly/PLAS)

SEBASTIAN ZABEL



The DeSoto Caucus

4

★★★★½

Die Dänen pendeln zwischen skandinavischem Folk und Americana

Von Howe Gelb haben die Dänen gelernt, wie man Americana zugleich feierlich und karg inszeniert. „Black Dog Nights“ zum Beispiel ist hymnischer Countryrock mit einer Prise Soul. „Long Gone“ wiederum könnte in seiner skelettierten Folk-Askese kaum skandinavischer klingen. Unkonventioneller sind The DeSoto Caucus im funkelnden „Powerlines“, in dem ein herrlich verknutsches Saxofon die Grenze zwischen Jazz und Krautrock verwischt. „Free“ nähert sich auf Zehenspitzen dem versponnenen Pop von Mercury Rev. Am meisten entgegen kommt der Band allerdings „Moon Palace“, eine so beiläufig hingetupfte Ballade, dass sie fasziniert und sich sogleich zu verflüchtigen scheint. Gerade in dieser Unaufdringlichkeit liegt die glaubhafte Anstrengung, Lieder von simpler Schönheit schaffen zu wollen. (Glitterhouse) **MAX GÖSCHE**



Wolf People

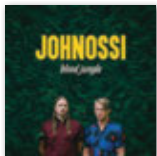
Ruins

★★★★½

Düstere Zukunftsvision der britischen Prog-Psychedeliker

Mit den titelgebenden Ruinen sind die Relikte der Zivilisation gemeint, wenn, in der mittlerweile nicht mehr so entfernt scheinenden Zukunft, die Menschen ihre Selbsterstörung erfolgreich vollendet haben und nur noch verfallene Gebäude auf ihre ehemalige Existenz verweisen. So düster sich das dem Album zugrunde liegende Sujet zunächst anhört: „Ruins“, das vierte Album der britischen Prog-Psychedeliker Wolf People, klingt gar nicht besonders düster. Die Bluestonleiter wird auf verzerrt-verhallten E-Gitarren rauf- und runtergespielt, dazu androgyner Gesang, manchmal sogar HipHop-Beats und mittelalterlich anmutende Folklore (aber nicht gleichzeitig). Herzstück des Albums ist die siebenminütige Prog-Tour-de-Force „Kingfisher“, die gleich zwei Reprisen bekommt. (Jagjaguar/Cargo)

JAN JEKAL



Johnossi
Blood Jungle

★½

Das schwedische Duo scheitert schon wieder an zu viel Pomp

Man möchte die sympathischen Schweden John Engelbert und Oskar „Ossi“ Bonde gern einmal in einer einsamen Waldhütte einschließen. Vor jeder Veröffentlichung schwärmen sie von einer Frischzellenkur, spannen andere Mentoren ein – und scheitern grandios. Haben sie ihrem Sound auf dem Vorgänger, „Transitions“, Keyboards und Streicher hinzugefügt, blasen sie ihn nun mit den Produzenten Astma & Rocwell mit Bläsern und Chören auf. Die vielen Ko-Songwriter sorgen dafür, dass der Pomp-Level gehalten wird – nicht aber dafür, dass die zwölf Stücke irgendeinen Eigengeschmack annehmen. „Put your hands up in the air“? Die Heavy-Rock-Variante ihres Landsmanns Avicii. Leider. (Universal)

FRANK LÄHNEMANN



Xiu Xiu
FORGET

★★★★

Vorhöllendisco, Kakofonie, Hits, Fragiles und erhabene Momente

Zurück in der Vorhöllendisco. Beats brettern maschinengewehrsalven-gleich, Synthesizer klirren, quiet-schen und kreischen, und Jamie Stewart begrüßt uns im Tourette-modus: „Clap, bitches!“ Dann ringt er der elektronischen Kakofonie gleich zwei Hits ab: das an die Sparks erinnernde „Queen Of The Losers“ und den ungemein eingängigen 80s-Pop mit Störsender „Wondering“. Auf diesem Album haftet selbst dem erhabensten Moment etwas Fragiles an, dem leisesten ein inneres Toben, dem verletzlichsten eine große Widerständigkeit. Am Ende hält die queere Performance-Künstlerin Vaginal Davis zu einem Klangschalen-Drone einen großen, berührenden Monolog. (Altin Village & Mine/Morr)

Mine/Morr

MAIK BRÜGGEMEYER



Tim Darcy
Saturday Night

★★★★½

Der Ought-Sänger und -Gitarrist mit einem eigenwilligen Solodebüt

Als seine Band Ought ihr zweites Studioalbum, „Sun Coming Down“, aufnahm, werkelte ihr Sänger und Gitarrist nachts und am Wochenende zusätzlich an seinem Solodebüt. Darauf offenbart sich eine empfindsame Seele auf der Suche nach sich selbst und dem Sinn. Darcy ist ein Dichter, den es musikalisch zu den Violent Femmes und Velvet Underground zieht: schrammeln, übermütig losgaloppieren, verschrauben, auf der Stelle treten. Das Entscheidende daran ist, dass einen nichts davon kaltlässt. Darcy hat etwas zu sagen und beherrscht die Gratwanderung zwischen Melodie und Dissonanz. „Saturday Night“ ist eine Einladung, musikalisch auf Abwege zu geraten, also unbedingt empfehlenswert. (Jag-jaguar)

ALEXANDER MÜLLER



Toothless
The Pace Of The Passing

★★★

Schlauberger-Pop des Bassisten des Bombay Bicycle Club

Ed Nash, der bisher als Bassist des Bombay Bicycle Club nicht wirklich aufgefallen ist, kennt sich aus. Zum Beispiel mit griechischer Mythologie. Auf seinem Solodebüt tummeln sich der Hades-Fährmann Charon, der Frevler Sisyphos, der phrygische König Midas und Homers Sirenen. Der Erste rudert durch eine schwer-mütige Popsuite, der Zweite wird Titelheld einer knuffigen Synthiepop-Nummer, der Dritte inspiriert ein Indie-folk-Epos. Vieles auf „The Pace Of The Passing“ hätte zwar auch ins Indiepop-Repertoire des Bombay Bicycle Club gepasst. Aber hätte der sich getraut, dazu den Kurzfilm „Zehn Hoch“ von Ray und Charles Eames als Subtext ins Album zu schmuggeln? (Caroline)

GUNTHER REINHARDT

SEAT

Lollapalooza

09. & 10.09.2017

BERLIN

RENNBAHN HOPPEGARTEN

FOO FIGHTERS • MUMFORD & SONS
THE XX • HARDWELL • BEATSTEAKS • MARTERIA
ANNENMAYKANTEREIT • CRO • MARSHMELLO
LONDON GRAMMAR • TWO DOOR CINEMA CLUB • GEORGE EZRA
RUDIMENTAL • METRONOMY • MICHAEL KIWANUKA • GALANTIS
OLIVER HELDENS • WANDA • DJANGO DJANGO • KUNGS • WESTBAM
BOMBA ESTÉREO • THE VACCINES • BEAR'S DEN • THE HEAD AND THE HEART • PHANTOGRAM
ANNE-MARIE • AMINÉ • MIKE PERRY • MARTIN JENSEN • NGHTMRE • DRUNKEN MASTERS
MEUTE • AND MORE TO BE ANNOUNCED SOON

INFO & TICKETS: LOLLAPALOOZADE.COM

VISIT US: #LOLLABERLIN

arte concert

MV

Elite

radioh's

Refining Stone

musik express

Festival GUIDE





Patrick Richardt

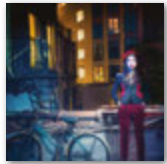
Soll die Zeit doch vergehen

★★

Viele Klischees, viel Geborgtes vom Krefelder Liedermacher

„Ach, zum Teufel mit dem ganzen Gejammer/ Alle Zeichen stehn auf Sturm, es geht los/ Euphorie“, heißt es im ersten Song der neuen Platte jenes Mannes, der 2013 mit seinem Debütalbum die schamloseste Gisbert-zu-Knyphausen-Kopie war, nahezu identisch in Phrasierung und Ausdruck. Geändert hat sich daran nicht viel. Aber Richardt will nun runter vom Sofa der Befindlichkeiten. Das gelingt ihm mit kurzweiligen Popsongs („I.D.E.A.L.“), Rockigem („König Alkohol“) und Quasipunk („Panikherz“). Die Referenzen sind offenkundig, und zum trotzigsten Optimismus hat sich Richardt ein Udo-Jan-Plewka-Nölen draufgeschafft. Doch in „Wie weit“ holt ihn die Melancholie ein: „Wir trinken auf unsere Herzen aus Beton.“ Wir fordern Tantiemen für Gisbert zu Knyphausen. (*Grand Hotel van Cleef*)

MAX GÖSCHE



Hurray For The Riff Raff

The Navigator

★★★★

Eine exzellente US-Geschichtsstunde mit Salsa, HipHop, Roots

Es geht nicht darum, Amerika wieder groß zu machen, sondern um eine Nation von Einwanderern, deren Geschichte beispielhaft sein könnte: „This land was made for you and me“, sang Woody Guthrie. Alynda Segarra, Sängerin und Songschreiberin von Hurray For The Riff Raff mit puerto-ricanischen Wurzeln, ist in der Bronx aufgewachsen. Nicht nur in „Rican Beach“, wo es um Gentrifizierung geht und das Überleben ethnischer Kulturen im Schmelztiegel New York, kombiniert sie das Feuer des Salsa mit einer an HipHop und amerikanischer Roots-Music geschulten Haltung. „Unten“ bei den Leuten sein, das ist, was hier zählt. Oral History in exzellent produzierten und gesungenen Songs, die nie, wie der aktuelle Pop, um Aufmerksamkeit betteln, sondern mit atemberaubender Qualität überzeugen. (*ATO/PIAS*)

JÜRGEN ZIEMER

SOUNDS

RÄUSCHE UND GERÄUSCHE - VON JENS BALZER



ABWEISEND
UND ERREGEND
Pan Daijing

Pan Daijing *A Satin Sight* ★★★★★

Die dunkelsten Rhythmen und die schönsten Drillbohrergeräusche der laufenden Saison finden sich auf der neuen EP der chinesischen Sängerin und Produzentin Pan Daijing. Auf „A Satin Sight“ legt sie lockend lauernde Beats über laszives Maschinengeschmaus und fröhliches Hochfrequenzfiepen. Geboren im südwestlichen China, hat sie in Berlin das Techno-Tanzen gelernt und in San Francisco Sounddesign studiert. Anschließend war sie in Schanghai und Peking als Klang- und Performancekünstlerin tätig. Wegen des ausgiebigen Gebrauchs sadomasochistisch gefärbter Nackttanzmotive blieben ihre Auftrittsmöglichkeiten in China jedoch eher beschränkt. An der Grenze zu Tibet studierte sie buddhistische Ritualmusik, dann kehrte sie wieder nach Berlin zurück, wo 2015 auch ihr hervorragendes Debüt, „Sex And Disease“, erschien. Darauf pflegte sie ihre dräuenden Drones noch mit moduliertem Gesang zu verflechten. Auf „A Satin Sight“ herrscht nun weitgehend instrumentaler Neo-Industrial vor, jedoch in der erotischsten Weise, die man sich wünschen und vorstellen kann: als ebenso abweisende wie erregende, dunkle wie warme Musik, zu der man sich sofort irgendwas Enges aus Lackleder anziehen möchte. (*Bedouin*)

Yves Tumor *Serpent Music* ★★★★★½

Auch der unter dem Namen Yves Tumor musizierende Sean L. Bowie verbindet elektronische Produktionsweisen mit ritualistischen Rhythmen. Auf „Serpent Music“ gibt es aber auch unbehaglich unterwühlten Smooth Jazz zu hören und Klangschleifen wie von kaputten Schellack-Soul-Singles. Man hört mit klackernden Knackgeräuschen perforierte Umweltgeräusche, Waldhörner und hübsches Geharfe. Tumors Stimme changiert derweil zwischen metrosexuellem Falsettgesang und grob gebellten Befehlen. Bei einem Konzert von ihm, dem ich kürzlich auf der Blumen- und Bananeninsel Madeira beiwohnen durfte, sprang er in grob-drohend maskulinistischer Weise zwischen seinen Zuhörern umher und zwang sie unter Parolengebrüll zum spontanen Tanzen. Ich hatte hinterher ziemliche Kopfschmerzen – gut! (*PAN*)

Emptyset *Borders* ★★★★★½

Die Musik des gegenwärtig in Berlin und Bristol lebenden Duos Emptyset wurde in dieser Kolumne schon ausgiebig gelobt. Vom ächzend übersteuerten Analogkompressorenkrach ihres Frühwerks haben James Ginzburg und Paul Purgas sich über konzeptuelle Klangkunst unterschiedlicher Art nun zu einer abwechslungsreich farbigen elektroakustischen Instrumentalmusik voranbewegt. Auf „Borders“ knirscht, schabt und schubbert es in vertrauter Weise, doch plinkert nun gelegentlich auch ein kleines House-Piano zutraulich unter den grob granulierten Geräuschen, oder ein schunkelnd raumgreifender Beat entfaltet sich aus den schmutzigen Drones. Man könnte fast sagen, dass es sich hier um ihr bisher zugänglichstes Werk handelt. (*Thrill Jockey*)



Joy Denalane

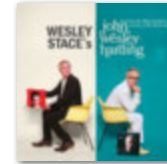
Gleisdreieck

★★½

Aktueller, sehr angenehmer, aber leider auch etwas mutloser Soul

Nein, es ist nicht alles gelungen, was uns Joy Denalane auf ihrem vierten Album anbietet, das nach der Berliner U-Bahn-Station benannt ist, in deren Nähe sie aufwuchs. Manches wirkt etwas zu ... deutsch: allzu weich in Abgang und Harmonien. Um wie viel besser könnte es sein, würde Denalane mehr geradlinigen Mut in ihre Stimme packen! Dennoch: Näher kommt dem aktuellen Soul hierzulande niemand, auch wenn die dunkel pochenden, sacht zurückgenommenen oder hell-funky Beats mehr Alicia Keys als Solange Knowles sind. Na und? Es gibt einige fein elektronisch gelungene Nummern, wie „Hologramm“ mit seinem zärtlichen AutoTune-Effekt, schöne, an Lauryn Hill erinnernde Momente zur Akustischen. Denalane bleibt eine überaus angenehme, geschmeidige und kompetente Sängerin. (*Universal*)

MARKUS SCHNEIDER



Wesley Stace

Wesley Stace's

John Wesley Harding

★★★★½

Wohltemperierter Folk-Country-Pop mit Jayhawks-Unterstützung

Er sei durch mit dem Rock'n'Roll, kokettiert der 51-jährige Exilant aus East Sussex, der einst als John Wesley Harding wie ein Elvis-Costello-Klon daherkam, doch in den USA längst zur eigenen Stimme gefunden hat. Dem Eingangscredo zum Trotz heuerte Stace mal eben die Jayhawks als Backing-Combo an. Deren „Minneapolis sounds“ schmiegen sich wie ein Maßanzug an zwölf wohltemperierte Folk-Country-Pop-Stücke, in denen die Erinnerung immer noch ein kleines Paradies sein kann, vom Akustik-Shuffle „How To Fall“ bis zum „Hastings Pier“, über dem sanft ein Psychedelia-Wölkchen schwebt. Schade nur, dass Stace einen der stärksten Songs am Ende fast versteckt. Andererseits: Gäbe es einen besseren Platz für die Losung „Let's Evaporate“? (*Yep Roc*)

JÖRG FEYER



Jesca Hoop

Memories Are Now

★★★★

Fast wie Mantras: Spartanische Folksongs der Eigenbrötlerin

Was für eine Biografie: Jesca Hoop wuchs unter Mormonen auf. Ihre Teenagerjahre verbrachte sie auf Wanderschaft, sie schlief unter freiem Himmel und im Winter in Scheunen und Ställen. Mit 20 war die Natur so sehr zu ihrer Heimat geworden, dass man sie zur Survival-Trainerin für schwer einzugliedern- de Jugendliche ausbildete. Unter Umständen, die sie bis heute im Vagen lässt, wurde Hoop schließlich Kindermädchen im Haus von Tom Waits – der Punkt ihres Lebens, an dem auch ihre musikalische Reise Fahrt aufnahm. „Sie ist eine alte Seele, eine schwarze Perle, eine gute Hexe, der rote Mond“, schrieb Waits über sie und verglich ihre Musik mit einem Bad unter den Sternen.

Ein Empfehlungsschreiben, das ihr viele Türen öffnete. Vier Alben hat Hoop seit 2007 veröffentlicht, die von komplex arrangiertem Indiefolk bis zu vielschichtig produziertem Poprock reichen, durchaus eingängig, aber immer etwas zu eigenbrötlerisch, um weite Kreise zu ziehen. Ihr fünftes Album stellt die weltabgewandte Eigenständigkeit der Vorgänger noch in den Schatten. Es sind Songs wie aus Thoreaus Hütte: neun minimalistische, erdige, archaisch-knorrige Beschwörungsformeln, die sich zwar modernen Themen widmen – Beziehungskummer, digitaler Entfremdung –, aber weise über den Dingen stehen. Auf Krachgitarren oder Schlagzeug verzichten die spartanisch arrangierten Lieder fast vollständig, trotzdem sind sie von Rhythmus durchdrungen; etwas, das Hoop von Tom Waits gelernt hat.

Müheles synkopiert ihre Stimme das Gerüst aus Gitarre und Bass, ohne sich dabei allzu weit von deren Melodieführung zu entfernen. In anderen, bis zur Transparenz reduzierten Songs wie „Songs Of Old“ und „Pegasi“ gibt Hoops Stimme den Takt vor – ein aus allen kulturellen und zeitlichen Zusammenhängen entrückter Folk, dessen Mantraqualität dazu einlädt, ihn immer wieder zu hören, ihn zu drehen und zu wenden wie ein gut ausgeführtes Handwerk, das sich selbst genügt und nicht für die Massenproduktion bestimmt ist. (*Sub Pop*)

FABIAN PELTSCH



The Band Of Heathens

Duende

★★★★

Americana, R&B, Soul und mehr: Fabelhafte Lieder der Texaner

Noch eine fabelhafte Platte der Band Of Heathens: Nachdem sich das aus Texas stammende Quartett um Gordy Quist und Ed Jurdi auf „*Sunday Morning Record*“ (2013) nach einem einschneidenden Line-up-Wechsel neu konzentrieren musste, breitet sich auf „*Duende*“ ein enormes Stilvermögen aus. Die hier typische, herzergreifend schöne Songwriter-Americana („Keys To The Kingdom“, „Cracking The Code“) steht neben dampfendem Heartland-Rock-goes-Rhythm-&-Blues („Trouble Came Early“), Beatles-Fresken („Sugar Queen“) und im Falsett gesungenem Southern Soul & 70s-Funk („Daddy Longlegs“). Das alles ist so selbstverständlich eine einzige großartige Musik, weil Quist und Jurdi meisterhafte Songschreiber sind, die über immense spielerische Fähigkeiten und großes Stilbewusstsein verfügen. (*Blue Rose*)

JÖRN SCHLÜTER



The Magnetic Fields

50 Song Memoir

★★★★½

Tendenziell größenwahnsinnig: Stephin Merritt erinnert sich

Dieses tendenziell größenwahnsinnige Werk kann nur von dem Mann kommen, der uns 1999 schon mit gleich „*69 Love Songs*“ beglückt hatte. Hier hat's immerhin noch für 50 Stücke gereicht, eines für jedes Lebensjahr von Stephin Merritt bis 2015. Mit Ukulele und der Saint-Thomas-Spurensuche „Wonder Where I'm From“ startet eine erhellende, erschlagende, absurde, amüsante Tour de Force, in der autobiografische Einstiche („My mother found another jerk...“) direkt neben popkulturellen Wegmarken („How To Play The Synthesizer“, 1981) lauern. Sogar Grace Slick („They're Killing Children“, 1970) ist notiert. Und das Tachtelmechtel mit dem Ex 2003 gar nicht so übel. „I Wish I Had Pictures“, singt Merritt mit 49 schon gegen das Vergessen an. (*None-such/Warner*)

JÖRG FEYER



Sleaford Mods

English Tapes

★★★★½

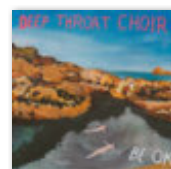
Sexy Wut: Die britischen Sozialnörgler sind wieder auf Zinne

Als ein britischer Journalist die besondere Energie der Sleaford Mods neulich mit jener der Ramones verglich, schnarrte Jason Williamson, Sänger des Duos: „Besser als John Cooper Clarke oder Ian Dury oder irgendein anderer Arsch, den ich nie gehört habe.“ Wenn einen aber ein bassbrummelndes Stück wie „Cuddly“ von diesem vierten Album der Sozialnörgler aus Nottingham nicht an John Cooper Clarke erinnert, hat man diesen Paten der britischen Punk-/Spoken-Word-Szene wohl tatsächlich nie gehört. Zwar basiert es auf abstrakten, abgespeckten, bouncigen Clubeats. Aber die harte, unverbaut lokalidiomatische Sprache, die präzise Beobachtung aus gesellschaftlich deutlich positionierter Sicht: So angepisst klingt nur die britische Arbeiterklasse.

Fairerweise muss man sagen, dass Cooper Clarke nur selten eine derart coole, der Sturheit des Redens so angemessene musikalische Begleitung hatte, wie Andrew Fearn sie für die Sleaford Mods auch diesmal besorgt. Neues hört man nicht, sie pflöckeln ungerührt elektronisch perkussive, jedes Synthiepops unverdächtige, trockene bis topfige, dabei minimalistische, ab und an punkige Basslines und Beats daher. Aber das Album scheint noch in den, wie „B.H.S.“, ganz gestrippten, repetitiven, perkussiven Stücken produzierter und voller als bisher. Auch insofern kann man wohl die abgespeckte „Word Up!“-Variation „Just Like We Do“ originell finden. Richtig ungewöhnlich ist hier aber nichts – sie können ja durchaus in einem schuffligen, etwas stur synkopierten Gang-Of-Four-Sinne funky sein.

Williamson beherrscht dabei innerhalb des Terrains von Punkpoesie bis Mark-E.-Smith-Zetern eine kleine Palette von Styles: von nasalem Hohn über aufgeregte schlechte Laune bis hin zu shoutender Miesepeitrigkeit, mit der er dann Ausbeutern, Miethaien, Politikern (usw.) die Nase platt drücken kann. Bei all der hageren Grämlichkeit der Atmosphäre und bei dem zweifellos schlechten Gebiss, durch das hier alles gepresst wird, fragt man sich schon, wieso das so sexy und amüsant wirkt. Aber so ist es. (*Rough Trade/Beggars*)

MARKUS SCHNEIDER



Deep Throat Choir

Be OK

★★★

Ein britischer Frauenchor singt Lieblingsstücke und Eigenes

Die Britin Luisa Gerstein hatte die Idee zu diesem Projekt, einer Kombination aus Bass, Schlagzeug und Frauenchor, die mit verzweigten Harmonien verzaubert. Gersteins vorausgegangene Überlegung, dass viele Stimmen aus einer Melodie ungleich mehr Facetten herausholen als eine einzelne, geht mal mehr, mal weniger auf. „Ritual Union“ von Little Dragon ist kaum wiederzuerkennen, was vor allem daran liegt, dass nicht nur Gesangselemente des Originals von Chören adaptiert werden. Im Fall von Amy Winehouse' „In My Bed“ gelingt zwar die Überführung zu einer Art Gospel – trotzdem wirkt die Interpretation nur wie eine Lockerungsübung eines regionalen Feierabend-Singvereins. Der Verzicht auf ein ordentliches Band-Arrangement schmälert leider auch hübsche Eigenkompositionen wie „Be OK“. (*Bella Union/PIAS*)

MAX GÖSCHE



Emel Mathlouthi

Ensen

★★★

Die tunesische Songschreiberin entfaltet kosmopolitische Sounds

Einst stand sie auf der Avenue Habib Bourguiba in Tunis und half mit ihrem Gesang, den Diktator Ben Ali zu stürzen. Heute lebt die musikalische Heldin der Jasminrevolution in New York und pflegt einen Electro-sound, der eher kosmopolitisch als arabisch ist; ihr zweites Werk wurde unter anderem vom Sigur-Rós-Produzenten Valgeir Sigurðsson betreut. Mathlouthi faltet ihre Stimme von zerbrechlichem Sopran bis zu suggestivem Dräuen in Chören auf. Rhythmische Impulse kommen zwar auch mal von traditionellen Lautenriffs oder rauchiger Flöte, viel mehr aber von scharfkantiger, martialischer Perkussion. In „Ensen Dhaif“ singt sie vom Kampf gegen die Hoffnungs- und Hilflosigkeit, die einen wie ein Tier anfallen kann. Der Arabische Frühling hat mehr Wunden aufgerissen als geschlossen. (*Partisan*)

STEFAN FRANZEN



Dear Reader

Day Fever

★★★★

Intimer Kammerfolk von der Kosmopolitin Cherilyn MacNeil

Man möchte noch ein Scheit Holz in den flackernden Kamin werfen, einen Schluck Rotwein nachgießen und sich gemütlich in eine Decke kuscheln, während dazu das vierte Album von Dear Reader läuft. Aus einem Trio entstand im Lauf der Jahre das Soloprojekt der Südafrikanerin Cherilyn MacNeil, die bereits seit einer Weile in Berlin lebt, für die Aufnahmen von „Day Fever“ aber nach San Francisco gereist ist, ins Studio von John Vanderslice. Dieses Unterwegssein zwischen den Kontinenten hat zu einem intimen Kammerfolk geführt. Songs wie „Then, Not Now“ klingen, als wären sie in einem abgelegenen Landhaus zwischen alten Büchern entstanden. In „Oh, The Sky!“ winken Heilige aus Bildern, rattern die Jalousien, zerspringen die Fenster. Wie sang Dirk von Lowtzow so treffend? „Relax, it's only a ghost.“

(City Slang)

JÜRGEN ZIEMER



Entrance

Book Of Changes

★★★★½

Pop und Poesie: Guy Blakeslee mit ergreifenden, dandyesken Songs

Nach zwei Soloalben unter eigenem Namen heißt Guy Blakeslee nun wie zu Beginn seiner Karriere wieder Entrance. Mit diesem in elf Studios entstandenen Album hat er sich vorgenommen, zum Kern des Songs vorzustößen, zur Kraft von Text und Melodie. Und das macht er gut. Im Vordergrund stehen seine markante Stimme und sein kristallines, meist akustisches Gitarrenspiel. Hinzu gesellen sich Bass, Schlagzeug, Streicher, Piano, Xylofon, Glocken und die traumverlorenen Stimmen von Jessica Tonder und Lael Neale. Die Lieder selbst tragen Spuren des Blues in sich, von Folk und Flamenco. Vergessen sind Blakeslees Tage als psychedelisch angehauchter Rocker, nun herrschen Pop und Poesie, Feierlichkeit und Fragilität, vorge-tragen mit der Geste und Ambivalenz des Dandys. Es lebe der Wandel!

(Thrill Jockey)

ALEXANDER MÜLLER



FÜR ALLE(S)
OFFEN
Sinkane

Inneres Leuchten

Leichterzige Musik für schwere Zeiten: Ahmed Gallab verbindet vergnügt Soul, Funk und Sounds aus der Sahara

Sinkane *Life & Livin' It* ★★★★★½



Es beginnt mit dem glitzernden Paillettenrock einer schönen Frau, die sich elegant durch einen afrikanischen Club schlängelt. Die Menschen um sie herum lachen und tanzen, die Band strahlt vor Spielfreude. Die Kleidung, die Möbel, die Augen: Alles leuchtet in erlesenen Farben. Doch immer wieder fällt der Blick auf einen Fernseher, der eine andere Realität zeigt: grobkörnige Schwarz-Weiß-Bilder von schwer bewaffneten Soldaten, die auf der Straße Menschen bedrängen und in Schach halten.

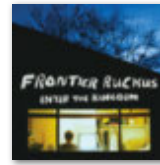
Das Video zu „U'Huh“ bringt das Album von Sinkane ziemlich gut auf den Punkt: Es geht um leichterzige Musik für schwere Zeiten. Stilistisch sehr unterschiedliche, aber im weitesten Sinne afrikanisch klingende Songs, die das Leben feiern – ohne deshalb den Terror in vielen Teilen der Welt zu ignorieren.

Sinkane ist das Alter Ego und zugleich die vierköpfige Band von Ahmed Gallab, der unter anderem bei DFA das etwas kantigere Album „Mars“ veröffentlicht hat. Zuletzt tourte der in England geborene und in Brooklyn lebende Sudanese mit der Atomic Bomb Band, einem 15-köpfigen Allstar-Ensemble, dem unter anderem David Byrne, Damon Albarn, Jamie Lidell und Pharos Sanders angehören. Gemeinsam spielte man sich durch das musikalische Werk des nigerianischen Psychedelic-Funk-Meisters William Onyeabor, der leider am 16. Januar verstorben ist.

„Life & Livin' It“ funktioniert im Prinzip wie ein gutes DJ-Set. In „Favorite Song“ geht es um das Gefühl, niemanden auszuschließen: „When you play a song that everyone knows, everybody is connected, lost in the music“, sagt Ahmed Gallab, dessen hoher Kopfgesang gelegentlich an den Soul der frühen Siebziger erinnert. In „Telephone“ serviert er dazu einen bassatten, aber trockenen Funk, die Bläser werden von der Daptone-Band Antibalas beige-steuert. „Passenger“ hat diesen herrlichen schaukelnden Rhythmus, den man auch von Wüstenrockern wie Tinariwen kennt, doch das hier ist leichter, vergnügter.

Was „Life & Livin' It“ so gut macht, ist die Selbstverständlichkeit, mit der Soul, Funk und Musik aus der Sahara eine Verbindung eingehen. Songs, die von innen leuchten. (City Slang)

JÜRGEN ZIEMER



Frontier Ruckus

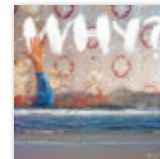
Enter The Kingdom

★★★

Elegisch-melancholischer Americana-Pop aus Michigan

„Come on down and visit me“, fleht Matthew Milia einen gleich herein, irgendwo da draußen in den Suburbs von Michigan. Eine Einladung, der nur schwer zu widerstehen ist, weil sich Frontier Ruckus mit ihrem fünften Album im großen Americana-Pop-Reigen exponiert behaupten können. Dabei bleibt das banjofrische „27 Dollars“ untypisch für ein sonst eher elegisch-melancholisches Gesamtwerk. Das setzt als wesentliches Stilmittel auf mutig schwebende Streicherarrangements, doch hat die Band mit „Sarah Springtime“ und „If You Can“ auch zwei Treffer in der Abteilung Bettkanten-Folk vorzuweisen. Als Drummer in Nashville half ein alter Bekannter: Wilco-Gründungsmitglied Ken Coomer. „I'm hoping our flowers are still burning“, singt Milia. Verwelkt sind sie jedenfalls nicht. (Loose/Rough Trade)

JÖRG FEYER



WHY?

Moh Lhean

★★★

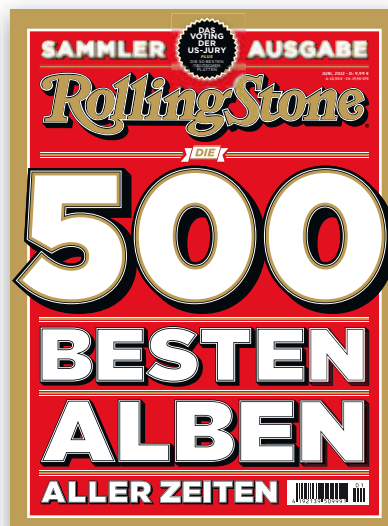
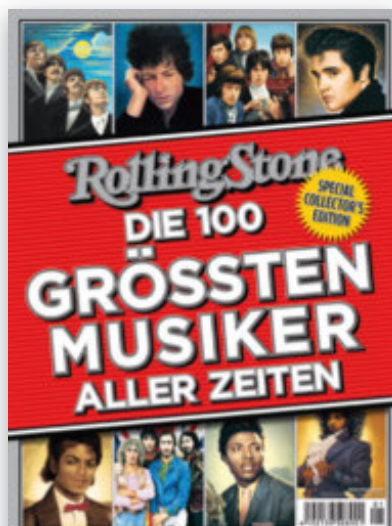
Singer-Songwritertum aus Kalifornien mit Elektroanschluss

Die kalifornische Band WHY? hat für ihr sechstes Album die Genre-schublade „Alternative HipHop“ verlassen und stößt nun im Singer-Songwriter-Regal mit Elektroanschluss. Sänger Yoni Wolf erkrankte während der Aufnahmen an Morbus Crohn. In den Songs setzt er sich entsprechend mit einer ungewissen Zukunft auseinander, im pulsierenden und von Breaks in träumerische Gefilde umgeleiteten „Proactive Evolution“ sind Stimmen seiner Ärzte gesampelt – von Verzweiflung aber keine Spur. Das in Wolfs Heimstudio produzierte Album verströmt Zuversicht. Die Songs umgibt ein ausgebeulter Kokon, Wolfs quäkig-melodische Stimme weht wie aus Nachbars Garten herüber. Filigran arrangierte Sounds verschmelzen mit warmherzigen Pianos oder unsentimentalen Gitarren. (Joyful Noise/Cargo)

SYLVIA PRAHL

RollingStone

SAMMLER-AUSGABEN



SAMMLUNG KOMPLETT?
JETZT DIREKT BESTELLEN!

ROLLINGSTONE.DE/SHOP



Alejandro Escovedo

Burn Something Beautiful

★★★★½

Der Songschreiber spielt mit Peter Buck mal magisch, mal routiniert

Peter Buck und Scott McCaughey musizieren gern zusammen. Das haben sie schon auf sehr vielen, vielleicht zu vielen Platten unter Beweis gestellt. Diesmal haben sie den texanischen Songschreiber Alejandro Escovedo für ihre Zwecke eingespannt, denn auch wenn es äußerlich Escovedos Album ist, hört man den Einfluss von Buck-McCaughey in fast jedem Stück, nicht nur weil die beiden „*Burn Something Beautiful*“ produziert haben – sie haben auch an allen Songs mitgeschrieben.

Rein klanglich kommen Liebhaber der Americana hier voll auf ihre Kosten. Die Verstärker glühen, die Riffs sorgen für den angemessenen abgründigen Südstaaten-Swamp. Und zum Ausweis der Virilität im vorgerückten Alter klatschen die Männer in die Hände und hauen zünftig in die Saiten. Da rumpelt und schepert es in „Horizontal“ und erinnert unverkennbar an „*Monster*“ von Bucks Exband R.E.M., ein Chor repetiert das liebeskranke Lamento „I wanna go where you go“, und ein Gitarrensolo befeuert das Verlangen mit zerdehnten Wah-Wah-Tönen. Das schicksalsergebene „Sunday Morning Feeling“ gibt Buck einmal mehr Gelegenheit, ein paar Byrds-Licks einzustreuen.

Auf magische Escovedo-Momente, wie man sie etwa vom grandiosen „*A Man Under The Influence*“ kennt, muss man lange warten. Doch dann kommen „*Suit Of Lights*“ (ein Stück, das auch aus der Feder von Tom Petty stammen könnte) und die finstere Versenkung „*Redemption Blues*“. Nirgends harmonieren Bucks Folkrock-Exkursionen und Escovedos Stoizismus so gut wie in „*Johnny Volume*“. Und in den bitter-melancholischen Abgesängen „*I Don't Want To Play Guitar Anymore*“ und „*Farewell To The Good Times*“ ist Escovedo schließlich ganz bei sich. Leider vergewissert er sich zwischendurch zu oft seiner Bluesrock-Wurzeln. Am Ende schweben Frauenstimmen über einem Schlachtfeld aus Saxofon und Schlagzeug; sie rufen ihm zu: „We are not alone!“ Die transzendenten Stücke waren immer seine Stärke, das sumpfige Altherrengegniedel kann er getrost anderen überlassen.

(Fantasy/in-akustik)

MAX GÖSCHE

ROCKS

HÄRTERES UND HARTES – VON FRANK SCHÄFER



Spidergawd IV ★★★★★

Das charmant geklaute Thin-Lizzy-Riff im großen Auftaktsong ist mehr als nur eine Verbeugung des norwegischen Stoner-Quintetts vor dem britischen Hardrock: Es ist ein Wink mit dem Zaunpfahl. Der Sound mölmt zwar immer noch wie in den frühen Siebzigern, aber auf ihrem vierten Album hat die Band durchaus auch das Ende des Jahrzehnts im Blick, als sich das Genre wieder zu häuten begann und sich noch einmal die Schlagzahl erhöhte. Spidergawd reanimieren diese Verve, vor allem aber schlagen sie mit großem Meißel immer wieder erhabene, überwältigende Harmonien aus dem Soundgeröll, die Per Borten nicht nur einfach shoutet, sondern sich wahrhaft zu eigen macht.

(Crispin Glover)

Black Star Riders Heavy Fire ★★★

Apropos Thin Lizzy: Was Scott Gorhams Nachfolgetruppe auf den beiden bisherigen Alben an Notwendigkeit fehlte, glich sie mit ihrer spielerischen Souveränität aus. Das gilt auch für „*Heavy Fire*“. Ricky Warwick gibt die mehr als undankbare Rolle als Lynott-Ersatzmann mit Anstand. Und einmal mehr fallen ein paar Songs ab wie der luftige Sommerschunker „*Dancing With The Wrong Girl*“ oder das hübsche Ruhrstück „*Cold War Love*“, die sich gegenüber den Klassikern durchaus behaupten können. Live ist das sowieso aus einem Guss und ein noch größeres Vergnügen. (Nuclear Blast)

Horisont About Time ★★★★★½

Wer bei Gorham & Co. Lizzys leicht pappigen Siebziger-Sound vermisst und auch ein wenig die wehmütig singenden Twin-Leads, landet unweigerlich bei Horisont. Die fünf Schweden gehören zu den talentiertesten, abgefeimtesten Retro-Adepten derzeit und verschmelzen auf organische Weise Prog-Rock mit britischem Protometal. Das oftmals Albern-Präventiöse des Prog bändigen sie mit ihrem unbedingten Willen zur Hook und ihrem guten Gespür für Dramaturgie. Die Band zaubert im Dreieinhalb-Minuten-Format. (Century Media)

Danko Jones Wild Cat ★★★★★

Nach dem schwächeren, vielleicht zu routinierten letzten Album, „*Fire Works*“, gießt das kanadische Powertrio Kerosin in die Glut. Mastermind Danko Jones skandiert seine augenzwinkernden Prollparolen, schießt dazu die typisch abgehackten Riffs aus der Hüfte, um es dann im Refrain richtig laufen zu lassen. Wenn ein Fußballverein demnächst mal wieder eine Stadionhymne braucht: Hier wird er gleich mehrfach fündig. Und „*Wild Cat*“ hält das Niveau. Immer wenn man meint, jetzt sei die Luft langsam raus, kommt eine dieser miesen kleinen Speednummern mit Dankos nervösem, irrwitzigem Scat-Gesang. Ein Album, das man nicht im Auto hören darf, wenn man schon ein paar Punkte in Flensburg hat. (AFM)



Son Volt

Notes Of Blue

★★★★½

Jay Farrar entgeht souverän der Bluesrock-Gniedelfalle

Der Blues? „That's the place I turn to be lifted up“, verkündet Jay Farrar und macht sich ans Werk, inspiriert und geleitet von den speziellen Gitarren-Tunings eines Fred McDowell, Skip James, Nick Drake. Doch nach der sehr gelungenen Trad-Country-Hommage „*Honky Tonk*“ vermutet man zunächst Etikettenschwindel, wenn eine sehr vertraute Pedal-Steel die dunkle Durchhaltelösung „*Promise The World*“ illuminiert – bevor „*Back Against The Wall*“ gar hymnisch direkt noch einen draufsetzt. Eine schwer verzerrte Sologitarre setzt hier schon den Ton für den Rest des Albums. Und dann fliegen einem die kantigen Stop-and-Go-Riffs von „*Static*“ oder „*Lost Souls*“ um die Ohren, stampfen Son Volt über die „*Cherokee St*“, lärmt trotzig der kunstvoll ausgebremste Boogie „*Sinking Down*“ herum, alles „*heavily amplified*“, wie Farrar nicht zu viel verspricht.

Der großen Bluesrock-Gniedelfalle entgehen Son Volt souverän, weil aller Sound nur Songs zu dienen hat, die noch unter oder knapp über drei Minuten landen. Nach gut 31 Minuten will man „*Notes Of Blue*“ gleich noch mal hören. Nur „*Cairo And Southern*“ braucht etwas länger, um sich als unheimliche Hüttenmeditation entfalten zu können. „*Threads And Steel*“ hingegen ist auch als früher Black-Keys-Outtake denkbar, cool und unheimlich. „*There's a man goin' 'round and takin' names*“, hat Farrar beobachtet, als Sänger wie stets gerade deshalb so eindringlich, weil er so limitiert ist. Auch im einzigen Akustikstück, „*The Storm*“.

„It's always midnight way down in Hell“, hat Jay Farrar auf seiner Reise zum Blues herausgefunden – und dabei wohl nicht ganz so viel Vergebung gefunden wie anfangs erhofft. So haben Son Volt ein Album gemacht, das besser zum Zeitgeist passt, als ihnen lieb sein kann, zum Auftakt einer Präsidentschaft, wie die USA sie zumindest in neuerer Zeit noch nicht gesehen haben. Wirklich verzweifeln mag Jay Farrar darüber aber auch nicht. Wie singt er: „*What survives the long cold winter will be stronger and can't be undone.*“ (Thirty Tigers/Alive)

JÖRG FEYER



Six Organs Of Admittance

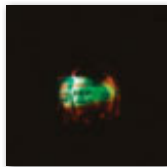
Burning The Threshold

★★★

Rückkehr zur Konvention, doch Ben Chasny bleibt eigenwillig

Etwas überraschend kehrt Ben Chasny hier zu einer Art konventionellem Folkrock-Songwritertum zurück. Zuletzt hat er sich ja zweimal mit seinem selbst ausgedachten Improv- und Kompositionssystem Hexadic freiformerisch betätigt (und ein geradliniger Liedermacher war der Psychedliker ja nie). Auch hier, auf dem 20. Album, erkennt man ihn natürlich als eigenwilligen Schreiber, ein bisschen John-Fahey-virtuos klimpernd und plinkernd, auf ungerührte Art heiter. Fragile Melodien, gedimmte Harmonien, träumerisch verhangene Zerbrechlichkeit, auch wo es vordergründig bluesig-kantiger zugeht – ein immer sorgfältig gestalteter, kreiseln-der Stillstand. (*Drag City*)

MARKUS SCHNEIDER



Bela B

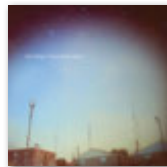
Bastard

★★½

Country-Rockabilly-Songs und Klamauk vom Ärzte-Schlagzeuger

Die Ärzte liegen seit Sommer 2013 im Dornröschenschlaf, die Bandmitglieder haben Zeit für mehr oder minder exzentrische Soloprojekte. So widmet sich Bela B hier einem Lieblingsthema: Er verbindet sein Audiobook über den 1966er Italo-western „Sartana“, das Synchronsprecherlegende Rainer Brandt feiert, mit einem selbstironischen Musikprojekt. Es gibt „Sartana“-Audioschnipsel, allerlei Klamauk und natürlich Country-Rockabilly-Songs vom Meister selbst. Zwischendurch klimpert das Saloonpiano, und seine Projektpartnerin Peta Devlin singt von Frauenpower im Cowboyland, ein Stück heißt „Ode an das Bahnhofskino“. Ein solider Spaß, nicht mehr, nicht weniger. (*B-Sploitation/Rough Trade*)

RALF NIEMCZYK



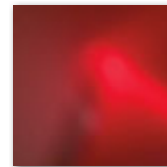
Dave Hause

Bury Me In Philly

★★★

Blue-Collar-Rock mit großem Herzen, von Eric Bazilian produziert

Dave Hause hat seine Wurzeln (unter anderem mit der Band The Loved Ones) im Punkrock: Das hört man auch seinem dritten Album unter eigenem Namen an. Doch der aus Philadelphia stammenden Sänger und Gitarrist lenkt seine Energie längst in amerikanischen Blue-Collar-Rock, hat das große Herz von Bruce Springsteen und die verzweifte Romantik von Punk-goes-Folk-Songschreibern wie Rocky Votolato, Chuck Ragan oder Rob Moir, zum Beispiel beim himmelstürmenden Auftakt, „With You“. Hause hat seine Songs fest im Griff und wirft sich in jeden Song, als wäre es sein letzter. Produziert hat „Bury Me In Philly“ Eric Bazilian von den 80s-Pop-Folkern The Hooters, ebenfalls aus Philadelphia. (*Rise*) **JÖRN SCHLÜTER**



Meat Wave

The Incessant

★★★★

Krawumm! Ein störrischer Post-Punk-Geniestreich aus Chicago

„Du musst nur die Laufrichtung ändern“, sagt die Katze in Kafkas Kleiner Fabel, bevor sie die Maus frisst. Die Maus spielt hier Chris Sutter, der mit Meat Wave, begleitet von Drum-Stakkatos und Krawallgitarren, Panikattacken, Wutausbrüchen, Frust und Verzweiflung, nach einem Ausweg aus einer Welt sucht, die immer enger wird. „The Incessant“ ist eine störrische Post-Punk-Platte, der Steve Albini eine unerhörte Präsenz beschert. Das Trio aus Chicago tobt durchs eskapistische „Run You Out“, vertont in „To Be Swayed“ brachial Selbstzweifel, der Titelsong ist eine Untergangshymne: „Lost, aimless or confused/ In every aspect I’m unsure what I’m doing“, singt Sutter. Und die Katze wartet schon. (*Big Scary Monsters/Alive*) **GUNTHER REINHARDT**

UNSERE LIEBSTEN PLATTENLÄDEN

Empfohlen von **Rolling Stone**

BENSHEIM

Musikgarage Bensheim

Rock, Pop, Indie,

Heavy, Jazz, Klassik

64625 Bensheim • Bahnhofstr. 24

BERLIN

Rocksteady Records

Rock/Pop, Punk, Wave, Metal,

Jazz, Blues, Reggae, Ska,

Raritäten, Klassik, Vinyl

10585 Berlin • Zillestr. 74 + 76

Silver Disc

Rock, Pop, Jazz, Klassik, R&B,

Metal, Indie, Worldmusic

10997 Berlin • Wrangelstr. 84

Oldschool Berlin

Jazz, Pop, Klassik (CD, DVD),

Vinyl - neu & gebraucht)

10629 Berlin • W.-Benjamin-Platz 2

BONN

Mr.Music

Rock, Pop, Soul, Blues, Jazz,

World, Heavy, Kölsch

53111 Bonn • Maximilianstr. 24

CHEMNITZ

Underworld Records

Vinyl neu und 2nd Hand,

Various Styles of Music

09130 Chemnitz • Hainstr. 83

DRESDEN

Sweetwater

Independent, Rock,

Klassik, Jazz, Vinyl

01326 Dresden

Friedrich-Wieck-Str. 4

DÜSSELDORF

A und O Medien

Rock/Pop, Electronic/ Club, Reg-

gae, World-Music, Jazz, Klassik

40212 Düsseldorf

Schadow Arkaden, 1. Etage

ERLANGEN

Der Schallplattenmann

Indie, Pop, Rock, Singer/

Songwriter, Jazz, Roots, Ska

91054 Erlangen • Fahrstr. 12

GEORGSMARIENHÜTTE

jpc-Schallplatten

Pop/Rock, Jazz, Klassik

49124 Georgsmarienhütte

Lübecker Str. 9

HAMBURG

Theaterkasse Schumacher

Ticketbörse

20457 Hamburg

Kleine Johannisstr. 4

HANNOVER

25 music

Rock, Pop, Punk, Indie,

Metal, HipHop, House

30161 Hannover • Lister Meile 25

KÖLN

as/if records

Record Store Café

50672 Köln • Brüsseler Str. 92



MUSIKGARAGE-BENSHEIM

64625 Bensheim

Bahnhofstraße 24

PLATTEN-LADEN DES MONATS

MANNHEIM

Come Back Records

Pop, Rock, Alternative, Metal

68161 Mannheim • S1, 17

NÜRNBERG

mono-Ton

Indie, Electronica, Rock & Pop,

Techno, Hip-Hop, Dubstep, Jazz

90402 Nürnberg • Jakobstr. 37

LANDSBERG

DISC

Musik, Buch, Film

86899 Landsberg

Herzog-Ernst-Straße 179B

TÜBINGEN

Rimpo Records

Pop/Rock, Jazz, Dance,

Worldmusic, Klassik

72070 Tübingen

Ammergasse 23



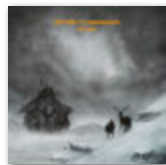
Bilderbuch

Magic Life

★★★

Ambitionen und Effekte – aber leider gar keine Hits mehr

Der Vorgänger, „*Schick Schock*“, war bereits halbgar. Da gab es Popknaller wie „Maschin“ oder „OM“, aber leider auch Songs, die sich anhörten, als hätte der Gitarrist zu viele „Ideen“. „*Magic Life*“ besteht nur noch aus zweifelhaften Ambitionen – kein einziger Hit weit und breit, der Titelsong erstickt in Studioteknik. „Baba“ wäre sicher gern so ein sexy Roller geworden, wie Bilderbuch sie früher rausgehauen haben. Leider reimt sich „Monika“ auf „ah-ah“ und „ba-ba“, und wenn die mit tausend Effekten aufgepumpte Gitarre einsetzt, ist das, als würde jemand seinen bunt angemalten Pimmel auf den Tisch hauen und rufen: Jetzt alle mal hersehen! Ein Stück heißt tatsächlich „sneakers4free“ und klingt auch so. Allein „Bungalow“ erreicht noch eine gewisse Ähnlichkeit mit den alten, sich vor Falco verneigenden Hits. (Virgin) **JÜRGEN ZIEMER**



Mike Oldfield

Return To Ommadawn

★★★

Der Multiinstrumentalist kehrt zu wohlklingender Weltmusik zurück

Südafrikanische Trommeln, Panflöten, keltische Referenzen. Noch bevor Peter Gabriel selbige entdeckte und das WOMAD Festival erfunden wurde, flirtete Mike Oldfield vor 41 Jahren auf „*Ommadawn*“ mit Weltmusik. Damals brauchte er dieses Mammutprojekt, um den Tod seiner Mutter zu verarbeiten. Mit „*Return To Ommadawn*“ begann der Brite nach dem Verlust seines Sohnes. Im Gegensatz zu damals spielt Oldfield diesmal alle 22 Instrumente selbst, wobei er einige Originalutensilien digital aufbereiten musste. Und natürlich dominiert sein typisches Gitarrenspiel. Es ist Oldfields 26. Studioalbum, und man darf behaupten, dass dieser Nachschlag (trotz New-Age-Gesumse) weder peinlich wirkt noch es an Wohlklang mangelt. Nur fehlt ihm bisweilen die Energie des Originals. (Universal) **FRANK LÄHNEMANN**

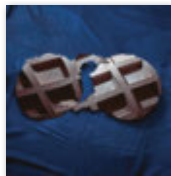
DURCHGEKNALLT
Dirty Projectors



Betrübte Hipster

Vielschichtiger, futuristischer Pop voll schmerzhafter Schönheit aus Brooklyn vom ewig einsamen David Longstreth

Dirty Projectors *Dirty Projectors* ★★★★★



Beginnen Sie dieses Album am besten mit dem Stück „Winner Take Nothing“. Er ist zwar auch auf Dauer das beste, aber vor allem gibt er seinen Hörern noch recht konventionelle Halteleinen aus Pop-, Soul- und Beat-Geschichte mit. Ein ganz wunderbarer Song, ungefähr in der Mitte dieses achten Albums, mit sehrend schwebendem Falsett, zischend metallischen Claps, bauchiger Bassdrum, unerklärlichen Breaks und funky schrägen, an- und abschwellenden, rätselhaften Schabesounds. Diese Mittel bestimmen im Ganzen keinen kleinen Teil dieses tollen Albums, wobei die Beats und Stimmen in je unterschiedlichen Formen der Auflösung, des Bratens, Brutzelns und Siedens auftauchen, und die Stimme erscheint in vielen Bon-Iver-artigen Layern und Verfremdungen, unterstützt auch mal von Solange Knowles, der R'n'B-Sängerin der Stunde.

Oft hat man den Eindruck, als hätte ein elektronisch begabter Jazzer Timbalands Futurismus bei den Soloalben Justin Timberlakes für die aktuelle Clublandschaft neu bedacht. Dies ist jenseits der schmerzvollen Schönheit einiger der Tracks interessant, weil Timberlake schon 2004, zu Zeiten des Dirty-Projectors-Debüts, „*The Glad Fact*“, zu den Lieblingen von David Longstreth zählte – neben, so hieß es, Beethoven, Led Zeppelin und Wagner. Klar, muss man nicht so ernst nehmen, und tatsächlich hörte sich dieses Album noch sehr nach durchgeknalltem Indierock aus Brooklyns hippestem In-Stadtteil Williamsburg an. Andererseits klingt nun dieses (wie ein Debüt nach der Band betitelte) Album ein bisschen wie eine durchgeknallte Elektroproduktion aus Williamsburg, und wie damals ist Longstreth hier nach einer Trennung wieder wesentlich allein und hörbar betrübt.

Im ersten Track, dem verschlurft-verdrehten „Keep Your Name“ geht es darum, trotzdem den Bandnamen zu behalten. Wie er seine private wie musikalische Langzeitpartnerin und Gitarristin, Amber Coffman, traf und verlor, behandelt die kleine Progsoul-Oper „Up In Hudson“ mit großartig arrangierten, kontrastierenden Bläuserschüben, komisch wackelnden Shuggie-Otis-Trommeln und weit ausladendem Gesang. Und am Ende zeichnet er in „I See You“ zu einer geisterhaft verzerrten „A Whiter Shade Of Pale“-Orgel den Silberstreif der Versöhnung an den Horizont. (Domino) **MARKUS SCHNEIDER**



Rich Hopkins & Luminarios

My Way Or The Highway

★★★

Knarzender Countryrock, bei dem Sound und Emphase stimmen

Es weht ein vertrautes Gefühl durch die Musik von Rich Hopkins, Desert-Rocker und Americana-Verweser. Auch auf dem in Austin, Houston und Tuscon aufgenommenen „*My Way Or The Highway*“ stimmen Sound und Emphase: Mit Gattin Lisa Novak sowie wechselnden Rhythmusgruppen präsentiert der Sänger und Gitarrist knarzenden Countryrock, in dem der Charme der frühen Alternative-Country-Bands und der Altvorderen wie Young und Petty steckt. Zudem spürt man Hopkins' Kraft für konzise, nie bloß gestrige Kompositionen. Das toll erzählte Rezipat „Angel Of The Cascades“, der überlange Southern-Rock-Gitarrensturm „If You Want To“, das unbehauene, stampfende „Gaslighter“, der dylaneske Folkrock „Hell Or High Water“: Hopkins macht es his way und kommt zu Hause an. (Blue Rose) **JÖRN SCHLÜTER**



Mary Ocher

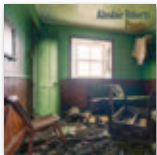
The West Against The People

★★★★

Ein schräges, aber kraftvolles Statement zur Not unserer Zeit

Auch diesmal sind die beiden Drummer von Your Government, die schon auf ihrem letzten Album zu hören waren, mit dabei. Außerdem hat sich Mary Ocher für zwei Stücke mit Felix Kubin und Die Tödliche Doris zusammengesetzt. Die exzentrische, in Moskau geborene und in einem Kibbuz aufgewachsene Künstlerin beschäftigt sich auf „*The West Against The People*“, flankiert von einem Essay, mit Themen wie Immigration, Diskriminierung, Fremdenfeindlichkeit, Existenzangst. Eine düstere Angelegenheit, textlich wie musikalisch: Industrial- und Ambientklänge für feuchte Kellerwände. Gerade in musikalischer Hinsicht aber auch extrem spannend wegen der Vielfalt der Rhythmen, der avantgardistischen Experimentierfreude, des wandlungsfähigen Gesangs. Nicht nur gut, auch bedeutsam. (Klangbad)

ALEXANDER MÜLLER



Alasdair Roberts

Pangs

★★★★

Tröstliche, sehr gegenwärtige
Folksongs vom Schotten

Alasdair Roberts makes Hausmusik great again, und das schon seit zwei Jahrzehnten. Damals erschien das erste Album seiner damaligen Band, Appendix Out. Noch immer haften den Platten des schottischen Folksängers und Songwriters etwas Exotisches an, scheinen sie doch aus einer anderen Zeit und von einer fernen Landschaft zu erzählen. Nach dem kargen letzten Werk von 2015, das nur den Namen des Künstlers trug, wird auf „Pangs“ wieder mit Klavier, Flöte und Fiddle musiziert, und Roberts spielt neben der tänzelnden akustischen auch eine herrlich perlende elektrische Gitarre.

„Friend of mine coming to dine and drink with me, now times are harder“, singt er gleich zu Beginn im Titelsong, und das klingt trotz der altmodisch anmutenden Intonation doch sehr gegenwärtig, denn härter werden die Zeiten allemal, und Alasdair hat dazu tröstende Lieder über die Dämmerung und die Vespertglocke, das Leben auf grünen Wiesen, in dunklen Wäldern und auf See. Mit tendrin findet sich ein Popsong mit (fast) new-wavigen Gitarren. Er trägt den Titel „The Angry Laughing God“.

(Drag City)

MAIK BRÜGGEMEYER



Judith Holofernes

Ich bin das Chaos

★★★★

Getragene Pianoballaden und
eingängiger Powerpop

„Wie würde dein neues Album aussehen, wenn es ein Gemälde wäre?“, fragt ein Fan Judith Holofernes auf ihrer Website. „Dunkelbunt“, antwortet die Musikerin. Es ist ihr zweites Solowerk, fünf Jahre nach dem vorläufigen Ende von Wir sind Helden. War der Vorgänger, „Ein leichtes Schwert“, noch Wimmelbild in Pop-Art-Optik, ist „Ich bin das Chaos“ in seinen besten Momenten wie ein Porträt von Vermeer: in sich versunkenes Menschsein, gekonnt ausgeleuchtet, würdevoll und echt. Gleich der Auftakt, „Der letzte Optimist“, stellt in der Tradition von Lou Reeds „Perfect Day“ herzerreißend Elend und Zuversicht gegenüber.

Fünf der elf neuen Stücke sind ähnlich getragene, traurige Pianoballaden, laut Holofernes bilden sie den „dunklen Hintergrund, vor dem die hellen Farben erst richtig leuchten“. Tatsächlich lassen auf wässrigen Rockriffs treibende, bis oben hin zugereimte Powerpop-Stücke wie „Charlotte Atlas“ und „Analogpunk“ alles neben sich verblassen. Gegen ihre penetrante Eingängigkeit haben subtile Töne keine Chance. (Därängdängdäng/Embassy Of Music)

FABIAN PELTSCH



Rhiannon Giddens

Freedom Highways

★★★★½

Feine und gar nicht staubige Traditionspflege aus North Carolina

Rhiannon Giddens ist eine ausgezeichnete Restauratorin. Mit ihrer Band Carolina Chocolate Drops hat sie dafür 2011 einen Grammy bekommen; für ihr Solodebüt war sie 2015 immerhin nominiert. Unter eigenem Namen fasst die 40-Jährige die Roots-Tradition mithilfe von sachte jazzigen Tricks noch ein bisschen weiter. Es gibt zwei Covers, einen Bürgerrechts-inspirierten Song der Staple Singers und einen einsam gezupften Folksong von Mississippi John Hurt.

Der kantige Funkblues von „Better Get It Right The First Time“ erinnert an die Ann Peebles der Hi-Tage, nur mit Rapper. „Birmingham Sunday“ bekommt eine Sonntagsschulstimmung mit Soulrock-Groove verpasst. Zu „Hey Bébé“ plunkert Giddens auf dem Banjo, während eine dreckige Trompete trötet. Statt T Bone Burnett hat diesmal der Roots-Spezialist und Multiinstrumentalist Dirk Powell aus Louisiana produziert. Giddens' Ton ist kontrolliert und elegant, zwischen glockig-folkig und gospelnd-dunkel. Sehr feine, sehr unstaubige Traditionspflege. (Nonesuch/Warner)

MARKUS SCHNEIDER



Laura Marling

Semper Femina

★★★★½

Berückendes Folk-Meisterwerk der besten britischen Songschreiberin

In einer Zeit, in der Feminismus immer mehr zum verkaufsträchtigen Label degradiert wird, hat Laura Marling nicht das Naheliegendste gemacht. „Semper Femina“ ist kein feministisches Statement, zumindest nicht im marketingtechnischen Sinne, sondern das Bekenntnis zu einer Weiblichkeit, die nicht von Männern definiert wird.

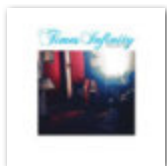
Die Songs sind nach dem meisterlichen, aber auch leicht unterkühlten „Short Movie“ zarter, sinnlicher, Folk-Idiosynkrasien von großer Strahlkraft. Und sie sind fantastisch, vom Eröffnungsstück, „Soothing“, mit seinem wilcoesken Gitarrenflirren bis zum grandiosen Countryrock-Abschluss, „Nothing, Not Nearly“. Dazwischen sorgen Streicher für die emotionale Färbung: Das Liebes- und Freundschaftslied „The Valley“ gerät so romantisch wie ein Konzert von Brahms. „Always This Way“ atmet die Noir-Filmscores von Warren Ellis, in „Wild Fire“ funkelt ein Arrangement wie von Jonny Greenwood, und „Next Time“ windet sich so poetisch durch die Tonarten, als hätte Van Dyke Parks es inszeniert. (More Alarming/Kobalt)

MAX GÖSCHE

CONOR OBERST
SALUTATIONS

CD, VINYL & DOWNLOAD
AB 17. MÄRZ 2017

NONESUCH WARNER MUSIC
WWW.CONOROBERST.COM



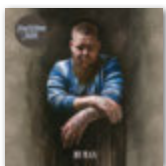
The Dears

Times Infinity, Volume One

★★★★

Aufregende Popmusik vom detailverliebten Narzissten

Grundsätzlich gilt: Vorsicht bei Leuten, die Buchstaben mit Punkt im Namen nötig haben. Und Murray A. Lightburn bedient die Klischees des begabten Narzissten. Seit gut 20 Jahren formiert er The Dears dauernd um, Konstante ist die Mutter seiner Kinder, die Keyboarderin und Sängerin Natalia. Vor zwei Jahren erzwang er, dass sich die Girlband The Deers umbenannte. Akte schließen? Nope. Er macht eben auch diese aufregende Popmusik, Klangmosaik, die Lust im elektronischen Detail finden und epischen Atem haben. Das wuchtige „We Lost Everything“ mit The-Edge-Gitarre steht neben „Uh-uh-uhs“ und „Dip-di-dips“, der betörende Retro-Love-Song „To Hold And Have“ neben dem pompösen „Face Of Horrors“, der an das Beste von Marc Almond erinnert. Nach dem fünften Durchgang verzeiht man Murray A. alles. (Dangerrbird/The Orchard) **RÜDIGER KNOPF**



Rag'n'Bone Man

Human

★★★★½

Blues, Soul und Pop: Charts-orientiert, aber nicht billig

Ein Pfundskerl – und das nicht nur optisch! Rory Graham aus Brighton sieht morgens nach dem Aufstehen im Spiegel den Mitarbeiter einer Doom-Metal-Band – doch danach weint er zu seinen Robert-Johnson- und Marvin-Gaye-Platten. Mit dem Titeltrack avancierte der ehemalige Krankenpfleger 2016 zum ungewöhnlichsten Popstar der Neuzeit und setzte sich damit an die Speerspitze einer neuen Blues-Bewegung. Der Mann, der sich in einen Schwan verwandelt, wenn er seine Stimme erhebt, verfährt auf seinem Debüt getreu dem Bloc-Party-Motto „Rock'n'Roll has got so old, just give me neo-soul“ und brilliert dabei nicht nur mit dem Motown-Fake „Arrow“. Bastille-Fans werden nickend bestätigen, dass Graham auch seine Pop-Lektion verinnerlicht hat. Eingängiger und chartsorientierter als James Blake – aber nicht minder zeitgemäß. (Sony) **FRANK LÄHNEMANN**



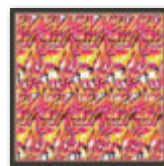
LaBrassBanda

Around The World

★★

Die alternative bayerische Bierzelt-combo gibt sich wieder weltoffen

Zwar ist das, was LaBrassBanda einem in Songs wie „Scheena Dog“, „Johnny“ oder „Cadillac“ vorsetzen, letztlich doch nur Festzeltmucke, die Seede, die Spider Murphy Gang und ein bisschen Biermösl Bloßn verrührt. Aber immerhin beweist die Blechbläserkapelle um Stefan Dettl eine Weltoffenheit, die Bayern eher selten zur Schau stellen. Sie borgt sich auch mal ein Didgeridoo („Australien“), traut sich an Polyrhythmik heran („Africa“), unterlegt ihre kuriosen Bläserarrangements aber am liebsten wahlweise mit Stampfbeats oder Reggae-Grooves, und in „Indian Explosion (Bauwagn)“ rappt Dettl dann für all jene, die es cool finden, im Dirndl und in Lederhosen in Bierzelten auf Tischen zu tanzen: „Mia san ned die Coolsten, mir san ned die Besten, aber mir schmeißen die geilsten Festl!“ (RCA/Sony) **GUNTHER REINHARDT**



Mile Me Deaf

Alien Age

★★★

Future-Funk, Weird Electro und Britpop-Songwriting aus Wien

Wolfgang Möstl macht alles neu: Weil er sich einen Finger brach, vertraute der Wiener erstmals nicht der Gitarre, sondern einem Synthesizer, weil der sich mit einer Hand bedienen ließ. Die ungewohnte Ästhetik inspirierte Möstl zu einem auf Beats, Sounds und Samples aufgestellten Album, in dem sich Future-Funk und Weird Electro mit Songwriting verbinden: Mehrere Songs auf „Alien Age“ tragen ein Gefühl von Spätneunziger-Britpop in sich. Schön sind aber auch der 70s-Science-Fiction-Pop des Titelsongs, das psychedelisch schwebende „The World We Own“ und der apokalyptische Post-Wave von „Headnote#2“. Stimmfetzen, flirrende Synthiestromkreise, verzerrte Trompeten. Dazu schreibt Möstl dystopische Texte über eine Menschheit, die sich sukzessive ins Absurde verabschiedet: into an Alien Age. (Siluh) **JÖRN SCHLÜTER**

SHORT CUTS

KURZKRITIKEN VON MAX GÖSCHE

Clock Opera *Venn* ★★★

Introspektives zweites Album der Londoner Band, das zu Klängen zwischen Anohni, Bronski Beat, Bon Iver und New Order Selbstzweifel und Identitätsfragen wendet. Elektropop mit existenzialistischem Anstrich. (K7/Indigo)

Alice Jemima *Alice Jemima* ★★

Gesanglich zwischen Hope Sandoval und Cat Power angesiedelt schwebt die Britin auf ihrem Debüt durch gefühlige Folkballaden („Live For Now“), leidlich inspirierten Soulpop („No Diggity“) und mädchenhaften Singsang („Take Me Back“). Zum Wegdämmern. (Sunday Best/PIAS)

Einar Stray Orchestra *Dear*

Bigotry ★★½

Wo „Orchestra“ draufsteht, sind natürlich Streicher drin. Mit Patrick-Wolf-verwandter Stimme und aufbrausenden Arrangements pimpt der Norweger Einar Stray seine Songs zu Gesellschaftskritik-Pathos. (Sinnbus)

Shock Machine *Shock Machine* ★★

Der Klaxons-Sänger und -Keyboarder macht jetzt feisten Elektropop-Mainstream. „Unlimited Love“ und „Fire Up My Heart“ sind die bombastischen Kracher, die sich für internationale Dancefloors bestens eignen. (Marathon/Kobalt)



Lowly *Heba* ★★★

Die Stimmen von Nanna Schannong und Soffie Viemose betören mit kristallener Klarheit. Und einige überraschende Beats hat das dänische Quintett auch zu bieten. „Deer Eyes“ kreuzt Radioheads „The King Of Limbs“ mit der Score-Musik aus Nicolas Winding Refns „Drive“. In „Still Life“ verschmelzen Synthesizer, Funksprüche, Background-Huhs und Rasselbeat zu einem Rausch, der garantiert jedes Sommerfestivalpublikum in Bann schlägt. Die Anbiederung beim Hipstertum hat die Band jedoch nicht nötig. (Bella Union/PIAS)

All Them Witches *Sleeping Through The War* ★★

Die Band aus Nashville dröhnt sich noch immer mit Black-Sabbath-Riffs, Queens-Of-The-Stone-Age-Wucht und Sixties-Psychrock zu. Der Sound ist fantastisch, die Songs schal. (New West/PIAS)

H-Burns *Kid We Own The Summer* ★★½

Der französische Songschreiber Renaud Brustlein aka H-Burns unternimmt einen recht betulichen Erinnerungstrip, der seine musikalischen Schattierungen von The War On Drugs und David Lynch bezieht. (Vietnam/Because)

Amber Run *For A Moment, I Was Lost* ★★

Überambitioniertes zweites Album der unterbegabten Radiohead-Epigonon aus Nottingham: epische Melodiebögen, gravitatische Rhythmen, Prog-Ausbrüche und Joe Keoghs manieriertes Bar-men. (Easy Life-Red Essential/Sony)

Lewis Watson *Midnight* ★½

Bestenfalls harmlos könnte man die Pophäppchen und Pseudofolk-Balladen des jungen Songschreibers aus Oxford nennen, der die schlechtesten Eigenschaften von Glen Hansard und Damien Rice in sich vereint: melodische Petitesse und Emotions-Softporno. (Cooking Vinyl/Sony)



Frànçois And The Atlas Mountains

Solid Mirage

★★★★½

**Wilde Indierock-Weltmusik
ohne Betroffenheitsgedudel**

François Marry ist ein Multiinstrumentalist aus dem westfranzösischen Ort Saintes, der jahrelang im westenglischen Bristol gelebt hat. Spezialisten kennen ihn von seiner Veröffentlichung auf der Compilation-Reihe „Le Pop“ oder von Tourneen mit der schottischen Band Camera Obscura. In den Jet Studios im zentralbelgischen Brüssel wiederum holt Marry nun zu seinem komplexesten Opus aus: einem Indierock-Album, seinem vierten, das eine klassische Instrumentierung um die Sounds des Nahen Ostens ergänzt. Marry trägt die Inhalte seiner Poesie nicht mehr nur in die Lyrics, sondern auch in den Klang. Hier sucht er ein Soundkonzept für die Zeit nach dem Arabischen Frühling: eine neue World Music ohne Ethno- oder Betroffenheitsgedudel.

Funktioniert das? Oh ja! Im Auftakt song „Grand Dérèglement“, mit polyphonen Drum- und Synthiespuren wie in einem Jazzrock-Fantasy-Afrika. Außerdem gibt es Popsongs, Punkrock und verschwurbelte Electro-Chansons. Weltpolitik als Taktgeber für wilde Experimente.

(Domino)

RALF NIEMCZYK



Crystal Fairy

Crystal Fairy

★★★★

**Schwere, mühelose Rockmusik von
vier kompetenten Bekannten**

Eine Supergroup: Buzz Osborne und Dale Crover von den Melvins, Omar Rodríguez-López von At The Drive-In und The Mars Volta, Teri Gender Bender von Le Butcherettes. Wer diese Bands auch nur flüchtig kennt, ahnt: Akustikgitarren hört man hier keine. „Crystal Fairy“ ist harte, laute, schwere Rockmusik, natürlich kompetent runtergekloppt. Das Songschreiben, so kann man lesen, war mühelos und ging schnell. So klingt es auch. Altbekannte Riffs im altbekannten klanglichen Gewand – es musste nicht viel geschrieben werden.

Das Album ist unterhaltsam, manchmal sogar mitreißend und bisweilen ein wenig anstrengend. Sängerin Teri Gender Bender überzeugt mit wahnsinnigem, bilingualem Kreischen, Flüstern, Stöhnen und auch Singen, das den schweren Riffs, die unter dem eigenen Gewicht nachzugeben drohen, etwas verschrobene Transzendenz entgegengesetzt. Das Album ist dennoch in jedem Fall zwei, drei Lieder zu lang. Crystal Fairy sind also noch keine super Group, aber wenigstens eine Band auf einem guten Weg. (PIAS)

JAN JEKAL



Greg Graffin

Millport

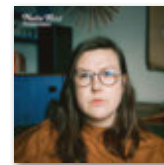
★★★★

**Summende, unangestrenzte
Americana vom Bad-Religion-Chef**

Greg Graffin, Sänger und Songschreiber von Bad Religion, mit seinem dritten Soloalbum: Auf „Millport“ spielt er mit Leibgitarrist Brett Gurewitz und der Rhythmusgruppe von Social Distortion US-Folklore. Punk und Roots: So weit sind die Pole gar nicht voneinander entfernt. Graffin ist ein Mann der summen Melodie, der seine Lieder einfach fließen lässt – der Rest ist eine Frage des Arrangements.

„Backroads Of The Mind“ eröffnet mit Americana-Country-Twang, „Too Many Virtues“ evoziert das Westcoast-Schunkeln der Eagles, der langsame Shuffle „Time Of Need“ jubiliert wie einst die Musik von The Band, und „Echo On The Hill“ fügt dem Programm Chicken-Picking-Bluegrass hinzu. Natürlich ist die Energie auf „Millport“ eine andere als bei Bad Religion, doch deren offenerherzige Leichtigkeit steckt auch in diesem Repertoire. Zudem spielt die Band mit einer authentischen Selbstverständlichkeit, die man nicht erwartet hätte – die Könnerschaft belegt, dass die alten Punkrecken tatsächlich in den amerikanischen Traditionen verwurzelt sind. (Anti/Epitaph)

JÖRN SCHLÜTER



Nadia Reid

Preservation

★★★★

**Eine leise, betörende Ode
an die Selbstbesinnung**

Nadia Reid schwärmt vom Licht, das ihr Schlafzimmer in unwirkliche Farben taucht, begegnet Richard, der den Klang seiner eigenen Stimme mag, bestaunt bibbernd in der Kälte den Sternenhimmel und erzählt davon, sich zu verlieren und wiederzufinden. „Preservation“ ist eine in einem nachdenklichen und leise zuversichtlichen Ton vorgetragene Ode an die Selbstbesinnung, eine Platte, auf der die Neuseeländerin ihre innere Ruhe in zarte Songkostbarkeiten übersetzt.

„I know I will find the one to hold on to“, singt Reid in der Eröffnung des Albums, das einem Entschleunigungssoundtrack gleicht und sich nur bei „Right On Time“ und „The Way It Goes“ von einem Popbeat antreiben lässt. Sie sammelt Impressionen, durch sparsam arrangierte Songs schlängeln sich schlurfender Soul („The Arrow And The Aim“), schimmernde, flimmernde Harmonien („I Come Home To You“, „Te Aro“), Fingerpickings („Hanson St, Pt. 2“, „Reach My Destination“) und Bluesriffs („Richard“). Und stets hüllt der warme Klang ihrer Stimme die Lieder behutsam und betörend ein. (Basin Rock)

GUNTHER REINHARDT

ROCK'N'ROLLING RADIO SHOW

mit MC Lücke und der
ROLLING STONE-Redaktion



Jeden ersten Sonntag im Monat
von 21 Uhr bis 23 Uhr
und danach sieben Tage in der
Mediathek auf radioeins.de



Allman Brown

1000 Years

★★★

Gitarrenfolk für Fernsehserien und andere anrührende Momente

Mit „Sons And Daughters“ kam Allman Brown 2013 ins Musikgeschäft: Das romantische Lied von ihr und ihm und dem Wunsch nach einem einfachen Leben gefiel Streamingnutzern ebenso gut wie TV-Serien-Pluggern. Auf dem erst jetzt erscheinenden Debütalbum kleidet Brown seine romantischen Erzählungen in urbanen Gitarrenfolk und taucht in bekannte Gefühlswelten ein. Woodkid und Bastille („Fires“), Tom Odell („Ancient Light“), Ed Sheeran („Sons And Daughters“): Brown orientiert sich und sucht mit sanft edelmütigem Gesang, vorsichtig geschlagenen E-Gitarren und Elektro-Ornament seinen eigenen Standpunkt. Das gelingt, wenn Brown es versteht, trotz sich zum Teil riesig auftürmender Arrangements bei sich selbst zu bleiben, und dadurch anrührende Momente schafft. (The Orchard)

JÖRN SCHLÜTER



Jenn Grant

Paradise

★★½

Eine schöne Stimme, aber leider nur gefällige, unauffällige Songs

Im Paradies ist es schön, aber es ist auch nicht viel los. Die kanadische Singer-Songwriterin Jenn Grant hat ihr sechstes Album entsprechend benannt. Die gefälligen Songs gehen nahtlos ineinander über, Hooklines gibt es kaum, dafür wird mit viel Hall und konventionellem Songwriting für Massenkompabilität gesorgt. Klarinetten, Flöten und ein Streichquartett sollen die nötige Abwechslung bringen. Doch wenn, wie in „Paradise“, das Midtempo-Einerlei mit einer catchy Bridge aufgebrochen wird, ist der Thrill nur von kurzer Dauer. Was allerdings länger für Aufregung sorgt, ist Grants Stimme. Die changiert zwischen verletzlich und warmherzig, ist mit einem geheimnisvollen Hauch belegt. Am stimmigsten wirkt das bei klassischen Stücken mit Folk-Einschlag wie „Lion With Me“. (Star House Collective)

SYLVIA PRAHL

JAZZ

COOL UND FREE - VON MARKUS SCHNEIDER

LÄSSIG
Takase &
Murray



Aki Takase/David Murray *Cherry/Sakura* ★★★★★½

David Murray ist seit je einer meiner liebsten Saxofonisten, aus dem freien Jazz der sogenannten Loftszene im New York der Siebziger. Seine Oktett-aufnahmen, wie „Ming“ für das ruhmreiche italienische Label Black Saint, sind, wie man sagt, Musts. Hier bringt er seinen gleichermaßen erdenschweren und jederzeit eleganten Ton in ein mit der Tradition flirtendes Duett mit der eminenten japanisch-berlinischen Pianistin Aki Takase – eine ganz, ganz feine, extrem lässige Sache. Vielleicht nicht überraschend gefallen mir die etwas lyrischeren Nummern, wie das zärtlich melodische, melancholisch streuende und eröffnende Titelstück, besser als die – natürlich trotzdem tollen – dynamisch eiligen, klimpernden, flirrenden. Der 62-jährige Murray klingt hier mitunter fast so leicht und entrückt wie der jetzige, also späte Pharoah Sanders. Er kann aber noch hüpfen. Um den Geist des Albums zu verstehen, höre man das wunderbar coole „Let's Cool One“, wo Takase einen gut gelaunten funky Stride ausbreitet, während Murray zärtlich und leicht um die Melodie herumscharwenzelt. Bezaubernd! (Intakt)

Lee Konitz *Frescalalto* ★★★★★½

Machen wir's kurz: Saxofonist Konitz ist nicht nur ein Pionier des Cool, der 1951 in Miles Davis' Ensemble mit „Birth Of The Cool“ Geschichte schrieb; er war auch der Go-to-Mann für den großen Lennie Tristano und sein solitäres Prä-Free-Jazz-Unterfangen. Mit knapp 90 ist er nun ein entspannter, sehr flüssiger und auch noch überraschend ausdauernder Könner, der sich von lässigen Typen wie dem mal wieder total zuverlässigen Kenny Barron und zwei prima Rhythmusmusikern mit leichter Hand durch Standards wie „Stella By Starlight“ oder „Cherokee“ führen lässt. Und dazu ab und an auch grummelnd und zärtlich singt. (Impulse/Universal)

Underkarl *Time Tunnel 25* ★★★★★½

Am Ende von „Donna Lee“ erkennt man, was hier Sache ist, der Titel war schon im Bebop ein Virtuosenstück. Hier wird der Chorus in derart bestürzender Windeseile erledigt, dass man ganz zerzaust zurückbleibt. Drumherum interpretiert das Quintett den Titel etwas zu skurril. Aber meist triumphiert die Klugheit der ingeniosen Arrangeure über die Spaß-Dadaisten: wunderbare Musiker, auch wenn es außer dem irren Bassklarinettisten Rudi Mahall keinen Star gibt. Aber man hört zum Beispiel ein tolles, perkussiv verkantetes, schick aufgestelltes und von den Bläsern vergniedeltes „Caravan“, das schließlich noch mit einem flinken, dunklen Gitarrensolo zu nervösen Post-Bop-Beats geschmückt wird. Und dann sind da noch ein singend gitarrenbegleitetes „East Of The Sun“ und ein klasse cool vom Bass eingefädelt „Goodbye Pork Pie Hat“, das dann wie für einen Lo-Fi-Film-noir fein und vielschichtig gepustet wird. God must be a boogie man. (Rent A Dog)



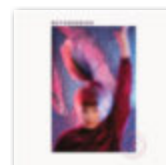
Paul Dempsey

Strange Loop

★★★★½

Stilvoll-melodieselige Americana-Variationen im Wilco-Look

Im Nachhinein könnte man die hübsche Coverversion von Wilcos „Jesus, Etc.“, die Paul Dempsey 2013 aufnahm, als Bewerbungsschreiben deuten. Sein Soloalbum „Strange Loop“ durfte der Chef der australischen Erfolgsband Something For Kate jedenfalls in Wilcos Loft in Chicago aufnehmen. Und Tom Schick hat ihm eine warm tönende, wunderbar transparente Produktion beschert, die Dempsey eine Tweedy-Einfärbung mitgibt. In stilvoll-melodieseligen, mit Fingerpickings und Schrammelgitarren dekorierten Americana-Variationen arbeitet er sich an den üblichen zwischenmenschlichen Problemen ab; der wertkonservative Walzer „Hey History (Don't Go Changin')“ und das von einer quengelnden Orgel begleitete „Blindspot“ erweisen sich dabei als die besten Stücke. (Greywood/Timezone) GUNTHER REINHARDT



Jennie Abrahamson

Reverseries

★★★

Ätherischer bis hypnotischer Synthpop aus Schweden

Die schwedische Sängerin Jennie Abrahamson lässt sich Zeit. Die Lieder ihres mittlerweile fünften Albums laufen im Schnitt gut fünf Minuten, und das ist teilweise erfreulich, weil ihr atmosphärisch dichter Synthpop so in seinen gelungenen Momenten eine hypnotische Qualität entwickeln kann und seine Hörer raumgreifend mitreißt. Dieses Ätherische ist teilweise ärgerlich, weil es ein wenig langweilig sein kann, wenn die verhallten Synthesizer und Drummachines sowie Abrahamsons effektbeladene Stimme mal nicht so stimmungsvoll zusammenfinden. „Reverseries“ hätte wohl von einer mutigeren Produktion profitiert; die Kanten sind bisweilen zu sorgfältig abgeschliffen, die Elemente laufen harmonisch-harmlos ineinander über und neutralisieren sich gegenseitig. (How Sweet the Sound/Indigo) JAN JEKAL



sir Was

Digging A Tunnel

★★★★

Verschwommene Weird-Folk-Traumlandschaften aus Schweden

Joel Wästberg trägt sein Innerstes nach außen: „Stayed behind these walls too long/ Kept my life on hold too long/ Dreaming of all I was not“, singt er im Falsett, lässt „A Minor Life“ mit seinem seltsam verhuschten Loop, in den auch Flöten und Dudelsäcke einstimmen, dann aber doch so klingen, als ob er immer noch träumt. Wästberg, den man am ehesten als Begleitmusiker von José Gonzáles kennt, entwirft auf „Digging A Tunnel“ verschwommene Traumlandschaften, die sich bei Lo-Fi-Folk und Elektropop, bei Hip-Hop, Jazz und Soul bedienen. In diesem surrealen Musikkosmos treffen Mundharmonikas auf Bebop-Pianos („Bomping“), Breakbeats auf Kirchenglocken („Interconnected“) und Antonio Machados Lyrik („Revoke“). Und popaffine Psychoanalytiker reiben sich die Hände. (*City Slang*)

GUNTHER REINHARDT



Circa Waves

Different Creatures

★★★★

Voluminöse Rockriffs und Achtziger-Referenzen der Liverpoolians

Auf dem zweiten Album der Liverpoolians sind voluminöse Rockriffs und große Gesten. Gemeinsam mit Produzent Alan Moulder werden aus den quirligen Young Chasers ganz andere Wesen: Die Band will in die Headlinerpositionen der Festivals und bohrt das entsprechende Brett. Am eindrucksvollsten gelingt das beim Auftakt, „Wake Up“, der das beste Riff des Albums hat. Aber auch das folgende „Fire That Burns“ baut sich zur arenatauglichen Hymne auf. Später bekommt der hier angestammte Britpop mehr Raum („Crying Shame“), dazu spielt die Band mit 80er-Jahre-Referenzen („Different Creatures“). Der Geheimtipp des Albums ist das stimmungs-volle „A Night On The Broken Tiles“, bei dem Sänger Kieran Shudall sein Gespür für ebenso einfache wie wirkungsvolle Melodien entfaltet. (*Universal*)

JÖRN SCHLÜTER

MUSIK ZUM SEHEN

Nick Cave

One More Time With Feeling ★★★★★



Selbst im notorisch dunklen Werk von Nick Cave nimmt „*Skeleton Tree*“ einen Sonderplatz ein: Das Album ist überschattet vom Tod Arthur Caves. Der 15-jährige Sohn des Sängers war im LSD-Rausch in Brighton von einer Klippe gestürzt. In erlesenen, aber manchmal auch fast komplett schwarzen Bildern dokumentiert Andrew Dominik die Endphase der Studioarbeiten im Februar 2016. Der tödliche Unfall liegt da ein halbes Jahr zurück, aber Cave wirkt noch immer verloren: „Jeder wünscht sich, dass in seinem Leben etwas Interessantes geschieht, etwas, worüber man schreiben kann“, sagt er. „Aber das, was geschehen ist, war für den kreativen Prozess extrem zerstörerisch.“

Die mit großem Aufwand gefilmten Auftritte der Bad Seeds in den Londoner Air Studios beweisen, dass in der Trauer auch Kraft liegen kann: Dramatisch gestikuliert der Sänger am Piano, sein Blick wandert zum Himmel, Lichter flackern und blitzen. In den Ecken stehen die anderen Musiker, meditativ in ihr Spiel versunken. Totale Finsternis mit ein paar Spritzern Hoffnung, aber überwältigend intensiv. Kontrastiert werden diese Bilder von der fast schneeweißen Wohnung, in der Cave und seine Frau, Susie Bick, im idyllischen Brighton leben, oder den charmanten Eitelkeiten des Sängers vorm Spiegel. Ergreifend wird es im Abspann, wenn die Zwillingbrüder Arthur und Earl Cave gemeinsam singen, von ihrem Vater am Piano begleitet. „Everything is not okay“, hat Cave kurz vorher gesagt. „But it's okay. We continue.“ Eine traurige, aber ungeheuer bewegendende Dokumentation. (*Bad Seed/Kobalt*)

JÜRGEN ZIEMER

Mumford & Sons

Live From South Africa: Dust And Thunder ★★★★★



„Nach Südafrika zu gehen war ein Abenteuer“, sagt Ted Dwane. „Der Appetit auf Live-Musik ist riesig, und die Jugendkultur explodiert vor lauter Energie.“ Angesichts der Euphorie, mit der die 50.000 im Monument Amphitheatre in Pretoria auf die Musik von Mumford & Sons reagieren, glaubt man ihm gern. Jetzt schon zu Klassikern gewordene Lieder wie „Little Lion Man“ oder „I Will Wait“ gehören hier nicht mehr der Band, sondern dem Publikum: Marcus Mumford lässt sich seine eigenen Melodien vorsingen. Natürlich sind die Briten nicht mehr ganz so ekstatisch wie zu Beginn ihrer Karriere, doch das Energielevel ist groß, und zudem schwingt eine inspirierte Gelassenheit durch das Repertoire.

Der Moment ist interessant: Im Februar 2016 haben Mumford & Sons unlängst ihr Album „*Wilder Mind*“ veröffentlicht und versuchen auf der Bühne den Spagat zwischen angestammter Folklore und neuer Rock-emphase. Das Publikum ist in der neuen Musik noch nicht firm und braucht ein bisschen Wohlwollen. Man spürt hier dasselbe wie auf dem Album: Die Verwandlung ist notwendig, aber noch nicht abgeschlossen. Zum Höhepunkt des Konzerts werden die Zugaben mit afrikanischen Musikern von Baaba Maal, Mamadou Sarr, The Very Best und Beatenberg: Die Musik ist frisch erfunden, das vielköpfige Jam-Kollektiv spürbar voneinander und vom Treffen der Musikkulturen beglückt. (*Eagle Rock*)

JÖRN SCHLÜTER

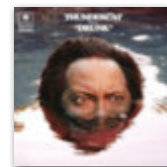
Marillion

Marbles In The Park ★★



Warum die Softprogger ausgerechnet das 2004 veröffentlichte „*Marbles*“ mit einer Gesamtauführung würdigen, ist ein Rätsel – es gibt bessere, sogar konzeptlastigere Alben der Briten. Diese DVD zeigt Marillion im März 2015 im niederländischen Port Zélande. Die Konzerthalle hat die Anmutung eines Bierzelts. Steve Hogarth singt manieriert, aber großartig, kokettiert mit seiner Eitelkeit und seinem Stimmvolumen. Die Band spielt die mit mäßig originellen Versatzstücken aufgeplusterte Elegie ohne viel Pomp. Leider. (*Edel*)

MAX GÖSCHE



Thundercat

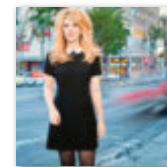
Drunk

★★★★½

Ganz große Klasse: Die Steely Dan des Electronica-Zeitalters

Lange nicht mehr mit dem Speedboot vor Kaliforniens Küste gecruised? Hier kommt der Soundtrack zum Trip. Als habe der mit HipHop und Jazz sozialisierte Bassist, Sänger und Produzent Stephen Bruner aka Thundercat Steely Dan neu erfunden. Er spielte Bass bei Leon Ware, den Suicial Tendencies (!), Erykah Badu, Kamasi Washington und Flying Lotus. Sein drittes Solowerk „*Drunk*“ ist ein modernes Westcoat-Album mit fliegenden Bassläufen, luftigem R'n'B- und Jazzrock-Flair, flirrenden Keyboards, schwebenden Harmonien, rasanten Tempi. Kendrick Lamar und Wiz Khalifa sind dabei, aber auch Michael McDonald von den Doobie Brothers. 23 Tracks, er hat einfach zu viele gute, manche mit leichter Hand hingetuschelt, andere perfekt für ein Radio, in dem die Sonne nie untergeht.

(*Brainfeeder/Ninjatune*) **SEBASTIAN ZABEL**



Alison Krauss

Windy City ★★★★★

Kann alles: Ein Allzweckalbum der wetterfesten Country-Heroine

Sie kann Loretta Lynn, sie kann Dolly Parton, sie kann Patsy Cline. Bill Monroe lehrte sie Bluegrass, sie spielt Fiddle, sie hat 27 Grammys gewonnen, etwa die Hälfte davon für „*Raising Sand*“, das Album mit Robert Plant, 2007. Und sie produziert Songs für Alan Jackson. Alison Krauss ist die eierlegende Wollmilchsau der Countrymusic – und kaum jemand kennt sie.

Mit ihrer Band Union Station und einer Armee von wetterfesten Profis hat sie „*Windy City*“ aufgenommen – Bluegrass ist es nicht. Konventionelle Balladen, artiger Tanzdielenschwof, Honyktonk-Piano, Pedal Steel Guitar, Cajun-Feuer, bisschen Tangoflair, Streichersülze, eine Fassung von „*Gentle On My Mind*“, eine von „*You Don't Know Me*“, den offenkundigsten Songs. Was Alison Krauss fehlt: eine Platte mit Elvis Costello. (*Universal*)

ARNE WILLANDER



Vangelis

Delectus

★★★★½

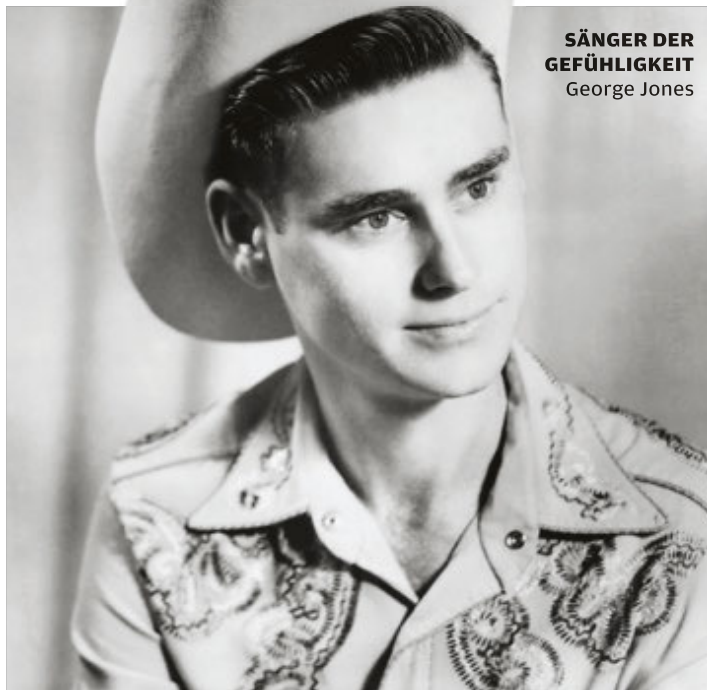
13 frühe Alben des griechischen Weltmusikers im CD-Boxset

Vangelis wird bis an sein Lebensende mit RTL-Boxkämpfen assoziiert werden, weil sein 1994 erschienenes „Conquest Of Paradise“ als Hymne für die pathetischen Einmarsch-Inszenierungen genutzt wird. Es wäre gelogen zu sagen, dass die Struktur des Hits: tiefe Männerchöre in Pseudolatin, zu Orchestervolumen aufgeblähte Keyboards, nicht bereits im Frühwerk des heute 74-Jährigen vorhanden war. Aber „Conquest Of Paradise“ fehlt hier. Die 13 versammelten Alben ab 1970 (bei Polydor und Vertigo veröffentlicht) zeigen eine Bandbreite aus Ambient, Klassik, Folklore und Jazz, die in Momenten zwar an Planetariumsmusik erinnert – aber oft auch überwältigt: „Come On“ von der „Earth“-Platte (1973) ist ein spektakulärer Rocksong, er klingt, als würden Conan und seine Barbaren zu Buschtrommelklängen Feinde ins Lagerfeuer werfen.

Der oft mit ihm verglichene Jean-Michel Jarre schuf Sounds mit seinen Hauptinstrumenten: analogen Synthesizern, die außerweltlicher wirkten. Jarre wollte eben das All, Vangelis die Erde. Aber es war der Grieche, der Preise einheimste. So enthält die Kollektion mit „Chariots Of Fire“ auch die – neben Bill Contis „Gonna Fly Now“ aus „Rocky“ – vielleicht populärste Medaillentreppchen-Hymne überhaupt. Vangelis schnappte damit John Williams' „Indiana Jones“ 1982 unerwartet den Oscar für die „Beste Filmmusik“ weg. Das Drama um zwei Läufer bei den Olympischen Spielen stattete der vormalige Aphrodite's-Child-Tastenmann mit ätherisch anmutenden Melodien aus, die Siegen wie Fliegen erschienen ließ.

Bedauerlich, dass Vangelis' wichtigster Score nicht in der Box ist, da er bei einem anderen Label rauskam: „Blade Runner“, zu Ridley Scotts Dystopie von 1982. Da Los Angeles auch in Scotts Zukunftsentwurf ein Melting Pot war, bot das Projekt für Vangelis kompositorische Fusionmöglichkeiten. Diesen Mix aus Orientalik, düster dräuendem Electropop und Saxofontupfern rettete Vangelis hinüber in das ähnlich klingende, hier enthaltene „Mask“-Album von 1985. (Universal)

SASSAN NIASSERI



SÄNGER DER GEFÜHLIGKEIT
George Jones

Das treue Herz

Die Genrebilder der Country Music in den goldenen 50er-Jahren: George Jones' frühe Aufnahmen in einer Box

George Jones *Birth Of A Legend – The Truly Complete Starday And Mercury Recordings 1954–1961* ★★★★★½



Er war jedermanns Lieblingssänger – von denen abgesehen, die nie etwas von ihm gehört haben. Es half, wenn man in den USA und in den 50er- und 60er-Jahren lebte. Es half, wenn man gern Country Music hörte. George Jones sang die meisten Wörter über Mann und Frau, er fand immer neue Wendungen für die immer gleichen Gefühle und Gemütslagen. Er sang sie sogar gemeinsam mit Frauen, von denen Tammy Wynette die berühmteste und berüchtigtste war. Seine Songs handeln von der Willkür des Begehrens und des Schicksals, und auf sehr amerikanische Art wird das Pragmatische immer mitgedacht. Das Pragmatische könnte man für Humor halten. Ist es aber gar nicht. „Imagine we're married and we're not even friends“, heißt es in, genau: „Not Even Friends“. Man muss sich das vorstellen. George Jones hat es auch gemacht.

Als junger Mann mit Bürstenhaarschnitt sah George Jones aus, wie ein ordentlicher junger Mann in den Eisenhower-Jahren auszusehen hatte, wie sie in Filmen mit Spencer Tracy und James Stewart zu sehen sind. Die Militärkappe war immer mitzudenken. Mit Segelohren und im weißen Anzug gab er den Troubadour in der Nachfolge von Hank Williams. Das Formelhafte dieser Country-Songs, der Schönklang, der Zwiegesang, das Schmachende und Kecke, die Schnulze und der Aufgalopp vollziehen sich in einem Katalog der Verbindlichkeit: Man spielt ein Lied von zwei bis drei Minuten Länge, man erzählt eine Geschichte, es gibt Strophen und Refrains. Später brach Jones aus seinem Leben aus, aber er brach nicht aus seiner Musik aus. Sie war das, was ihn zusammenhielt.

Die frühen Aufnahmen, die hier auf sechs CDs versammelt sind, von denen jeweils derselbe George Jones auf demselben Cover treuerherzig mit Silberblick schaut, sind makellos manufakturiert, sie sind manierlich. Der Rock'n'Roll war vollkommen an ihnen vorbeigegangen. 1962 sang Jones dennoch „Heartbreak Hotel“. Kleines Gitarren-, kleines Pianosolo, der Schwof für den Tanz, die Ballade für die romantische Stunde, die Uhr schlägt, alles perlt und maunzt, fiedelt und hoppelt. Niemand konnte es besser machen, und niemand machte es besser. Nur Jones später, als in der zweiten Hälfte der 60er-Jahre alles anders wurde. Er bewahrte das Intime als Genrebild im Rahmen einer tradierten Kunst, der Kultur der Good Old Boys. Und im Beharren war er ein Revolutionär. (Bear Family)

ARNE WILLANDER



Gerry Rafferty

Can I Have My Money Back?

★★★★★

Wunderbares Solodebüt des schottischen Songschreibers von 1971

Viel Autobiografie ließ der Folkie aus Glasgow schon während der Jahre bei den Humblebums in seine Songtexte einfließen. In „Steamboat Row“ etwa sang er über seinen Vater, einfacher Arbeiter im Kohlebergwerk, Ire und Alkoholiker. Aus seinem Faible für Dylan, Beatles und insbesondere Paul McCartney machte Gerry Rafferty kein Geheimnis. Nicht zu überhören ist das in „Please Sing A Song For Us“ mit den Versen „Tune in, turn on, stop dead in your tracks/ At a voice softly singing about some fool on a hill“. So etwas wie sein Antwortsong auf „Your Mother Should Know“ von der „Magical Mystery Tour“-EP ist „Mary Skeffington“, eine zärtliche Liebeserklärung an seine Mutter. Die klingt viel tröstlicher als frühere Lieder über Liebeskummer wie „Her Father Didn't Like Me Anyway“.

„Mary Skeffington“ ist einer der besten von vielen guten Songs seines Solodebüts von 1971. Finanziert hatte es Transatlantic-Boss Nathan Joseph wohl in der Hoffnung oder Ahnung, dass Gerry Rafferty dereinst einen unwiderstehlichen Ohrwurm schreiben werde. Aber brillanter Produktion und famos musizierenden Begleitern zum Trotz hatte da noch kaum einer der Songs Hitpotenzial, nicht „One Drink Down“ über „a woman whose virtue is easy“ oder „a life with an unfaithful wife“, auch nicht das Spottlied über einen Mr. Universum, den nur sein Bodybuildingkörper interessiert.

Folksongs unterfütterte er schon sehr geschickt mit Popqualitäten. Im Übrigen reichte das Spektrum stilistisch vom hinreißenden Country-Song („Didn't I“) bis zu urigem Squaredance (Titel song). Der elegischste von allen, das mit Joe Egan komponierte „Sign On The Dotted Line“, deutete große Stealers-Wheel-Höhenflüge an. Famos gelungen ist die Single-B-Seite, „So Bad Thinking“, Bonustrack zu dieser Neuauflage.

Den originalen Akustikmix von „Mary Skeffington“ (ohne Harmonium- und Tambourin-Overdubs) werden Rafferty-Fans der ersten Stunde wieder vermissen. (Esoteric)

FRANZ SCHÖLER



Lift To Experience

The Texas-Jerusalem Crossroads

★★★★

Das inzwischen legendäre, einzige Album von Josh T. Pearsons Band

„Es ist großartig, wieder Eier in der Hose zu spüren, nachdem man sich jahrelang fühlte wie kastriert“, sagte Josh T. Pearson, der Kopf von Lift To Experience, als die Band 2016 nach ihrer Wiedervereinigung beim Meltdown Festival in London wieder ins Studio ging, um mit Toningenieur Matt Pence die Original-Tapes ihrer einzigen, aber längst berühmt-berüchtigten Konzeptplatte, „*The Texas-Jerusalem Crossroads*“, genau dort noch einmal neu abmischen zu lassen, wo sie 2001 entstand, in Denton/Texas. Und fürwahr, diese von Amerika und Texas und vor allem vom Wort Gottes besessene Noise-Offenbarung hat Eier!

Für mehr als 90 Minuten verwandeln Lift To Experience ihre

Gitarren zu Trompeten von Jericho, erzählen sie mit den Mitteln des Post-Rock von Tragödien („*Falling From Cloud 9*“), frisieren sie Metaphern, bis sie wie von selbst implodieren („*With Crippled Wings*“) und rufen sie im Chor den Herrn an („*The Ground So Soft*“). Eine Angelegenheit zwischen Himmel und Hölle, oft lärmend laut, nicht selten sogar zärtlich. Als hätte sich Moses eine Fender-Gitarre gepackt und sich spontan entschlossen, eine Shoegaze-Formation zu gründen.

Mit „*These Are The Days*“ fiel sogar eine Single ab, die ganz irdische Erfolge feierte. John Peel war begeistert von dem süßlichen Glockenklang, denn er lud die Gruppe innerhalb von drei Monaten gleich fünfmal zu Radio-Sessions ein, die nun im Deluxe-Boxset des Albums genauso wie eine Demo-EP enthalten sind. Viel konnte nach der „*Teenage-Sinfonie an Gott*“ (Pearson) dann auch nicht mehr kommen. Die Band war 2000 nach einem Auftritt auf dem SXSW Festival spontan bei Bella Union unter Vertrag genommen worden, lieferte ihr Opus magnum ab – und löste sich wieder auf. (PIAS/Mute)

MARC VETTER



Cream

Fresh Cream

★★★★½

Das klanglich mäßige Debütalbum des Trios mit zahlreichen Zusätzen

Der Mann mit dem grenzenlosen Ego – nach eigener Aussage Erfinder dieses „Supergroup“-Projekts – war Schlagzeuger Ginger Baker. Den Gang der musikalischen Dinge übernahm als Sänger und Songlieferant trotzdem der Bassist Jack Bruce. Der sorgte dafür, dass das Debüt nicht die letzte LP blieb.

Eigentlich hätte Manager Robert Stigwood das Trio gern weit mehr auf Popkurs gedrängt. Aber „*The Coffee Song*“, ein durchaus radiofreundlicher Beitrag des Teams Tony Colton/Ray Smith und im August 1966 einer der ersten beiden überhaupt aufgenommenen Songs, schaffte es – wie auch die „*Wrapping Paper*“-Single – nicht auf die LP. Ziemlich krude und fast etwas dilettantisch produziert, war das al-

les einfallslosere Pingpong-Stereo als das der Beach-Boys-Aufnahmen, die Jack Bruce (auch „*Pet Sounds*“ mono) so bewunderte. Tonmeisterliche Glanzleistungen wie letztere LP waren wiederum die Mono-Mixes von „*Fresh Cream*“ nie. Das alternative Master von „*Cat's Squirrel*“ für eine französische EP, wie alle hier erstmals wieder aufgelegt, zeichnet sich durch einen gewissen Bootleg-Charme aus. Am teils absurd bis schon fast etwas dadaistisch anmutenden Stereo mancher Aufnahmen der LP im Urmix mochte man, mutmaßlich aus Ehrfurcht, nichts ändern. Klangliche Offenbarungen sind auch sieben hier erstmals veröffentlichte Stereo-Mixes nicht. Spät rächt sich, dass Stigwood – damals angeblich auch Produzent! – zwei eher obskure und nicht eines der renommierten, für State-of-the-Art-Technik bekannten Londoner Studios für die Sessions mietete.

Manche der 14 erhaltenen BBC-Mitschnitte hier liegen wohl nur noch auf beschädigtem Bandmaterial vor. Deren Mängel konnten – wie auch die der low-fidelen Aufnahmen selbst – durch digitale Restauration kaum kompensiert werden. (Polydor)

FRANZ SCHÖLER

ROLLING STONE SAMMELORDNER

Nur 12 Euro für ROLLING STONE-Abonnenten!

(Bitte Abonummer bei Bestellung angeben)

15 Euro für Leser

(Alle Preise zuzüglich 5 Euro Versand)

Hochwertigverarbeitet, mit praktischen Griffnarben und Rolling Stone-Logodruck auf Seite und Rücken.



**JETZT
WIEDER
ERHÄLT-
LICH**

JETZT BESTELLEN

und 1 Jahr ROLLING STONE archivieren.

(Hefte nicht im Lieferumfang enthalten)

Bestellen Sie online unter:
ROLLINGSTONE.DE/SHOP

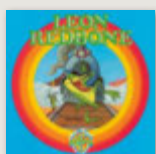
VINYL

NEU AUFGELEGTE SCHALLPLATTEN - VON WOLFGANG DOEBELING


ANTIQUEUR
Leon Redbone

Leon Redbone

On The Track ★★★★★ Long Way From Home ★★★★★



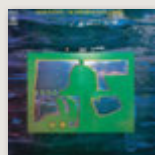
In Zeiten von Image-Tuning mittels Bullshitting und Schwindelbiografien scheint angesichts des Phänomens Leon Redbone eine gewisse Portion Skepsis durchaus angebracht. Ein Kauz, ein Sonderling, offenbar einer wie kein anderer. Muss eine Kunstfigur sein, ein Fake. Weit gefehlt! Wer den schrulligen Künstler persönlich kennenlernen durfte, weiß um seine Authentizität. Redbone, inzwischen im Ruhestand, war nicht bloß Interpret, er lebte den frühen Jazz, den Ragtime, den Vorkriegsblues und die frivolen Tin-Pan-Alley-Tunes, die durch seine Platten geistern wie zum Leben erweckte Fossile. Darin besteht der Zauber von Redbones anachronistischer Ästhetik, sie ist so antik wie lebendig.

Und sie war erfolgreich. Mitte der 70er-Jahre war Leon Redbone eine Attraktion, ein gern gesehener Gast sogar in TV-Shows, wo er mit brummeliger Stimme, lakonischem Charme und albertümlichem Slapstick-Humor staunen machte. Und für Nachfrage sorgte. Seine LPs verkauften sich so gut, dass die Gebrüder Warner großzügige Recording-Budgets gewährten, was sowohl die stets hochklassigen, vielköpfigen Session-Ensembles erklärt als auch die teure, weil zeitraubende Detailverliebtheit der Aufnahmen. „On The Track“ war 1975 Redbones erster genialischer Streich, ein Statement der Stilsicherheit, mit Trad-Stolz und Songs von Jimmie Rodgers oder Hoagy Carmichael, ein wunderbar sanft beschwingtes, wunderliches, aber in sich stimmiges Musikantiquariat.

Auf „Long Way From Home“ wird die Vorgeschichte erzählt. Die bislang unveröffentlichten 18 Tracks entstanden 1972/73, in Gestus und Gesang bereits unverkennbar, jedoch noch ohne ausformulierte Arrangements, zumeist bluesgründet. Der junge Kanadier nimmt sich Robert Johnson und Blind Blake an, singt populäre Showtunes, spielt Gitarre. Faszinierend, nicht nur für Fans. Jack White erwirbt sich Verdienste für die Vinylwerdung dieser frühen Takes, auch die Wiederveröffentlichung von „On The Track“ ist ihm zu verdanken, wobei die eher mäßige Pressung nicht von seinem Presswerk in Nashville verantwortet wird, vielmehr von Rhino. Für gefüllte Innenhüllen hat es auch nicht gereicht. (Third Man)

The Thelonious Monk Quartet

Monk In Tokyo ★★★★★



Im Mai 1963 mitgeschnitten und ursprünglich nur in Japan veröffentlicht, zehn Jahre post festum, zu einer Zeit mithin, als Monk bereits im Ruhestand schien, dokumentiert die Doppel-LP ein untypisch entspanntes Konzert des Exzentrikers. Begleitet von Charlie Rouse (Tenorsaxofon), Butch Warren (Bass) und Frankie Dunlop (Schlagzeug) spielt Monk gut gelaunt eigene Klassiker wie „Straight, No Chaser“ und „Blue Monk“ sowie Jazzstandards. In Anwesenheit seiner Mäzenin, der Baroness Panonica de Koenigswarter, verbeugt er sich galant mit „Panonica“. (Speakers Corner)

The Pentangle

The Pentangle ★★★★★



Aus dem britischen Folk-Revival der Fünfziger und frühen Sechziger war inzwischen Folkrock hervorgegangen, elektrifiziert und eklektisch, als The Pentangle (noch mit Artikel im Bandnamen) mit ihrer Debüt-LP 1968 dem innovativen Treiben ihre Eigenheiten hinzufügten. Man zeigte sich der Tradition verpflichtet, doch ließen die Virtuosen auch Jazz-Elemente in ihr Spiel einfließen, etwa auf dem epischen „Pentangling“. Manches schien überambitioniert, Shel Talmy produzierte indes sachdienlich, und so freute sich John Peel in den Linernotes über das Album und „das Wunder seiner Geburt“. (BMG/MOV)

Laura Nyro

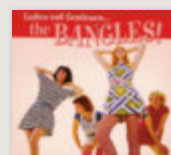
New York Tendaberry ★★★★★



Laura Nyros beste und bedeutendste LP, nicht so zugänglich und unmittelbar wie ihre Vorgänger, doch in ihrer Gospel-Blues-Intensität von nachhaltiger Wirkung, wurde mehrfach wiederveröffentlicht, auch als Schallplatte. Seit der Edition auf Pure Pleasure klang Nyros impressionistische Ode an ihre Heimatstadt indes nicht mehr so direkt und intim, ihr Piano nicht mehr so räumlich präsent. Natürlich wurde die Analogkette nicht unterbrochen, das Mastering besorgte Ryan K. Smith bei Sterling Sound, die Fertigung übernahm RTI. Das Resultat ist superb, bis hin zum Tip-on-Cover nebst Textbeilage. (Analog Spark)

The Bangles

Ladies And Gentlemen ... ★★★★★



Von Paisley Underground wurde noch nicht gesprochen, als Susanna Hoffs und die Schwestern Vicki und Debbi Peterson in Los Angeles sixtiesbeseelt eine Band namens The Bangs gründeten und 1981 hoffnungsvoll die Single „Getting Out Of Hand“ herausbrachten. Ein Start ohne Fortüne, denn die Single fiel durch, und eine gleichnamige Band an der Ostküste drohte mit Klage. Fortan firmierten die LA-Girls als Bangles, der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Hier sind die frühen Versuche kompiliert, die Bangs-Sides und Tracks der „Bangles“-EP von 1982, dazu Demos und Live-Aufnahmen, auf rotem Vinyl. (Omnivore)

The Renderers

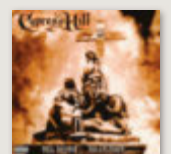
A Dream Of The Sea ★★★★★



Eine weitere Großtat, die in der Ära des CD-Monopols (hier: 1998) nur digital erschien, kann von der Vinyl-Agenda gestrichen werden. Neuseelands feinste Band ruft im nachtmährischen, meist maritim verankerten Songreigen Dämonen an, stellt sich Ängsten, sucht Erlösung. „I had a dream of the sea“, raunt Maryrose Crook. „All the creatures were screaming to be free.“ Blut vermengt sich mit Wasser, Wahn mit stiller Einkehr, Feedback mit Formvollendung. Es ist dieselbe Dialektik von Lärm und Wohlklang, von Abgrund und Schönheit, die allen Werken der Renderers eigen ist, nirgends beunruhigender als hier. (Tinsel Ears)

Cypress Hill

Till Death Do Us Part ★★★★★



Die kalifornischen HipHopper mit Hang zu Rock und Rausch spielten längst in der Megasellerliga, als sie 2004 mit ihrem siebten Album weitere lukrative Crossover-Manöver in Angriff nahmen. In Richtung Reggae zum Beispiel, mit Bob Marleys Sohn Damian an Bord des „Ganja Bus“ oder mit dem Gitarristen Tim Armstrong von Rancid auf „What's Your Number?“, basierend auf Samples von „The Guns Of Brixton“ samt Vocals von The Clash. Rap war noch präsent, nicht selten nasal keifend, doch meist abgedeckt via Latin-Beats, Backgroundsängerinnen und elektronische Effekte. Doppel-LP. (Columbia/Music On Vinyl)



Fairground Attraction
The First Of A Million Kisses

★★★★½

Das Debüt der kurzlebigen Brit-band mit einigem Bonusmaterial

„Allelujah“ und „Moon On The Rain“ singt Eddi Reader heute noch im Konzert. Letzteres ist die zeitlose Ballade unter den 14 Songs, die Mark E. Nevin für das Debütalbum parat hatte, handwerklich makellos und meisterlich wie seine Chansons und die übrigen Kompositionen. Aber der Mix aus Doo-Wop, Duane-Eddy-Twang und Folkpop, den sie unter dem Titel „Perfect“ aufnahmen, war der offensichtlich weltweit als unwiderstehlich empfundene Ohrwurm, der dem Quartett One-Hit-Wonder-Status einbrachte.

Die Japaner waren von dieser Sängerin schon bei der ersten Tournee fasziniert. Dort brachte sie es zu Kultstatus. Mitschnitte von der Japantournee dokumentieren hier die Jazzambitionen der Band. Wieso es während der Aufnahmen zum geplanten zweiten Album zum totalen Zerwürfnis kam, erörtern die Linernotes wieder nicht. Die dafür produzierten Aufnahmen, die später schließlich doch als „*Ay Fond Kiss*“ erschienen, findet man hier aber genauso wie ein halbes Dutzend Demos und Outtakes, die es nicht auf das Debütalbum geschafft hatten.

(Esoteric/H&A)

FRANZ SCHÖLER



Lee Hazlewood
Cowboy In Sweden

★★★★½

Wunderbares orchestrales Potpourri für einen Film von 1970

Im Jahr 1969 trudelte Lee Hazlewoods LHI-Label dem Bankrott entgegen. Der Entrepreneur emigrierte nach Stockholm, um den Kalamitäten zu entfliehen und seinen Sohn vor der Einberufung nach Vietnam zu bewahren. Dort drehte der Regisseur Torbjörn Axelman einen drolligen improvisierten Hippie-Film über Hazlewoods improvisiertes Leben zwischen Los Angeles und Schweden; für den Soundtrack wurden Songs verwendet, die Hazlewood in Paris und London, Los Angeles und Stockholm aufgenommen hatte. Unter den Musikern waren Craig Doerge und Nicky Hopkins an den Keyboards und James Burton an der Gitarre.

Das Potpourri ist die patentierte, niemals weniger als genialische Mischung aus Easy Listening und Balladen-Grandezza, Country-Twang, orchestralem Schmelz und ergreifendem Schmalz. Drei berückende Duette, „Leather And Lace“, „Hey Cowboy“ und das schwedische Volkslied „Vem kan segla“, singt er mit Nina Lizell, „For A Day Like Today“ mit Suzi Jane Hokom. Drei Stücke und Linernotes von Hunter Lea wurden nun ergänzt. (*Light In The Attic*)

Attic

ARNE WILLANDER



David Ruffin
My Whole World Ended

★★★★

Debütalbum des Ex-Temptations-Sängers von 1969 mit Soupperlen

Er war der Soulsänger, dessen Interpretationen von Mamas & Papas bis Rolling Stones alle bewunderten, und er nahm die Songs – von „My Girl“ bis „Ain't Too Proud To Beg“ – dann auch selbst auf. Die hinreißendste Coverversion überhaupt ist die von „(I Know) I'm Losing You“ von Rod Stewart mit den Faces. Zu dem Zeitpunkt hatten die Temptations Ruffin schon wegen seiner Koksexzesse und seines unprofessionellen Verhaltens gefeuert. Bei Berry Gordy fiel er trotzdem nicht in Ungnade.

Drei Jahre nach dem Solodebüt von Bruder Jimmy gelang ihm sein eigenes: Der Ohrwurm „My Whole World Ended (The Moment You Left Me)“ ist nicht nur Temptations-Klassikern zum Verwechseln ähnlich, sondern war auch weit erfolgreicher als Jimmys „What Becomes Of The Brokenhearted“. In die unter anderem von Johnny Bristol, Marvin Johnson und Harvey Fuqua für ihn maßgeschneiderten Songs investierte er nicht weniger Gefühl als in frühere sängerische Glanzleistungen. Zur Form von „Everlasting Love“ fand David Ruffin indes nie mehr zurück. (*Elemental/in-akustik*)

FRANZ SCHÖLER



Animal Crakers
Small Loud Songs (1980-1991)

★★★★½

Anthologie einer leider vergessenen Münchener Post-Punk-Band

Über den Bekanntheitsgrad der Animal Crakers ist alles gesagt, wenn man bei Wikipedia auf der Suche nach der Band zu dem Marx-Brothers-Film „Animal Crackers“ weitergeleitet wird, nach dem sich die Münchener Gruppe offenbar benannt hat. Zwischen 1987 und 1991 brachte die Post-Punk-Formation vier inzwischen längst vergriffene Alben auf den Markt. Nun erscheinen die besten Songs dieser Zeit angereichert um bisher unbekannte Demos und aberwitzige Spielereien („Sir – No – Sir – Yes“) aus der längst verschütteten Vergangenheit als Anthologie.

Ausgestellt wird die Suche nach intellektueller Auseinandersetzung („Der Riss“ basiert zum Beispiel auf einem Roman des Skandal-Surrealisten Georges Bataille) in Verbindung mit einer irritierend einfachen Sprache, die sich gern an Comic-texten orientierte. Mit „Small Loud Song“ hatte die Band sogar einen kleinen Hit. Der steht nun stellvertretend für ein wiederzuentdeckendes Werk, das ruppig und romantisch ist und seine Ideen zugleich von der Straße und der Kunsthochschule zu beziehen scheint. (*ZickZack/What's So Funny About...*)

MARC VETTER

JETZT ROLLING STONE TESTEN!

**3 Ausgaben ROLLING STONE
frei Haus testen und
nur 2 bezahlen!**



**Erhalten Sie
einen 10€-iTunes-
Gutschein als Geschenk.**



**3
für 2**

DIREKT BESTELLEN: ABO.ROLLINGSTONE.DE/MINI-ABO

Nie klangen sie schöner



KULTURTEMPEL
Einstürzende Neubauten
in der Elbphilharmonie

Das erste Popkonzert in Hamburgs neuer Perle bestritten die einstigen Krachmacher aus Berlin

EINSTÜZENDE NEUBAUTEN
Hamburg, Elbphilharmonie

★★★★

Am Eingang werden Programmhefte und Ohrstöpsel gereicht. Dann geht es mit der imposanten Rolltreppe hinauf in das Innere des 110 Meter hohen, 789 Millionen Euro teuren,

von der Hamburger Lokalpresse „Elphi“ getauften Bauwerks. Drei Minuten dauert die Fahrt. Das Konzert ist ausverkauft, wie alle Konzerte, die in den ersten Wochen in der Elbphilharmonie stattfinden, das Gebäude ist das Ereignis, der Hamburger Kulturbürger gibt sich stolz, die Kanzlerin und der Bundespräsident kamen zur Eröffnung, auch Günter Netzer, Anne Will und Jorge González, Catwalk-Trainer bei „Germany's Next Topmodel“. Nun, anderthalb Wochen später, findet im großen Saal das erste, nun ja, Popkonzert

statt. Bier darf man nicht mit hineinnehmen, zum Pinkeln wird man nur in den Pausen zwischen zwei Stücken hinausgelassen.

Blixa Bargeld trägt einen Dreiteiler und ist barfuß. Auch Alex Hacke, der Bassist, ist barfuß und sieht mit seinem Walrossbart aus wie David Crosby in Schlank. Gitarrist Jochen Arbeit trägt als Einziger kein Schwarz, sein Anzug ist blau. Rudolf Moser, der junge Drummer, trägt spitze Chelsea-Boots und eine Flock-Of-Seagulls-Frisur. N. U. Unruh, der das Blech und die Bohrer bedient,

hat ein Anglerhütchen auf dem Kopf. „Als Anhänger der historisch-brutalistischen Aufführungspraxis“, verkündet Blixa, „spielen wir ausschließlich auf historischen Originalinstrumenten“.

Vor 35 Jahren machten Einstürzende Neubauten einen infernalischen Lärm, damals war Mufti noch dabei, ein Koloss, der den Vorschlaghammer auf Bodenplatten schlug. Heute fehlen Stücke aus der Frühzeit, fehlen „Kalte Sterne“ oder „Tanz debil“. Obwohl es sich um ein „Greatest Hits“-Programm handelt, ist das älteste Stück, das die Band zur Aufführung bringt, „Halber Mensch“ von 1985. Ansonsten beginnt Blixas Zeitrechnung in den Neunzigern. Da hatte sich der Krach der frühen Tage längst zu einem dadaistischen Theater verfeinert, und auch an diesem Abend rüttelt Unruh lieber ein bisschen Metall im Eimer, als den Presslufthammer anzuwerfen.

Der Saal ist dafür wie geschaffen. Er ist mit einer luigi-colaniesken Kunststoffdellenwandbekleidung ausgestattet, von jedem Platz in der Arena hat man hervorragende Sicht, sofern man nicht zu den 50 Prozent der Zuschauer gehört, die hinter der Band sitzen. Die dreht sich zwar nicht um, klingt aber so schön und transparent wie nie. Sie beginnt mit „The Garden“ und „Haus der Lüge“ (dem einzigen anderen prä-90er-Stück) und spannt den Bogen von sphärisch tänzelnden Klangschönheiten („Unvollständigkeit“) über brachialen Industrial-Blues („Sonnenbarke“) zum triumphierenden „Redukt“, in dem Blixas glassprengender Hochtonschrei ein letztes Mal nach gut zwei Stunden Konzert durch den fantastischen Saal gellt.

Die Neubauten haben sich in den vergangenen 20 Jahren zu einem fein justierten Quintett entwickelt, mit Hackes primitivem Bass als Anker, der eine Barke traumwandlerischer Sounds festhält, mit Blixa am Ruder. Der war gut gelaunt an diesem Abend. Und er hat auf der Bühne gelaucht.

Zum Ende muss man natürlich die herrlichen Zeilen aus „Die Befindlichkeit des Landes“ zitieren, schließlich hat Blixa sie in der Elbphilharmonie gesungen: „Die neuen Tempel haben schon Risse/ Einst wächst auch Gras über dieser Stadt.“

SEBASTIAN ZABEL



ZEREMONIENMEISTER
Billie Joe Armstrong

Bildet Gassen, Punks!

Animationsspiele und staats-tragende Hymnen: Die Könige des Punk-Establishments setzen auf Routine – und Kanonen

GREEN DAY
Berlin, Mercedes-Benz Arena
★★★★½

Der echte Punkrock dauerte nur wenige Jahre. Mit ihrer kalifornischen Kinderpunk-Variante kamen Green Day, die anfangs in der Unihochburg Berkeley zum Studentenspogo aufspielten, locker ein gutes Jahrzehnt

zu spät. Doch das war den Kids der 90er-Jahre egal. Powerhymnen wie „Basket Case“ trafen 1994 ein Lebensgefühl zwischen Aufruhr und Abschlussprüfung. Punk funktionierte plötzlich als weltweites Megaerfolgsmodell. Bis heute.

So blieben die T-Shirts von Slime („Deutschland muss sterben“) auch das Gefährlichste, was es in der fast ausverkauften Arena zu sehen gab. Das sittsam gemischte Publikum, darunter viele jung gebliebene Eltern nebst Nachwuchs, ließ sich vom Anklatschhasen im Plüschkostüm mit „Blitzkrieg Bop“ warmschun-

keln. „Linke Seite!“ – „Hey!“ – „Rechte Seite!“ – „Ho!“ – und nun schön eine Gasse bilden. Fehlte nur noch der Ententanz. Doch dann Schluss mit der Animation: Es machte bum!, und der quietschfidele Billie Joe Armstrong und seine zum Quintett aufgestockte Crew luden zum musikalischen Trimm-dich-Kurs. In harten Sequenzen wurden bis zum ersten gefeierten Oberkracher, „Boulevard Of Broken Dreams“, die Songs des neuen Albums, „*Revolution Radio*“, rausgekokkelt. Mit schwarzer Pumuckl-Frisur durchmaß Armstrong den L-förmigen Bühnenparcours, der abgesehen

von gelegentlich wechselnden Bannern und einigen Pyroeffekten eher spartanisch ausgelegt war. Keine technischen Mätzchen. Die mehr als 30 Songs müssen reichen. Tré Cool ließ seine Drumsticks tanzen, und Mike Dirnt bearbeitete den Bass in der Straßengerillapose, wie Paul Simonon sie einst bei The Clash erfand.

Bei all dem ist eine spürbare Routine im Spiel, bis hin zur obligatorischen Wasserdusche für die Fans. Auch die per Druckluft betriebene T-Shirt-Kanone kam wieder zum Einsatz, und zwei, drei Fans auf den Rängen durften sich über neue Klamotten freuen. Zeremonienmeister Armstrong, der Berlin hochleben ließ und Donald Trump wiederholt in die Tonne kloppte, hat sich inzwischen von den Dämonen des Rock'n'Roll befreit: Kein Alkohol, kein Drogenkrawall mehr, nur eine Flasche Wasser im Rückraum kühlt seine ausgedehnten Bühnensprints. Auch pure Entertainment-Einlagen gab es, etwa als Saxofonist Jason Freese mit Pharaokopfschmuck zum Ska-Punk „King For A Day“ einige „ägyptische“ Soloeinlagen gab, die wiederum in einige Takte von „Careless Whisper“ von George Michael übergingen. Bei der Coverversion „Knowledge“ (von der kalifornischen Ska-Punk-Band Operation Ivy) durfte sich ein – durchaus talentierter – Jungmusiker aus dem Publikum versuchen. Alle ließen „Philipp“ anschließend hochleben, und der durfte sein Instrument gleich mit nach Hause nehmen. Und klar doch, die noch fehlenden Hits „American Idiot“ und „Jesus Of Suburbia“ wurden in der Doppelzugabe nachgereicht. Hurra, hurra, zwei Stunden Punkrock mit Spaßgarantie!

RALF NIEMCZYK

Keine Erlösung

CONOR OBERST
Berlin, Apostel-Paulus-Kirche
★★★★½

Die totale Innerlichkeit wird in Kirchen ja prinzipiell begrüßt. Aber was Phoebe Bridgers und MiWi La Lupa im Vorprogramm bieten, ist ermüdender als die langweiligste Andacht. Zwischen Selbstbespiegelung und Introspektion gibt es bekanntlich einen schmalen Grat, auf dem auch Conor Oberst an diesem Abend alles andere als sicher balanciert.

Aber in „Tachycardia“ und „Gossamer Thin“ spürt man wieder, was

mal so faszinierend war an diesem Songschreiber: dieses Zittern und Beben im Gesang, dieses Zerbrechen an der Welt, diese Zweifel und diese Trauer und das Aufbegehren, um dem Leben bei aller Mittelmäßigkeit noch ein bisschen mehr Sinn abzutrotzen. Dieses manische Flehen und autistische Gebaren, das wahrscheinlich nur sehr junge Menschen fühlen können. Oberst spielt und singt diese Songs von seinem letzten Album, „*Ruminations*“, wie von Schmerzen übers Klavier gebeugt. Zwischendurch bläst er in eine Mundharmonika, die ein Typ, der aussieht wie Walter White mit Hut, ihm zuvor gereicht hat, nachdem er sie in einem Goldfischglas wusch, in dem keine Goldfische sind.

Für „Cape Canaveral“ und das launige Mystic-Valley-Band-Stück „Ten Women“ wechselt Oberst zur akustischen Gitarre, begleitet von MiWi La Lupa am Bass. Doch dann ver-

lässt es ihn bald. Coverversionen der Replacements („Here Comes A Regular“) und der Felice Brothers („Jack At The Asylum“) geraten noch am manierlichsten. Aber ausgerechnet zu seiner früheren Bright-Eyes-Inkarnation scheint Oberst nach einer emotionalen Verbindung zu suchen. Merkwürdig medioker wirken „Ladder Song“, „Lua“ und „The Big Picture“, in denen er mal lustlos, mal kalkuliert ekstatisch barmt, als wüsste er selbst nicht, auf welche Weise er diese Lieder interpretieren will. In den Pausen stammelt er seine Ansagen und lobt die Kirchenarchitektur, die mit mehr Leidenschaft fürs Detail gebaut sei als alles, was er von daheim kenne. Er schämt sich für Trump und versinkt in Jugenderinnerungen.

Bald erscheint eine Oberst-Platte mit Band-Arrangements. Es wird Zeit, dass er sich selbst aus seiner Versunkenheit reißt. **MAX GÖSCHE**



VERSUNKEN
Conor Oberst

SONDERPREIS

JETZT FÜR NUR

15€

STATT 30€

18x26,5 cm

gebunden

336 Seiten

durchgehend
4-farbig

ROLLING STONE

„Das Beste aus den ersten 20 Jahren“

Die besten Reportagen, Essays und Interviews sowie zahlreiche Originalbeiträge in einem Band vereint. Dazu die 480 Lieblingsalben der Redaktion sowie alle ROLLING STONE-Heftcover.

Mit Texten von Arne Willander, Benjamin von Stuckrad-Barre, Jörg Gülden, Maik Brüggemeyer, Moritz von Uslar u.v.a.

Mit Stories über: Bob Dylan, Jim Jarmusch, Neo Rauch, R.E.M., Christoph Schlingensief, Bruce Springsteen, Campino, Karl Lagerfeld, Oasis, Götz George, Pet Shop Boys, u. v. a.

JETZT BESTELLEN
ROLLINGSTONE.DE/SHOP



DER BESONDERE TIPP

JARVIS COCKER & CHILLY GONZALES: ROOM 29

17.-19.03. HAMBURG, Kampnagel K6

Das Hotel Chateau Marmont in Hollywood ist seit Ewigkeiten ein Monument der Populärkultur. Fasziniert vom Mythos Marmont arbeiteten Gonzales und Cocker drei Jahre an einem Songzyklus über das Zimmer 29, der in Hamburg an drei Tagen zur Aufführung kommt. **Infos: www.kampnagel.de**

LAMBCHOP



Nachdem Kurt Wagner zuletzt das 15-jährige Jubiläum des Albums „Nixon“ mit vollständigen Live-Aufführungen des Werks gefeiert hatte, geben sich Lambchop auf ihrer kommenden Tour sicherlich wieder zukunftsorientierter.

28.02. LEIPZIG, Felsenkeller

01.03. MANNHEIM, Capitol
Infos: www.schoneberg.de

BRYAN FERRY



Ferrys letztes Studioalbum, „*Avonmore*“, und seine Tournee 2015 zeigten, dass der elegante Roxy-Music-Dandy immer noch zur Königsklasse der Crooner und Entertainer zählt. Umso willkommener ist seine Bühnenrückkehr 2017.

13.05. MÜNCHEN, Circus Krone
15.05. DÜSSELDORF, Mitsubishi Electric Halle
17.05. HAMBURG, Mehr! Theater
19.05. BERLIN, Tempodrom
22.05. FRANKFURT, Alte Oper
24.05. BADEN-BADEN, Festspielhaus
26.05. LEIPZIG, Haus Aunsee
Infos: www.wizpro.com

AEROSMITH



In den Siebzigern galten sie als die amerikanische Antwort auf die Rolling Stones, in den Achtzigern und Neunzigern feierten sie mit Stadion-Hardrock und Hochglanzballaden ein Comeback. Diese Tournee könnte die letzte Chance sein, Aerosmith live zu erleben.

26.05. MÜNCHEN, Königsplatz

30.05. BERLIN, Waldbühne

20.06. KÖLN, LANXESS arena
Infos: www.wizpro.com

BERNHARD EDER



Als Singer-Songwriter fand der studierte Jazzsänger seine wahre musikalische Heimat in Folk und Pop. Dabei evoziert der Österreicher die Gefühllichkeit von Elliott Smith und Damien Rice.

23.03. DÜSSELDORF, Kombüse 59

24.03. AACHEN, Raststätte

29.03. CH-ZÜRICH, Songcircle

30.03. A-INNSBRUCK, Die Bäckerei

01.04. A-WÖRGL, Astnersaal

12.04. A-TIMELKAM, Bart

13.04. A-SALZBURG, Rockhouse

03.05. BERLIN, Schokoladen

Infos: www.bernhardeder.net

KRIS KRISTOFFERSON



Seine Karriere führte den umtriebigen Sänger, Songschreiber und Schauspieler von Nashville bis nach Hollywood. Im Sommer lässt sich die Country-Ikone wieder auf der Bühne bewundern.

18.06. HANNOVER, Blues Garage

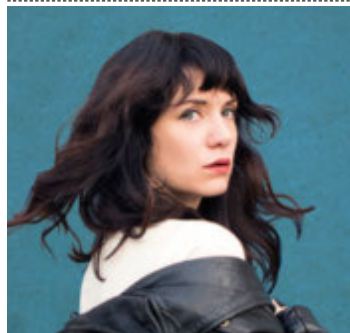
30.06. LUDWIGSBURG, Forum am Schlosspark

03.07. FRANKFURT, Jahrhunderthalle

04.07. ULM, Ulmer Zelt

Infos: www.deag.de

NIKKI LANE



Mit dem Album „*All Or Nothin*“ war die bezaubernd unangepasste Countryfolk-Sängerin 2016 erstmals auch in Deutschland auf der Bühne zu sehen. Mit einem neuen Album, ironisch „*Highway Queen*“ betitelt, tritt sie jetzt wiederum in kleinen Clubs auf.

25.05. KÖLN, Blue Shell

28.05. MÜNCHEN, Orangehouse

29.05. FRANKFURT, Nachtleben

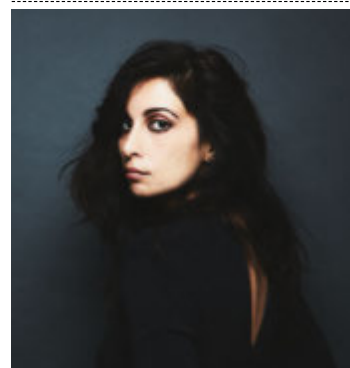
30.05. STUTTGART, Goldmarks

12.06. BERLIN, Privatclub

13.06. HAMBURG, Prinzenbar

Infos: www.prknet.de

YASMINE HAMDAN



Die „beduinische Lady Gaga“ instrumentiert ihre Songs mal akustisch-analog, mal elektronisch. Die Texte dazu schreibt die Libanesin in arabischen Dialekten.

04.05. BERLIN, Columbia Theater

05.05. HAMBURG, Mojo

07.05. LEIPZIG, Werk 2

09.05. KÖLN, Gloria Theater

10.05. FRANKFURT, Batschkapp

11.05. MÜNCHEN, Freiheit

Infos: www.mct-agentur.com/de

FEHLFARBEN



Ihr Debütalbum, „*Monarchie und Alltag*“ aus dem Jahre 1980, schaffte es Dekaden später in die ROLLING-STONE-Liste der „500 besten Alben aller Zeiten“. In diesem Jahr präsentiert die Düsseldorfer Band ihr Punk-Referenzwerk zum ersten Mal live in seiner Gesamtheit.

03.05. BREMEN, Lagerhaus

04.05. KÖLN, Gloria

05.05. KREFELD, Kulturfabrik

06.05. POTSDAM, Lindenpark

11.05. BIELEFELD, Ringlokschuppen

12.05. LEIPZIG, Täubchenthal

13.05. DRESDEN, Scheune

14.05. HAMBURG, Kampnagel

19.05. MEMMINGEN, Kaminwerk

20.05. LUDWIGSHAFEN, Das Haus

21.05. STUTTGART, Theaterhaus

26.05. MAGDEBURG, Factory

23.06. BERLIN, Volksbühne

Infos: www.meistersingerkonzerte.de

RYLEY WALKER



Im August 2016 erschien Walkers viertes Album, „*Golden Sings That Have Been Sung*“, auf dem der 27-Jährige als Singer-Songwriter genauso überzeugt wie als an Tim Buckley und Bert Jansch geschulter Gitarrist.

12.06. MÜNCHEN, Kranhalle

14.06. LEIPZIG, UT Connewitz

15.06. BERLIN, Lido

16.06. DÜSSELDORF, Zakk

17.06. MANNHEIM, Maifeld Derby

Infos: www.puschen.net

KONZERTKARTEN UND WEITERE TERMINE UNTER: www.rollingstone.de/tickets

KIND OF BLUE

Little (Alex Hibbert) am Strand von Miami



Der Junge im Mondlicht

Barry Jenkins zeichnet ein überwältigendes Porträt eines homosexuellen Afroamerikaners

Moonlight

Trevante Rhodes, Naomie Harris

Regie: Barry Jenkins, Start: 9.3.

★★★★★

Sonnenschein, Sandstrand, blaue Wellen und viel Bling-Bling, so stellt man sich Miami vor. Es gibt aber auch eine andere Seite, wo Armut, Drogen und Gewalt herrschen. In diesem abseitigen Miami wächst der sensible Chiron (Alex Hibbert) auf. Was das für ihn heißt, erfährt man gleich in der ersten Szene. Es ist eine Verfolgungsjagd, bei der die Kamera Teil des Geschehens ist. Die hektischen Bilder übertragen die Angst und die Panik, die der von einer Kinderbande verfolgte Neunjährige empfindet, direkt auf den Zuschauer. Zuflucht findet er in einem leer stehenden Haus, das er erst wieder verlässt, als der geheimnisvolle Juan (Mahershala Ali) auf den Plan tritt. Chiron reagiert auf dessen Fragen nach seiner Herkunft mit eisernem

Schweigen, woraufhin er ihn kurzerhand mit nach Hause nimmt. „Ich heiße Chiron, aber die Leute nennen mich Little“ wird zunächst der einzige Satz bleiben, den er dem Jungen entlocken kann.

„Little“ heißt deshalb das erste von drei Kapiteln, in denen der 1979 in Miami geborene Regisseur Barry Jenkins die Lebensgeschichte dieses Jungen erzählt. Mit „Moonlight“ erntete er in den USA begeisterte Kritiken. Bei den diesjährigen Golden Globes war der Film in sechs Kategorien nominiert und trug am Ende die Auszeichnung als bestes Drama davon. „Moonlight“ ist neben Damien Chazelles Musical „La La Land“ der Topfavorit bei den diesjährigen Oscars.

Der junge Chiron verrät Juan erst am darauffolgenden Tag, wo er wohnt. Als dieser ihn nach Hause bringt, wartet bereits Paula (Naomie Harris) auf ihren Sohn. Doch statt ihn beruhigt in ihre Arme zu schließen und sich bei Juan zu bedanken, schüttet sie ihren Hass und ihre Wut auf ihr verkorkstes Leben über beiden aus.

Jenkins' Personal ist komplex, die einzelnen Figuren entziehen

sich dem herkömmlichen Schema von Gut und Böse. Paula versagt als Mutter, ist zugleich aber auch Opfer von Juan, der wiederum Chiron gemeinsam mit seiner Freundin Teresa (Janelle Monáe) ein Zuhause bietet, wo er sich nicht vor der Welt verstecken muss. Sie spüren seine verzweifelte Einsamkeit und versuchen ihm die Angst vor seinem Wesen zu nehmen. „Im Mondlicht sehen schwarze Jungen blau aus. Du bist blau, mehr nicht“, sagt ihm Juan.

Jenkins' Film wird von der Empfindsamkeit und emotionalen Tiefe seiner einsamen Hauptfigur getragen. „Ich weine manchmal so viel, dass ich befürchte, in meinen Tränen zu ertrinken“, gesteht der jugendliche Chiron (Ashton Sanders) seinem Freund Kevin, bevor er mit ihm das erste Mal Zärtlichkeit und Liebe erlebt. Ausgerechnet Kevin ist es, der ihn in die brutale Wirklichkeit seines dreifachen Randgruppenseins zurückholt. Er verprügelt ihn vor allen Schülern, um nicht selbst zum Opfer zu werden. Doch statt nach den ersten Schlägen liegen zu bleiben, steht Chiron immer wieder auf. „Irgendwann musst du dich entscheiden,

wer du sein willst“, hatte Juan ihm mit auf den Weg gegeben.

Jenkins setzte sich bereits in seinem ersten Film, „Medicine For Melancholy“ (2008), mit dem existenziellen Dasein am Rand der Gesellschaft auseinander. Seither hat er an diesem Film gearbeitet, der im dritten Teil den Bruch zwischen Kevin (hier gespielt von einem großartigen André Holland) und Chiron alias „Black“ (beeindruckend verkörpert von Trevante Rhodes) noch einmal aufgreift. Mit der stillsten und zugleich vielsagendsten Szene des Films gibt er der Geschichte hier eine universelle Tiefe.

Diese ergreifende Coming-of-Age-Geschichte erzählt von einem jungen Mann, für den es keinen Platz zu geben scheint, der aber dennoch einen finden muss. Chirons Leben ist ein beständiger Kampf mit der Welt, die ihn umgibt, und mit sich selbst. Getragen wird dieser schonungslos ehrliche und Würde verleihende Film von dem empathischen Spiel des Ensembles und den betörenden Bildern von James Laxton. Intensiv, aufwühlend, authentisch und zeitlos – „Moonlight“ ist ein Meisterwerk!

THOMAS HUMMITZSCH



Silence

Andrew Garfield, Adam Driver

Regie: Martin Scorsese/ Start: 2.3.

★★★½

Der japanische Autor Shusaku Endo erzählt in seinem Roman „Schweigen“ von 1966 die Geschichte des 1610 im portugiesischen Tasco geborenen Paters Sebastião Rodrigues. Im glühenden Kern seines unerschütterlichen Glaubens steht ein Bild von Piero della Francesca, das den auferstandenen Jesus zeigt. Martin Scorsese verfiel dem Kino, als er im Alter von elf Jahren den ersten Spielfilm in Cinemascope sah: Henry Kosters „Das Gewand“, in dem Christus jederzeit präsent ist, ohne je richtig im Bild zu sein. Es scheint fast logisch, dass dieser Roman und dieser Regisseur, der bereits seinen ersten Film, „Wer klopft denn da an meine Tür?“, in einer katholischen Kirche enden ließ und später „Die letzte Versuchung Christi“ drehte, irgendwann zusammenfinden mussten.

Andrew Garfield spielt den Rodrigues und sieht selbst aus wie Jesus. Gemeinsam mit seinem Freund, Pater Francisco Garupe (Adam Driver), bricht er auf, um den gemeinsamen Mentor Pater Ferreira (Liam Neeson) zu finden, der im fernen Japan angeblich unter Folter Gott verleugnet hat. Als sie nach strapaziöser Überfahrt dort ankommen, finden sie ein Land vor, in dem Christen ihren Glauben in aller Heimlichkeit praktizieren. Doch ihr Begleiter Kichijiro (Yosuke Kubozuka) ist ein neuzeitlicher Judas, und so treffen bald kaiserliche Inquisitoren ein, die alle Christen unter Androhung von Folter und Tod zwingen, in einem symbolischen Akt ihren Fuß auf das Bild Jesu zu stellen, um zu widerrufen. Schließlich stehen die Patres vor einer schweren Prüfung: Können sie es mit ihrem Gewissen vereinbaren, dass Menschen für ihren Glauben leiden und sterben müssen?

Bei der Darstellung und Ergründung der im Zentrum der Romanvorlage stehenden Zweifel und Skrupel, mit denen vor allem Rodrigues zu kämpfen hat, ist das Kino der Literatur naturgemäß unterlegen. Scorsese muss auf Bilder vertrauen und zeigt in diesem flüsternden, knapp dreistündigen Epos vor allem die Momente der Gewalt in starken, ikonischen Bildern. Leider erliegt er am Ende als guter Katholik dem religiösen Kitsch. **MAIK BRÜGGEMEYER**



Certain Women

Laura Dern, Kristen Stewart

Regie: Kelly Reichardt/ Start: 2. März

★★★★½

Kelly Reichardt macht Filme, die sich nicht mit dem Tempo Hollywoods, sondern mit der Geschwindigkeit des Lebens entfalten. Sie ist eine Poetin der Pausen zwischen den Wörtern, und das hypnotische, eindringliche neue Werk „Certain Women“ zeigt die Autorenfilmerin auf der Höhe ihrer Kunst. Sie schaut im Leben dreier Frauen aus Montana vorbei, die von Laura Dern, Michelle Williams und Kristen Stewart wundervoll gespielt werden, und nutzt drei Kurzgeschichten von Maile Meloy, um ein feines Netz zu spinnen.

Dern spielt Laura Wells, eine Kleinstadtanwältin, die gerade von ihrem verheirateten Liebhaber sitzen gelassen wurde und nun einen Bauarbeiterklienten (Jared Harris aus „Mad Men“) überzeugen muss, dass eine Klage wegen eines Arbeitsunfalls vor Gericht keine Chance hätte. Selbst als der Fall zu einer Geiselname eskaliert, kommt Reichardt ohne Pathos aus.

Williams, die mit „Wendy And Lucy“ und „Auf dem Weg nach Oregon“ zwei von Reichardts besten Filmen schmückte, schlüpft in die Rolle von Gina Lewis, die sich mit ihrem Mann, Ryan (James LeGros), und ihrer Teenagertochter, Guthrie (Sara Rodier), auf einem Campingtrip befindet. Die gemeinsame Reise betont die Spannungen innerhalb dieser Familie, ohne sie zu überspielen.

Stewart spielt die verletzliche Beth, die nach abgeschlossenem Jurastudium jede Woche lange Strecken fährt, um in einem Erwachsenenbildungszentrum zu unterrichten. Eine ihrer Studenten, die indianischstämmige Jamie (Lily Gladstone), die auf einer Ranch arbeitet, fühlt sich zu ihr hingezogen. Beth erkennt ihr Interesse, kann die Gefühle jedoch weder erwidern noch auch nur artikulieren.

Reichardt schaut mit einem großen Humanismus hin, der sich weigert, das Leben dieser vier Frauen unter dem hohen Himmel und in dem weiten Land von Montana verloren gehen zu lassen. „Certain Women“ zeigt uns, wie diese Figuren mit ihren Umgebungen verschmelzen, in ihnen atmen und sich bewegen. Die geballte Kraft von Reichardts Film ist unbestreitbar und auf leise Art niederschmetternd. **PETER TRAVERS**



Lion

Dev Patel, Rooney Mara

Regie: Garth Davis/ Start: 23.2.

★★★

Ob erstes Date oder Vorstellungsgespräch: Ein Mausklick genügt, und schon spuckt Datenkrake Google eine digitale Ersteinschätzung des Gegenübers aus. Ob Segen oder Fluch, das Leben verändert hat das Unternehmen allemal. Und das des Australiers Saroo Brierley, der dank Google Earth 20 Jahre nach seiner Adoption in sein indisches Heimatdorf zurückkehren konnte. Regisseur Garth Davis erzählt die wahre Geschichte als großes Kinodrama mit glücklicherweise wenig Pathos. Und auch wenn den beeindruckenden Luftaufnahmen mitunter der Hauch einer Google-Imagekampagne innewohnt – der überzeugende Cast, die atmosphärische Musik von Hauschka und eine ausbalancierte Dramatik bewahren „Lion“ davor, zu einer Privatfernsehschmonzette zu verkommen. **CORNELIS HÄHNEL**



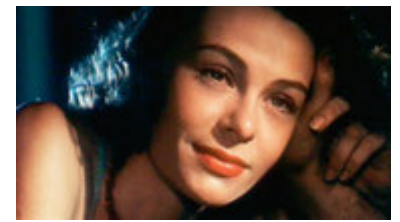
Der Hund begraben

Justus von Dohnányi, Juliane Köhler, Georg Friedrich

Regie: Sebastian Stern/ Start: 23.3.

★★★

Hans (Justus von Dohnányi) hat seinen Bürojob verloren, aber als er seiner Familie am Abend die schlechte Nachricht überbringen will, hören weder Frau Yvonne (Juliane Köhler) noch Tochter ihm zu. Als dann auch noch ein süßer Mischlingshund vor der Tür sitzt, ist der Familienvater ganz abgemeldet. Yvonne blüht angesichts des neuen vierbeinigen Familienmitglieds förmlich auf, während Hans weiterhin so tut, als ginge er zur Arbeit, und sich von einer jungen Autoverkäuferin eine Luxuslimousine aufschwätzen lässt. Ein mysteriöser Fremder (Georg Friedrich) bietet ihm schließlich seine Hilfe an, doch der hat es vor allem auf Hans' Familie abgesehen. Schwarze Komödie mit starken Darstellern und etwas dünnem Drehbuch. **MAIK BRÜGGEMEYER**



Hitlers Hollywood

Regie: Rüdiger Suchsland/ Start: 23.2.

In „Von Caligari zu Hitler“ erzählte ROLLING-STONE-Filmkritiker Rüdiger Suchsland 2014 vom Kino der Weimarer Republik, nun widmet er sich dem „Deutschen Kino im Zeitalter der Propaganda 1933–1945“. „Wir kennen diese Filme zu wenig, aber es gibt keinen Grund wegzusehen“, erklärt er als Erzähler aus dem Off. „Die Filme sind besser als ihr Ruf. Gar nicht so wenige lohnen einen zweiten Blick. Ein Blick, der sich auf Details richtet, der von den Botschaften der Oberfläche abieht, ohne sie zu verdrängen. Manche wissen mehr und zeigen viel mehr, als sie selbst wahrhaben wollen. Die besten von ihnen analysieren sich selber, verraten uns etwas über sich hinaus.“

Als wichtigstes Kommunikationsmedium im Umgang mit den Massen spielte das Kino für den Nationalsozialismus eine besondere Rolle, unterstand der Kontrolle von Joseph Goebbels, dem, wie es hier heißt, „einzigen Autorenfilmer des Dritten Reiches“. Wie schon in „Von Caligari zu Hitler“ stützt Suchsland sich auf die These des Filmkritikers und Philosophen Siegfried Kracauer, das Kino sei ein Seismograf seiner Entstehungszeit, eine Manifestation des kulturellen Unbewussten der jeweiligen Epoche. Was also erzählen diese Filme über das Dritte Reich und seine Menschen?

„Hitlers Hollywood“ zeichnet den Weg von der ästhetischen Gleichschaltung und Ausrichtung des Volkes in Leni Riefenstahls Massenszenierungen bis zur Einübung und Heroisierung des Untergangs in Veit Harlans Melodramen „Opfergang“ (1944) und „Kolberg“ (1945). Dabei wird deutlich, dass auch das Kino der Nazizeit eine große Traumfabrik war, die von ihren überlebensgroßen Stars lebte – theatralisch, illusionistisch, monumental, nicht selten verkitscht, lange Zeit von verkrampfter Heiterkeit und bis zum bitteren Ende von einer großen Todessehnsucht beseelt. Vielleicht, so Suchsland am Ende provokant, lasse sich das Dritte Reich gar als ein einziger Filmtraum verstehen: „Vielleicht wollten die Deutschen bis zum Schluss einfach das Kino nicht verlassen, nicht wieder in der Wirklichkeit ankommen.“

MAIK BRÜGGEMEYER



BEATLEMANIA

Die glücklichen Teenager aus New Jersey auf dem Weg zu den Fab Four

Ein Komet aus Liverpool

Der Prototyp von „Zurück in die Zukunft“ spielt in der Vergangenheit: Neuauflage von Robert Zemeckis' Debütfilm

I Want To Hold Your Hand

Nancy Allen, Bobby Di Cicco

Regie: Robert Zemeckis

★★★★



Als Marty McFly 1985 in Robert Zemeckis' „Zurück in die Zukunft“ mit seinem DeLorean versehentlich im Jahr 1955 landet, wird er Zeuge nicht nur der Jugend seiner Eltern und somit seiner eigenen Anfänge, sondern auch des Beginns einer neuen Jugendkultur (die er mit seiner Darbietung von Chuck Berrys „Johnny B. Goode“ sogar selbst einläutet): der Erfindung des Rock'n'Roll und somit des Teenagers (als Konsument). In seinem ersten Film, „I Want To Hold Your Hand“, erzählte Zemeckis sieben Jahre zuvor bereits davon, wie diese Rock'n'Roll-Urzeit durch den Einschlag eines Kometen aus dem fernen England zu Ende geht.

Anfang 1964 kämmen die älteren Jungs sich zumindest in Maplewood/New Jersey die Haare noch nach hin-

ten, während die Mädchen bereits in Zeitschriften vier Typen aus Liverpool anschnitten, die ihre Mähne nach vorn bürsten. Eines dieser Mädchen ist Rosie Petrofsky, die ihrer besten Freundin, Pam, am Tag vor der Britischen Invasion im Plattenladen ein Exemplar von „Meet The Beatles“ aufschwätzen will, doch die denkt eher an die Aussteuer und ans Erwachsenwerden, denn in zwei Tagen wird sie heiraten. An ihrem letzten Abend vor der Hochzeit würde sie gern noch etwas mit ihren Freundinnen unternehmen; Grace, die Fotografin werden will, schlägt nicht ganz uneigennützig vor, mit einer feudalen Limousine vor dem Hotel der Beatles vorzufahren und sich so Eintritt zu verschaffen. Sie macht sich an den schüchternen Sohn des Bestatters ran, der zwar noch keinen Führerschein hat, aber naturgemäß Zugang zu jeder Menge langer schwarzer Limousinen. Janis, die Tochter des örtlichen Plattenladenbesitzers, die Joan Baez und Bob Dylan hört, schließt sich der Wallfahrt an, um vor dem Hotel gegen die Kulturindustrie zu protestieren, und während der sieben Stunden, die die Gruppe aufgrund von Fahrer Larrys Orts- und Fahrunkennntnis für die knapp 60 Kilometer nach Manhattan braucht, steigt auch noch der coole Rocker und Beatles-Skeptiker

Tony zu. Am Morgen des 9. Februar 1964 schaffen sie es tatsächlich vorbei an Tausenden hysterischen Teenies bis zum Eingang des Plaza Hotel. Von da an ist jedes der Mädchen auf sich allein gestellt und verfolgt seine eigene Strategie, um ins gut bewachte zwölfte Stockwerk zu gelangen, in dem die Beatles während ihres Aufenthalts residieren.

Zemeckis inszeniert diese verzweifelten Versuche als große, herrlich alberne Slapstickrevue mit Beatles-Soundtrack. Aber es ist Slapstick zweiter Ordnung, denn die Szenen sind gespickt mit Verweisen auf den ersten Beatles-Film, „A Hard Day's Night“. In den Dialogen tauchen immer wieder Anspielungen auf Songs auf, die 1964 noch gar nicht geschrieben waren – „Things are all helter skelter!“, beschwert sich eine aristokratische Dame beim Liftboy über die Beatlemania-bedingt chaotischen Zustände im Hotel –, und der DJ und Beatles-Wegbereiter Murray The K spielt sich gleich selbst. Die Figuren stolpern also gewissermaßen über die Fußnoten der Beatles-Geschichte, allen voran der Protonerd Richard „Ringo“ Klaus, der sich an der Auslegeware zu schaffen macht, über die die Fabs zuvor gelaufen sind. Pam schafft es schließlich als unfreiwilliger Passagier eines Servierwagens in die verwaiste Beatles-Suite

und scheint dort ohne Fremdeinwirkung quasi auratisch ihre Unschuld zu verlieren. Als John, Paul, George und Ringo schließlich eintreffen, verkriecht sie sich wie ein heimlicher Liebhaber unterm Bett und sieht – wie der Zuschauer – nur die Stiefel ihrer in breitem Scouse-Dialekt scherzenden Helden. An eine Hochzeit ist nach dieser Epiphanie selbstverständlich nicht mehr zu denken.

Am Ende läuft natürlich alles auf den Auftritt der Beatles in der „Ed Sullivan Show“ hinaus. Will Jordan gibt eine treffgenaue Impression des Gastgebers, Zemeckis bettet Archivmaterial des Auftritts virtuos in die Szenen ein, und Tony will (im Gegensatz zu Marty McFly sieben Jahre später) vorsätzlich in die Geschichte eingreifen und die TV-Übertragung, die die Welt verändern sollte, mit einer Axt beenden.

Mit „I Want To Hold Your Hand“ entwickeln Zemeckis und sein Koautor, Bob Gale, den Prototyp ihrer erfolgreichen Komödien der „Zurück in die Zukunft“-Reihe, die Nostalgie und Zeitgeistkritik, Slapstick und witzige Dialoge vereinen. Selbst die alternative Geschichtsschreibung von Zemeckis' Oscar-Erfolg „Forrest Gump“ ist hier in der Verwendung von historischem Bildmaterial bereits angelegt. (Studiocanal)

MAIK BRÜGGEMEYER



The Sea Of Trees

Matthew McConaughey,
Ken Watanabe, Naomi Watts

Regie: Gus Van Sant

★★

Der Wissenschaftler Arthur Brennan (Matthew McConaughey) will sterben. Um es würdevoll zu tun, googelt er „good places to die“. Die Suchmaschine spuckt ihm den berühmten Selbstmörderwald Aokigahara in Japan aus. Dieses „Meer der Bäume“ gibt dem Film seinen Titel. Unter dem Schutz der Baumkronen will Arthur mit der Natur eins werden. Dort angekommen legt er einen Brief an seine Frau ab und beginnt Tabletten in sich hineinzustopfen. Doch er wird von einem blutüberströmten Mann gestört, der nach eigener Aussage seit zwei Tagen durch den Wald irrt. Takumi Nakamura (Ken Watanabe) ist selbst lebensmüde, wenngleich er nach eigenem Bekunden nie sterben wollte. Mit ihm wird Brennan tagelang durch den sagenumwobenen Wald irren. Eine physische Herausforderung, die die Männer an die Grenzen ihrer Existenz führt.

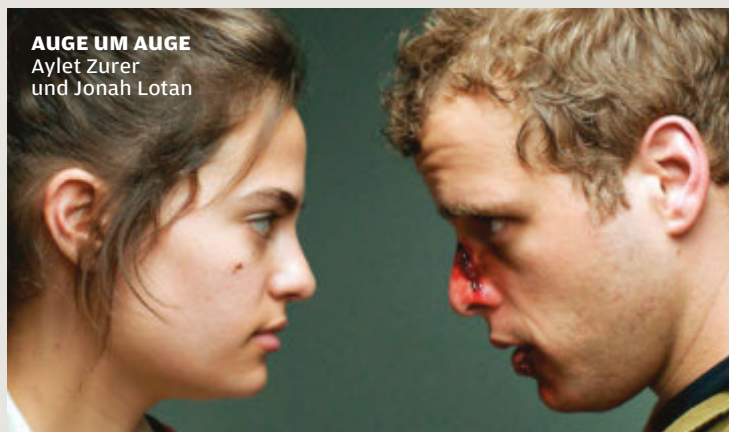
In Rückblenden erzählt Gus Van Sant die Geschichte von Arthur und Joan Brennan (Naomi Watts). Was anfangs noch nach einer Ehe aussieht, die unter den Nachwirkungen einer längst vergangenen Affäre zerbricht, ist die Rekonstruktion von Arthurs Vorleben, das in einer Tragödie gipfelt.

Gus Van Sant hat sich mit Filmen wie „Elephant“, „Good Will Hunting“ und „Paranoid Park“ einen Namen als Porträtist der Unangepassten gemacht. In „Milk“ und „Promised Land“ rückte er mit diesem Talent nah an die Hollywood-industrie heran. „The Sea Of Trees“ ist wohl sein bisher schwächster Film. Vor allem der spirituell- wehleidige Grundton, mit dem der amerikanische Regisseur seine Geschichte untermalt, nervt gewaltig. Als Brennan Zweifel an Gott äußert, stürzt er einen Felsabhang hinunter und verletzt sich schwer. Von diesem Moment an kriecht und stöhnt sich der Oscarpreisträger an der Seite des Japaners durch den Wald: ein Martyrium als Strafe der Götter. In der Kälte der Nacht gestehen sich beide am Lagerfeuer weinerlich ihre Schlechtigkeit und trösten sich mit japanischen Weisheitsplattitüden. (Univisum)

THOMAS HUMMITZSCH

SERIEN

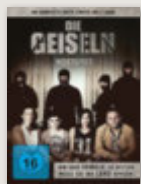
NEUE STAFFELN – VON BIRGIT FUSS UND GUNTHER REINHARDT



AUGE UM AUGE
Ayelet Zurer
und Jonah Lotan

Die Geiseln – Staffel 1

Jonah Lotan, Ayelet Zurer, Tomer Kapon ★★★½

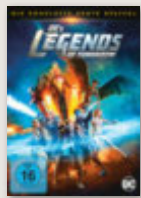


Spätestens seit „Hatufim“ die Vorlage für „Homeland“ lieferte, sind israelische Serien en vogue. Und auch in „Die Geiseln“ geht es um eine politische Verschwörung: Eine Chirurgin soll gezwungen werden, bei einem Routineeingriff den israelischen Ministerpräsidenten sterben zu lassen. „Die Geiseln“ ist ein toll besetzter und inszenierter Mix aus Thriller, Psychodrama und Kammerspiel. Ein US-Remake gibt es auch schon; „Hostages“ mit Toni Colette und Dylan McDermott wurde aber bereits nach einer Staffel wieder abgesetzt. (Univisum)

GR

Legends Of Tomorrow – Staffel 1

Arthur Darvill, Caity Lotz, Victor Garber ★★½



Ein Zeitreisender sammelt ein Team aus B-Superhelden und smarten Verhaltensauffälligen auf, um einem unsterblichen Überschurken das Handwerk zu legen: „Legends Of Tomorrow“ – ein Ableger der DC-Superheldenserien „The Flash“ und „Arrow“ – ist ein unverschämte-verzweifelter Versuch, „Guardians Of The Galaxy“ mit „Doctor Who“ zu kreuzen. Noch ärgerlicher als das fehlende Interesse der Serie, sich wenigstens ein bisschen auf die eine oder andere Figur in ihrem Ensemble einzulassen, ist, dass diesem Trashquatsch tatsächlich gerade schon eine dritte Staffel spendiert wurde. (Warner Home Video)

GR

Humans – Staffel 1

Tom Goodman-Hill, Katherine Parkinson, Gemma Chan ★★★½



Die Idee hatten die Schweden, aber die Briten haben daraus ein noch nervenaufreibenderes Drama gemacht: „Humans“ stellt die Frage, was passiert, wenn Roboter, hier Synths genannt, so menschlich aussehen und schließlich auch werden, dass sie von den echten Menschen kaum noch zu unterscheiden sind. Wie behandeln wir sie, welche moralischen Werte gelten? Tom Goodman-Hill („Downton Abbey“) und William Hurt spielen wunderbar verwirrte Leute, aber Gemma Chan stiehlt ihnen eiskalt die Show. (Rough Trade)

BF

Limitless – Staffel 1

Jake McDorman, Jennifer Carpenter, Mary Elizabeth Mastrantonio ★★★



Endlich haben sie Jake McDorman („Greek“, „Shameless“) mal eine Hauptrolle gegeben! In „Limitless“ spielt er den Nichtstuer Brian Finch, der durch die Droge NZT zum Superschlauberger und FBI-Berater wird. Wer nicht nur fernsieht, sondern ab und zu auch ins Kino geht, fühlt sich natürlich an den Film „Ohne Limit“ mit Bradley Cooper erinnert, an den diese clevere Thrillerserie anknüpft (und Cooper sogar ein paar Gastauftritte beschert). Trotzdem war nach nur einer Staffel Schluss. (Universal)

GR



Tschick

Tristan Göbel, Anand Batbileg

Regie: Fatih Akin

★★★★

Regisseur Fatih Akin hat aus dem gleichnamigen Bestsellerroman des 2013 verstorbenen Wolfgang Herrndorf mit zwei tollen Hauptdarstellern und einem Soundtrack aus HipHop und Indierock ein temporeiches und sehr unterhaltsames Roadmovie gemacht, das wie fast alle seine Filme das unangepasste Außenseitertum feiert; die melancholischen Momente der Vorlage spart er aus. Das Bonusmaterial bietet neben Interviews, Blicken hinter die Kulissen und einem Making-of des Musikvideos zum Stereolab-Cover „French Disko“ von Dirk von Lowtzow und den Beatsteaks einen Auftritt des Romanautors selbst, der bei einer Lesung ein sehr komisches, aus dem Roman gestrichenes (im vergangenen Jahr im ROLLING STONE abgedrucktes) Kapitel liest. (Studiocanal)

MAIK BRÜGGEMEYER



Seefeuer

Regie: Gianfranco Rosi

★★★★½

Es sollte kein politischer Film werden. Gerade dies macht Gianfranco Rosis Gewinnerbeitrag der letztjährigen Berlinale zu einem politischen Statement. Dabei erzählt er in seinem Film über die italienische Mittelmeerinsel Lampedusa keineswegs eine bestimmte Geschichte. Er fängt einfach nur die Schicksale ein, die sich vor und auf der Insel mal auf dramatische, mal auf gewöhnliche Weise kreuzen. Der Regisseur, der für „Das andere Rom“ 2013 bereits den Goldenen Löwen in Venedig gewann, macht das mit schonungslosen Bildern vom Flüchtlingselend, aber auch mit verträumten Impressionen der in ihren Traditionen verwurzelten Insel und ihrer Bewohner. Die europäische Gesellschaft ist hier vollkommen abwesend – und dieser für einen Oscar nominierte Film damit das ehrlichste Porträt Europas und seiner derzeitigen Befindlichkeit. (Weltkino) THOMAS HUMMITZSCH

Rastaman Vibration

Ein preisgekröntes kraftvolles Epos über das Attentat auf Bob Marley und die jüngere Geschichte Jamaikas



Marlon James

Eine kurze Geschichte von sieben Morden

★★★★½

„Many more will have to suffer/ Many more will have to die.“ Bob Marleys „Natural Mystic“ ist einer von mehreren Songs, die für Marlon James' mit einem Man Booker Prize ausgezeichneten Roman „Eine kurze Geschichte von sieben Morden“ den Ton vorgeben. Mit sieben Morden ist es noch lange nicht getan, und kurz ist die Geschichte, die James einer Vielzahl von Icherzählern in den Mund legt, mit einem Umfang von über 800 Seiten schon gar nicht. Sie beginnt im Dezember 1976 und endet nach mehreren Zeitsprüngen im März 1999.

Der Großteil der Handlung spielt auf Jamaika. Dort, in den Dynamic Sound Studios von Kingston, hatten die Rolling Stones 1972 nahezu komplett ihr Album „Goats Head Soup“ aufgenommen; „Black And Blue“ zeigte sich später vom Reggae beeinflusst, laut Alex Pierce alles andere als ein Meisterwerk. Pierce ist ein fiktiver Reporter des ROLLING STONE und soll für die Klatschspalte Mick und „Keef“ im Auge behalten. Doch er hat von einer viel größeren Sache Wind bekommen, die „den Sänger“ betrifft, wie Bob Marley im Buch genannt wird. Sie wird damit enden, dass nicht mehr Reggae der Exportschlager Nummer eins ist, sondern Crack. Ihren Anfang nimmt sie jedoch woanders.

Premierminister Michael Manley hat ein Friedenskonzert mit Marley organisiert, um den gewaltsamen Konflikt zwischen den politischen Gruppierungen Jamaikas zu beenden. Zwei Tage vorher wird auf Marley ein Attentat verübt: Unbekannte dringen in sein Haus ein und eröffnen das Feuer. Wie durch ein Wunder wird er nur leicht verletzt. Auch seine Frau und sein Manager kommen mit dem Leben davon. Viele andere aber werden nun leiden oder



EPIKER
Marlon James

sterben müssen. „Jamaika wird nie besser oder schlechter“, heißt es im Roman, „es findet bloß immer neue Wege, gleich zu bleiben.“

Auch wer sich weder für Reggae im Allgemeinen noch für Bob Marley im Besonderen interessiert, sollte weiterlesen. Zwar steht der nie vollständig aufgeklärte Mordanschlag auf Marley im Zentrum von James' Roman. Dem jamaikanischen Autor, der inzwischen in den USA lebt, geht es aber um deutlich mehr. Er entwirft ein vieltimmiges historisches, politisches und gesellschaftliches Panorama, um den gesamten Kontext einer Gewalttat darzustellen, mitsamt den grausamen Konsequenzen. Geld strömt ins Land, Waffen strömen ins Land. Da mischen die kolumbianischen Drogenkartelle ebenso mit wie die CIA, weil man befürchtet, Jamaika könne zu einem zweiten Kuba werden. Da spielen die politischen Parteien eine genauso entscheidende Rol-

le wie die von ihnen unterstützten rivalisierenden Gangsterbanden der Kingstoner Gettos. Und natürlich geht es um die Träume und Ängste der einzelnen Figuren: Eine wünscht sich, Jamaika als Ehefrau eines Amerikaners zu verlassen, ein anderer fürchtet nichts mehr, denn als „Battyman“ – das heißt als Homosexueller – verspottet zu werden, und wieder ein anderer spielt mit dem Gedanken, Mick Jagger zu entführen und zwei Millionen Dollar Lösegeld zu verlangen. Leichter umzusetzen scheint hingegen der Plan des Josey Wales, in den 80er-Jahren in Miami und New York groß ins Crackgeschäft einzusteigen. Sie alle haben miteinander zu tun, sind verbunden durch ein Geflecht der Gewalt, der Drogen und der Korruption des „Shitstem“. Sie stellen dumme Fragen, um von ihrem Gegenüber unterschätzt zu werden, intrigieren, kokettieren und morden, um zu überleben.

Dass James jeder Figur eine individuelle Stimme gibt, ein nachvollziehbares Innenleben, einen widersprüchlichen, glaubhaften Charakter, macht den Roman vielschichtig und packend. Nicht umsonst gehören William Faulkner und Charles Dickens zu seinen Vorbildern. Der Plot ist überaus komplex, die Gewaltszenen werden ebenso plastisch wie drastisch geschildert, die Dialoge sind pointiert und ruppig. Und es wimmelt von popkulturellen Verweisen: von „Dirty Harry“ über Andy Gibbs „Shadow Dancing“ bis zum „Denver Clan“. Kein Wunder, dass HBO vorhat, „Eine kurze Geschichte von sieben Morden“ für eine TV-Serie zu adaptieren.

Marlon James, der sich erst in seiner neuen Heimat Minneapolis offen zu seiner Homosexualität bekennen konnte – er ließ einst sogar einen kruden Exorzismus über sich ergehen, um vom Schwulsein „geheilt“ zu werden –, schreibt unterdessen eine Fantasytrilogie: eine Art afrikanisches „Game Of Thrones“, wie er in einem Interview sagte. Hexen, Dämonen, Goblins und verrückte Könige gebe es in der afrikanischen Folklore schließlich zuhauf. Außerdem müsse er sich dann nicht mehr darüber ärgern, dass es in „Herr der Ringe“ keine schwarzen Hobbits gibt.

Dass er in die Fußstapfen von J. R. R. Tolkien und George R. R. Martin tritt, ist ihm allemal zuzutrauen. Wie man mit einer Unzahl von Figuren umgeht, wie man sie empathisch und erbarmungslos schildert, wie man etliche Handlungsstränge straff miteinander verknüpft, hat er mit diesem Kraftpaket von einem Roman über die jüngere Geschichte Jamaikas bereits bewiesen. Dass es sich dabei naturgemäß um eine Fiktion handelt, gespeist aus Recherche, Vorstellungskraft und Einfühlungsvermögen, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass James einem realistischen Bild ziemlich nahekommt. Einem Bild, das trotz der ständig drohenden Gewalt auch eines der Hoffnung ist. Immerhin diktiert das inhaftierte Gangmitglied Tristan Phillips dem Reporter Alex Pierce den Zweck eines noch zu schreibenden Buchs in die Feder: „Die Leute müssen das wissen. Sie müssen wissen, dass es einmal diese Chance gab, dass wir es hätten schaffen können, verstehst du?“ Jetzt wissen wir es, jetzt beginnen wir zu verstehen. Nicht das geringste Verdienst dieses ungewöhnlichen Romans. (Heyne Hardcover, 27,99 Euro) **ALEXANDER MÜLLER**



Chris Kraus

I Love Dick

★★★★½

Chris Kraus ist eine mit ihrer Kunst hadernde Avantgarde-Filmerin. Sie ist mit dem fast 20 Jahre älteren Sylvère Lotringer liiert, dem Startheoretiker und berühmten Vermittler französischer Theorie. Ihre Beziehung kriselt etwas, verwandelt sich langsam in eine intellektuelle Produktionsgenossenschaft. Da treffen sie Lotringers Kollegen Dick. Der Nachname wird in diesem Buch nie genannt, es handelt sich aber um Dick Hebdige, den großen Kulturwissenschaftler und Subkulturtheoretiker. Dick lädt sie ein, eine Nacht in seinem Haus in der kalifornischen Wüste zu verbringen. Er flirtet mit Chris, mehr nicht, am nächsten Tag ist er spurlos verschwunden. Chris Kraus entwickelt daraufhin eine Obsession für diesen Wissenschaftscowboy, gerade weil nichts passiert ist. Sie deutet die Leerstelle, ihre nicht vorhandene Liaison, als „Konzeptfick“ und arbeitet nun manisch an diesem „Projekt“ weiter. Sie und Lotringer umkreisen das erotische Vakuum in Briefen, die sie nie abschicken. Die beiden versuchen Dick für ihr Kunstprojekt zu interessieren, aber der reagiert verstört und mit deutlicher Ablehnung. Das stachelt Chris nur weiter an – zu immer offeneren, gewagteren Konfessionen. Die „Schwärmerie“ für Dick wird mehr und mehr zu einer Art Anlass und zugleich Rahmen für eine totale Selbstoffenbarung. Erst in der völligen Hingabe an den simulierten Geliebten kommt sie ganz zu sich – und liefert so scheinbar ein authentisches Abbild einer intellektuellen Frau Mitte der Neunziger. Wohl wissend, dass es so etwas wie Authentizität, Unmittelbarkeit und „wahre Gefühle“ gar nicht gibt, dass man immer schon mit Texten und Zeichen operiert, sich folglich stets im Modus der „Performance“ befindet. Kraus liefert die Analyse gleich mit.

„I Love Dick“ ist ein Hybrid aus wissenschaftlicher Fallstudie und Briefroman, das trotz seiner poststrukturalistischen Camouflage eine Menge ziemlich peinlichen und auch ziemlich banalen Insiderklatsch auffährt. Der war für den Erfolg des sperrigen Buches in den Staaten in erster Linie verantwortlich. Die akademischen Eggheads haben sich hier feuerrote Ohren gelesen. Für den deutschen, in der transatlantischen Kunstszene nicht so bewanderten und vielleicht auch vom Eros der postmodernen Theorie nicht ganz so entflammten Leser fehlt folglich der halbe Spaß. Aber die manische Energie, mit der die Autorin ihre Krise hier literarisch bearbeitet, erzeugt auch so einen ziemlich Sog. (Matthes & Seitz, 22 Euro)

FRANK SCHÄFER



Tex Rubinowitz

Lass mich nicht allein mit ihr

★★★★

Nichts als Lügen hat Tex Rubinowitz in seinem neuen Roman „Lass mich nicht allein mit ihr“ für uns parat. Und doch muss man jubeln, nachdem man sich von diesem Spiel eines Schalks an der Nase herumführen lassen. Eigentlich dreht sich das Werk nur um eine Schreibkrise des Autors selbst. Worüber soll der Ich Erzähler, der sich als Rubinowitz zu erkennen gibt, berichten? Über einen Mordfall? Oder doch über einen Kollegen namens Abdul, der ihn vor seinem Tod, wie wir erfahren, still und heimlich ausspioniert hat? Spannender mutet – zwischen all den poppigen Abschweifungen zu ABBA oder der Schauspielerin Anja Kruse – die Frage an, wer überhaupt hinter dem Roman steht. Am Ende vielleicht doch eher Abdul als Tex? Mit großem Raffinement und leichtem Fabuliergestus ist dem Wiener Autor ein anregendes Glanzstück unzuverlässigen Erzählens gelungen. Es besteht kein Zweifel: Rubinowitz gehört zu den hellsichtigsten Schriftstellern seiner Generation. (Rowohlt, 19,95 Euro)

BJÖRN HAYER



Bill Clegg

Fast eine Familie

★★★★½

Am Anfang steht eine Tragödie. In der Nacht vor der Hochzeit ihrer Tochter verliert die 52-jährige Galeristin June Reid bei einem Hausbrand alle ihr nahestehenden Menschen: ihren 20 Jahre jüngeren Freund, ihre Tochter, deren Bräutigam und ihren Exgatten. Nur Reid überlebt. Schwer traumatisiert verlässt sie den Ort der persönlichen Katastrophe, das kleine Städtchen Wells in Connecticut, und sucht ihr Heil in der Flucht an die nördliche Westküste. In seinem Debütroman nähert sich der Literaturagent Bill Clegg, der in „Porträt eines Süchtigen als junger Mann“ von seiner Drogensucht berichtete, behutsam aus verschiedenen Perspektiven den Biografien der Unfallopfer und Hinterbliebenen. Er widmet die Kapitel einzelnen Personen; Freunde, Nachbarn und Vermieter kommen in diesem fabelhaften Episodenroman ebenso zu Wort wie die Angehörigen. „Fast eine Familie“ ist ein schön erzählter Roman über die Zerbrechlichkeit des Lebens, über Einsamkeit und Schuldgefühle. (S. Fischer, 22 Euro)

GÉRARD OTREMBIA

Status Quo
AQUOSTIC LIVE

21.11. BIELEFELD
22.11. HANNOVER
11.12. BERLIN
12.12. FRANKFURT
13.12. BADEN-BADEN

15.12. STUTTGART
16.12. HALLE
18.12. DÜSSELDORF
19.12. HAMBURG
21.12. NÜRNBERG

it rocks!

ALICE COOPER

02.08. DRESDEN, JUNGE GARDE

© Rose Hallin

THE JESUS AND MARY CHAIN

DAMAGE AND JOY TOUR

20.04. Darmstadt, Centralstation
21.04. Hamburg, Fabrik
24.04. Berlin, Huxleys
25.04. Köln, Live Music Hall

© Mike Laye



Daniel Clowes

Patience

★★★★

Patience und Jack wurden nicht auf der Sonnenseite des Lebens geboren. Beide wuchsen in bescheidenen Verhältnissen auf; Geldsorgen, Scham, Ausgrenzung und Gewalt lernten sie schon früh kennen. Kein Wunder, dass sie beim jeweils anderen den lange gesuchten Halt finden. Als Patience von Jack ein Kind erwartet, keimt Hoffnung auf. Doch nur wenige Tage später findet Jack seine Freundin tot in der Wohnung und wird als Tatverdächtiger festgenommen.

Jack ist ein klassischer Antiheld à la Daniel Clowes. Er ist in der Welt, in die sein Schöpfer ihn gesetzt hat, hoffnungslos verloren, doch er macht sie sich zu eigen. Nach seiner Entlassung aus dem Knast springt die Erzählung aus dem Jahr 2012 ins Jahr 2029, als Jack in den Besitz eines mysteriösen Zeitreisegeräts gerät. Er beamt sich damit um Jahrzehnte zurück, um den Mord an Patience zu verhindern und sein Leben wieder in die richtigen Bahnen zu führen. Das ist nur der Anfang zahlreicher Zeitrei-

sen, die Jack mit Patience' beklagenswerter Lebensgeschichte, aber auch mit seiner eigenen verkorksten Biografie konfrontieren. Und mit jeder verpassten Chance, den Lauf der Ereignisse zu verändern, rückt die Frage in den Vordergrund, ob ein Eingriff in die Geschichte den erhofften Effekt zeitigen würde: Würde er ihr, wenn er sie als Kind bei einer seiner Zeitreisen aus der Armut holte, später überhaupt begegnen? Mit jeder Zeitreise erfährt man etwas mehr über Patience' Vergangenheit, und mit jeder Information wird Jacks Plan waghalsiger.

Clowes ist spätestens seit seinem Magazin „Eightball“ aus den späten Achtzigern eines der größten zeitgenössischen Comicgenies; auch Giganten wie Adrian Tomine oder Chris Ware schwärmen von seinen Arbeiten, die mit Terry Zwigoffs „Ghost World“ zudem den Weg auf die Leinwand gefunden haben. Im Sommer kommt eine Adaption des großartigen Comics „Wilson“ in die Kinos – das gleichnamige Album wird dafür neu aufgelegt.

Klare Linien, knallige Farben und unter die Haut gehende Dialoge prägen das Werk des Amerikaners. In „Patience“, dieser sensationell visualisierten Zeitreise samt düsteren Verwicklungen, reizt Clowes die Möglichkeiten der sequenziellen Erzählkunst vollends aus. Ein weiteres Meisterwerk. (Reprodukt, 29 Euro)

THOMAS HUMMITZSCH



Joachim Lottmann

Alles Lüge

★★★½

Beim Versuch, der Freundin den Inhalt dieses Bewusstseinsstroms zu referieren, geriet der Rezensent in kürzester Zeit in einen Streit. Als wäre er selbst der Icherzähler Lohmer, der hier „die Apokalypsen der realen Welt relativiert, ja sogar ins Lächerliche schrumpfen lässt“. Dieser Lohmer also schwört ohne Unterlass auf houellebecqsch-aufklärerische Weise die Gefahren des Islamismus herauf, mit einem gewissen AfD-Ekel naturgemäß, im Hinblick auf Frau Petry dann wieder ambivalent sexuell aufgeladen. Lohmers Freundin, eine in Wien geschätzte Journalistin, hält dagegen und redet am Ende der so klug-geschwätzigen wie klug-zeitnahen Suada, die tief ins letzte Jahr hineinblendet – samt österreichischer Bundespräsidentenwahl und dem Lkw-Anschlag in Nizza – vom „europäischen Sozialismus“. Wovon sollen wir träumen, fragt diese explosive Mischung der Thesen und Antithesen. (KiWi, 12 Euro)

PHILIPP HAIBACH



Jochen Schmid

Zuckersand

★★★½

Während Karls viel beschäftigte Mutter ihre pädagogischen Hinweise per SMS gibt, entdeckt sein Vater, der beruflich Werbetexte für „Die neue Hausfrau“ schreibt und so selbst die neue Hausfrau ist (nämlich ein Hausmann), mit ihm die Welt. Alles in diesem dichten urbanen Urwald ist von Interesse. Die beiden bestaunen die kleinsten Dinge am Wegesrand, und der Vater und Erzähler verliert sich dabei in seinen eigenen Kindheits-erinnerungen. Was passiert mit der Freude, die wir als Kind haben, fragt sich Schmidts Erzähler, um kurz darauf festzustellen, dass sie an der Erkenntnis zerschellt. „Die Dinge waren in Wirklichkeit nie so schön, wie man sie sich vorgestellt hat.“ Ein Roman der Heilung sei „Zuckersand“, so Schmid. Mag sein. Das gilt allerdings nur für jene, die in Globuli und Bachblüten echte Medizin erkennen. Für alle anderen ist es ein amüsantes Lesebühnenporträt des Bionade-Biedermeier. (C.H. Beck, 18 Euro)

THOMAS HUMMITZSCH

MUSIK ZUM LESEN

Hans-Joachim Roedelius *Roedelius - Das Buch* ★★★½



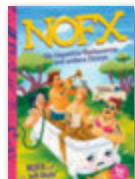
Mit Projekten wie Cluster und Harmonia hat Hans-Joachim Roedelius die elektronische Musik geprägt wie kaum ein anderer Künstler. Allein diese Tatsache wäre für zentnerschwere Memoiren Rechtfertigung genug. Doch der rastlose Roedelius ist auch im Alter von 82 Jahren immer noch damit beschäftigt, neue kreative Wege zu gehen.

Mit „Roedelius - Das Buch“ legt er ein persönliches, ereignisreiches und vor Erinnerungen nur so übersprudelndes Konglomerat aus autobiografischen Skizzen, Poemen, Bildern, Zitaten, philosophischen Randnotizen und historischen Dokumenten vor. Niemand soll vergessen werden, weder Brian Eno, der 1977/78 kurz bei Cluster mitmischte, noch der einzige Maultrommler der Wiener Philharmoniker, der wie viele andere vom Autor als Koryphäe gelobt wird. Über David Bowie hingegen weiß Roedelius nicht viel zu sagen, er lobt nur sein ausgesprochen freundliches Wesen und erzählt nüchtern, dass der Popstar im Vergleich zu seiner Tochter Rosa ein „Winzling“ war.

Roedelius' Lebenserinnerungen sind von großer Dankbarkeit und einem anrührenden romantischen Blick auf die Welt geprägt. Am deutlichsten wird das in seinen von den großen Romantikern inspirierten Gedichten und Haikus, die auch den sprachverliebten Geistesmenschen verraten. Einen Spannungsbogen liefert die mit privaten und oft auch nachdenklich stimmenden Bildern angeereicherte Selbstbeschreibung zwar nicht mit – sie unterhält dafür aber großzügig. Im Ton zuweilen etwas schwatzhaft, verfolgt das wuchtige Kompendium ja auch kein geringeres Ziel, als den ganzen Roedelius abzubilden – mit allen Leidenschaften und Fehlern. Natürlich ein Ding der Unmöglichkeit. Aber mehr kann man über den Eigenbrötler wohl nicht erfahren. (bio.roedelius.com, 35 Euro)

MARC VETTER

NOFX *Die Hepatitis-Badewanne und andere Storys* ★★★



Pisse trinken ist Punk. Mit dieser Erkenntnis eröffnet Fat Mike, der Sänger von Amerikas kaputtester Funpunk-Band NOFX, eine Bandbiografie, die sich bisweilen liest, als hätte jemand den Rashomon-Effekt auf eine Folge von „Jackass“ angewandt. Jedes Mitglied darf in dieser Oral History seine eigene Version erzählen, vom Rotz-Wetttrinken mit japanischen Fans bis zur nächtlichen Entführung von Green-Day-Sänger Billie Joe Armstrong überbieten sie sich gegenseitig mit den haarsträubendsten Geschichten. Die vielen privaten Tiefpunkte, Drogensucht, Kindheitstraumata und Gewaltausbrüche klingen im furchtlos behämmerten Grundton ebenfalls wie Witze. Punk ist, wenn man trotzdem lacht. (Edel, 22,95 Euro)

FABIAN PELTSCH

Wilko Johnson *Das Leben geht weiter* ★★★½



Für einen ehemaligen Englischlehrer und Shakespeare-Fan hält Dr.-Feelgood-Sänger Wilko Johnson seine Memoiren in einem überraschend unliterarischen Tonfall. Stattdessen bemüht er sich, möglichst abgeklärt und lässig zu klingen. Das Angestrengt-Unangestrenzte passt leider nicht gut zum Thema – nicht Johnsons Zeit bei den 70er-Jahre-Pubrockern wird hier im Detail besprochen, sondern seine Krebserkrankung und die anschließende unerwartete Genesung. Johnson ist wohl auch ein recht eitler Typ und verweist bei jeder sich bietenden Gelegenheit (und davon bieten sich in einer Autobiografie so einige) auf seine eigene Geschmacks-sicherheit. Wenn er einmal offen und ungekünstelt über seine Ängste und seine Zweifel spricht, ist das Buch gleich viel besser. (Heyne Hardcore, 19,99 Euro)

JAN JEKAL

„ER SPIELT WIE EINE MASCHINE, NUR besser“, sagte Holger Czukay einmal – und beschrieb damit ziemlich präzise das Vermögen von Jaki Liebezeit, der ein Schlagzeuger war, wie es keinen anderen gab.

Er hieß eigentlich Hans und wurde ein Jahr vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in Dresden geboren. Als Teenager spielte er Jazz, später trommelte er im Manfred Schoof Quintet, doch bekannt wurde Liebezeit, als er dem Jazz den Rücken kehrte und mit Czukay, Irmin Schmidt und dem 19-jährigen Gitarristen Michael Karoli Can gründete. Sie spielten etwas, das man in England Krautrock taufte. Und Liebezeit gab dem Krautrock einen Groove. Die anderen machten Töne, Geräusche, Stimmen – er hielt den Beat: 18 Minuten lang auf „Halleluwah“, einem Stück des dritten, 1971 veröffentlichten und vielleicht wichtigsten Can-Albums, „*Tago Mago*“.

Nur die frühen Kraftwerk und etwas später Neu! machten vergleichbare Musik. Sie kamen alle aus dem Köln-Düsseldorfer Raum, dort tanzt man gern. Und anders als bei anderen Krautrockbands spielten bei Can keine Hippies, ging es nicht um spirituellen Kitsch oder die Weltrevolution, sondern um Erkundungen im schier endlosen Raum zwischen Tönen und Rhythmen. Bis Mitte der 70er-Jahre veröffentlichten Can tolle Platten, „*Ege Bam-yasi*“ und „*Soon Over Babaluma*“ standen in jeder britischen Plattensammlung, die etwas auf sich hielt, David Gilmour pilgerte zu ihnen ins Studio, in Deutschland blieben Can trotz zweier Top-Ten-Hits ein Flüstertipp.

Als sich die Band Ende der 70er-Jahre auf-



Jaki Liebezeit

löste, arbeitete Liebezeit als Produzent und Studiomusiker. Er trommelte auf den damals irre erfolgreichen Soloalben des vormaligen Neu!-Gitarristen Michael Rother und 1980 auf Joachim Witts Debüt, „*Silberblick*“. Er half vor allem klaglos in den unterschiedlichsten Kölner Bands aus, ob sie Dunkelziffer oder Zeltinger Band hießen, Indiepop oder Mitgrölrock machten, da war er unprätentiös, obwohl ein schönes überliefertes Liebezeit-Zitat widerspricht: „Bei Musik hört die Freundschaft auf.“

Dennoch gründete er nach Can zunächst die Phantomband mit zwei Kölner Freunden, dem Gitarristen Dominik von Senger und dem Keyboarder (und späteren Harald-Schmidt-Kapellmeister) Helmut Zerlett. Drei Platten erschienen, angenehm sphärische Jazzrock-Fusion, natürlich von Liebe-

zeits stringentem Schlagzeugspiel geprägt. Musikalisch interessanter war seine Zusammenarbeit mit Jah Wobble, dem Bassisten von Public Image Ltd und Can-Fan, der mit dem Ausnahmeschlagzeuger ein paar Tracks und das Album „*Full Circle*“ aufnahm, an dem auch Holger Czukay beteiligt war. Der Club Off Chaos, eine von Liebezeit dirigierte lebende Rhythmusmaschine, blieb ein Live-Act und ohne Albumveröffentlichung, die Aufnahmen mit Brian Eno 1995 ein ambitioniertes Intermezzo.

Aber er konnte auch anders. Er trommelte für Gianna Nannini, Westernhagen, Depeche Mode, Phillip Boa und Schiller. Da ließ er sich recht umstandslos anheuern, während er aber lieber befreundete Musiker wie zuletzt

den Kölner Elektronerd Burnt Friedman oder den wenig bekannten britischen Songwriter Robert Coyne (Sohn des 2004 verstorbenen, etwas bekannteren Kevin Coyne) über fünf beziehungsweise drei Platten hinweg als Musiker und Partner unterstützte.

Es gab wahrscheinlich keinen anderen Schlagzeuger in Deutschland, der einen so konsequent repetitiven Stil pflegte wie Jaki Liebezeit. Er war überzeugt, dass ein guter Drummer unbedingt monoton spielen müsse, dass es nicht um Virtuosität oder Pirouetten gehe, sondern um einen Groove. Er verzichtete früh auf die Pedale an seinem Schlagzeug, später auch auf Bassdrum und Hi-Hats. Für klassische Rockschlagzeuger hatte er nur Spott übrig.

Jaki Liebezeit starb am 22. Januar mit 78 Jahren an einer Lungenentzündung. **SZ**



Maggie Roche

DAS DEBÜT VON THE ROCHEs erschien 1979 bei Warner, produziert hatte es Robert Fripp. Berühmt wurden die drei Schwestern mit ihrem überirdisch zarten Folk trotzdem nicht – als eigensinnige, humorvolle Frauen waren sie der Popmusik ihrer Zeit zu sehr voraus. Die Roches waren Freakfolk, bevor es den Begriff überhaupt gab, und blieben es bis zu ihrem letzten Album im Jahr 2007. Am 21. Januar verstarb Maggie Roche, die älteste der drei Schwestern, im Alter von 65 Jahren an Brustkrebs.



Mark Fisher

SEINE WISSENSCHAFT WAR DIE „Hauntology“, sie handelt von Gespenstern – der Kulturwissenschaftler Mark Fisher, geboren 1968, beschäftigte sich mit dem Kapitalismus, der unsere Depressionen überleben wird, mit der Retromanie in der Popkultur und der Herrschaft des Geldes. Er schrieb Bücher und einen Blog und lehrte am Goldsmiths-College in London. 2014 fasste er in „*Ghosts Of My Life: Writings On Hauntology, Depression And Lost Futures*“ alles zusammen. Fisher nahm sich am 13. Januar das Leben.



John Wetton

BEREITS ALS SCHÜLER GALT DER 1949 geborene John Wetton als herausragendes Talent. Rockmusik, Jazz, Klassik: Wetton konnte alles spielen. Zwischen 1972 und 1974 prägte er als Sänger und Bassist von King Crimson den Prog-Rock maßgeblich mit; „*Starless*“ bleibt sein Vermächtnis. 1981 bereitete er den komplexen Sound seines ersten Soloalbums mit seiner Supergroup Asia fürs Radio auf; „*Heat Of The Moment*“ trug seine Stimme um die ganze Welt. Am 31. Januar starb Wetton 67-jährig an Krebs.



Pete O. Watts

MIT 13 ERLERNT DER 1947 geborene Peter Overend Watts das Gitarrespielen, doch bald tauschte er das Instrument gegen einen Bass. Mitte der Sechziger wurde er Mitglied einer Band, die häufig Namen und Besetzung wechselte, bis aus ihr 1969 Mott The Hoople hervorgingen, die 1972 mit dem von David Bowie geschriebenen Song „*All The Young Dudes*“ weltberühmt wurden. An den Erfolg seiner Glam-Tage konnte Watts später nie wieder anknüpfen. Er starb am 22. Januar mit 69 Jahren an Kehlkopfkrebs.

DAS ARCHIV ◀ REWIND



PRINZESSIN PARANOIA

„Paranoia-Prophet und Apokalypse-Apostel“: Versuchen Sie mal, diese Wörter ganz schnell mehrmals hintereinander auszusprechen! Im März 1997 waren nicht nur die Alliterationen kühn – auch die Doppelinterviews hatten es in sich. Das eingangs gemeinte Duo David Lynch und Trent Reznor sprach anlässlich der Veröffentlichung von „Lost Highway“ über die Faszination des Brutalen – ein paar Seiten weiter gefolgt von Morrissey und Joni Mitchell, die sich schonungslos über Promiskuität und Fleischverzicht ausließen. Die Konkurrenz war hochkarätig. Weil vor 20 Jahren aber gerade alle Welt die Wahrheit „irgendwo da draußen“ vermutete, fiel die Wahl für das Titelbild auf „Akte X“-Hauptdarstellerin Gillian „Scully“ Anderson. Oder wie wir sie nannten: „Die Prinzessin der Paranoia“.

Vor 20 Jahren Die Autoren-Charts 3/97

1. **BLUR**
„Blur“
2. **JOHNNY CASH**
„Unchained“
3. **WILCO**
„Being There“
4. **PAVEMENT**
„Brighten The Corners“
5. **VIC CHESNUTT**
„About To Choke“
6. **CATATONIA**
„Way Beyond Blue“
7. **BUILT TO SPILL**
„Perfect From Now On“
8. **16 HORSEPOWER**
„Sackcloth 'N' Ashes“
9. **CHUCK PROPHET**
„Homemade Blood“
10. **DAVID BOWIE**
„Earthling“

Entdecken Sie 40 Jahre Musikgeschichte, über 1.000 digitalisierte Ausgaben und mehr als 100.000 Artikel als E-Magazin zum Blättern.
www.rollingstone.de/das-archiv

AUTOREN



1. **SPOON**
„Hot Thoughts“ (-)
2. **MARK EITZEL**
„Hey Mr Ferryman“ (3)
3. **THE MAGNETIC FIELDS**
„50 Song Memoir“ (-)
4. **THE XX**
„I See You“ (11)
5. **LAURA MARLING**
„Semper Femina“ (-)
6. **MICHAEL CHAPMAN**
„50“ (4)
7. **A TRIBE CALLED QUEST**
„We Got It From Here ...“ (1)
8. **AIMEE MANN**
„Mental Illness“ (-)
9. **TIFT MERRITT**
„Stitch Of The World“ (17)
10. **RUN THE JEWELS**
„Run The Jewels 3“ (-)
11. **CHRISTIANE RÖSINGER**
„Lieder ohne Leiden“ (-)
12. **TY SEGALL**
„Ty Segall“ (-)
13. **HURRAY FOR THE RIFF RAFF**
„The Navigator“ (-)
14. **BALBINA**
„Fragen über Fragen“ (20)
15. **TIM DARCY**
„Saturday Night“ (-)
16. **SOLANGE**
„A Seat At The Table“ (2)
17. **JENS LEKMAN**
„Jens Lekman“ (16)
18. **MEAT WAVE**
„The Incessant“ (-)
19. **DIRTY PROJECTORS**
„Dirty Projectors“ (-)
20. **LOYLE CARNER**
„Yesterday's Gone“ (-)

LESER



1. **LEONARD COHEN**
„You Want It Darker“ (1)
2. **NEIL YOUNG**
„Peace Trail“ (6)
3. **THE ROLLING STONES**
„Blue & Lonesome“ (12)
4. **DAVID BOWIE**
„Blackstar“ (9)
5. **RADIOHEAD**
„A Moon Shaped Pool“ (8)
6. **METALLICA**
„Hardwired ... To Self-Destruct“ (5)
7. **WILCO**
„Schmilco“ (4)
8. **THE XX**
„I See You“ (-)
9. **UDO LINDENBERG**
„Stärker als die Zeit“ (3)
10. **STING**
„57th & 9th“ (20)
11. **PETER DOHERTY**
„Hamburg Demonstrations“ (17)
12. **PAUL SIMON**
„Stranger To Stranger“ (10)
13. **MUSE**
„Drones“ (-)
14. **KING CRIMSON**
„Radical Action To Unseat ...“ (-)
15. **FRIEDRICH SUNLIGHT**
„Friedrich Sunlight“ (15)
16. **NICK CAVE & THE BAD SEEDS**
„Skeleton Tree“ (2)
17. **MICHAEL CHAPMAN**
„50“ (-)
18. **BRENT CASH**
„The New High“ (-)
19. **BON IVER**
„22, A Million“ (-)
20. **VAN MORRISON**
„Keep Me Singing“ (-)

MITMACHEN UND GEWINNEN

Stellen Sie den Charts der ROLLING-STONE-Autoren Ihre persönlichen Favoriten gegenüber und senden Sie uns bis zum 2. März 2017 eine E-Mail mit Ihren fünf aktuellen Lieblingsalben an charts@rollingstone.de. Zu gewinnen gibt es eines von fünf Exemplaren des neuen Laura-Marling-Albums, „Semper Femina“. Viel Glück!



FREI- GESCHWOMMEN Mike Oldfield



TOP-TEN-CLUB

Mittelerdemusik

Der Großmeister der Wellness sendet sanfte Soundwellen aus der Karibik: Return to Flötenmystik

MIKE OLDFIELD MÜSSTE MAN SEIN. Dann könnte man im Hawaiihemd oder gleich oberkörperfrei auf den Bahamas sitzen und launige Kommentare zum Brexit abgeben. Gelegentlich wird das eigene Soundarchiv mit neuem Trommelschlag und keltischen Windharfen aufgemöbelt. Nach diesem Rezept schickte der heute 63-jährige Multiinstrumentalist während der Neunziger bereits sein Schlüsselwerk „Tubular Bells“ in Serie. Nach einer längeren Pop- und einer kürzeren Chill-out-Phase mit dem Album „Tr3s Lunas“ hatte er zwischenzeitlich mal den Faden verloren. Er ging auf Tour und vertrieb sich die Zeit bei der gut bezahlten Oldieshow „Night Of The Proms“. Doch das war ihm bald zu fad. Oldfield ließ per Social Media bei der weltweiten Fanschar anfragen, was sie sich denn, musikalisch gesehen, künftig von ihm wünsche. Zurück zu den Wurzeln!, schallte es zurück.

Und siehe da, schon läuft der Laden wieder. Hinter den Düsseldorfer Politrappern Antilopen Gang konnte sich Oldfield mit „Return To Ommadawn“ souverän auf Platz zwei der deutschen Albumcharts schieben. Wo das Original von 1975 mit allerlei Ethno-Instrumentierung frühzeitig das Thema World Music anklickte, setzt das Sequel auf einen raumgreifenden Fantasykosmos. Das Cover ist eine Mischung aus Winterfeldzug und Mittelmeer. Über seinen Facebook-Account fordert der Studiomeister seine Jünger zur künstlerischen „Ommadawn“-Interpretation auf – ein Poesie- und Malwettbewerb im Zeichen des Wohlklangs. Alle Instrumente spielt Oldfield selbst, von der Mandoline bis zur irischen Sechslöcherflöte, die wie auf einem höfischen Ritterfest über einen fein gewebten Soundteppich fegt. Natürlich ist es eine aus der Zeit gefallene Platte. Passt trotzdem trefflich in die Zehnerjahre, eine Zeit, in der der Albumcharts-Pop längst ein Kuriositätenkabinett geworden ist.

RALF NIEMCZYK

Die nächste Ausgabe des ROLLING STONE erscheint am 30.3.2017

VOLLES PROGRAMM!



JEDEN MONAT NEU: Das komplette ARTE-Programm • Hintergrundberichte, Interviews + Fakten



Ausführliche Hintergrundberichte



Jede Menge Programm

MEHR ARTE GEHT NICHT. JETZT BESTELLEN:

 **040-3007 3013**

www.arte-magazin.de/gratis

Bei telefonischer Bestellung
bitte Bestellcode angeben:

A1FW1019



Floris van Bommel
9th generation shoemaker
since 1734



Floris van Bommel

Brandstores: **Düsseldorf** - Mittelstrasse 15, **Hamburg** - Neuer Wall 17, **Köln** - Ehrenstrasse 39, **Buy online:** www.florisvanbommel.de